17
1913. 1749

Irene

nebst

einigen Bausteinen

zum

Tempel dieser schönen Göttin,

gebrochen

in

den Ruinen der nächsten Vergangenheit.

Ein Gedicht

in

drei Gesängen,

den Erdengöttern, und denen, die Göttliches im Herzen tragen,

gewidmet

von

August Blumröder.

Sondershausen 1816.
In Commission bey Bernh. Fr. Voigt.

Kürzlich erschien von dem Herrn Verfasser der Irene
und in demselben Verlag:

Die

Lyra der Geselligkeit

oder

Sammlung der vorzüglichsten Gesellschaftslieder
für
Freunde des frohen Gesanges.

Preis, geheftet 16 Sgr.

Diese Sammlung zeichnet sich vor den zeither erschienenen Gesellschafts-Liederbüchern dadurch aus, daß sie nebst den vorzüglichen älteren und schon bekannten Liedern auch viele neue enthält, wie sie der Geist der Zeit und das gesellige Bedürfniß erfordern. Es sind darin unter sieben zweckmäßig geordneten Abtheilungen 94 Lieder erhalten, und bey jedem ist die Melodie genau angezeigt. Gewiß wird der Gebrauch dieses freundlichen Büchleins den Genuß des gesellschaftlichen Gesanges erhöhen, verfeinern und veredeln, und man wird es gern unter diejenigen neuen Bücher rechnen, die keine billige Erwartung unbefriediget lassen.

Irene

nebst

einigen Bausteinen

zum

Tempel dieser schönen Göttin,

gebrochen

in

den Ruinen der nächsten Vergangenheit.

Königl. Bibliothek Berlin

Ein Gedicht

in

drei Gesängen,

den Erdengöttern, und denen, die Göttliches im Herzen tragen,

gewidmet

von

August Blumröder.

Sondershausen 1816.
In Commission bey Bernh. Fr. Voigt.

Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

A 2

Irene,

ein Gedicht.

Erster Gesang.

Darf die noch zitternde Menschheit es glauben,
Stiegest Du wirklich vom Himmelsgezelt,
Göttin des Friedens, und bauest nun Lauben,
Lauben der Ruh, in die irdische Welt?
Willst Du nun bleiben, und Kränze uns winden,
Nicht bloß uns grüßen im eilenden Flug,
Sondern sie alle, die Wunden, verbinden,
Welche das Eisen des Krieges uns schlug? —
Ja Du bist da! Es schweiget das wilde,
Kriegesgeschrei, so das Herz uns zerstach;

Liebe umschwebt Dich und himmlische Milde
Ziehet mit Blumengebinden Dir nach.
Hold Dich begrüßend mit zartem Verlangen,
Drückt Dich die Hoffnung an's schwellende Herz;
Ihre vom Harme geblichenen Wangen
Röthet nun wieder die Freude nach Schmerz!
Täusche sie nicht! ach so oft schon betrogen,
Hat sie, verbergend ihr festliches Kleid,
Weinend das Trauergewand angezogen;
Aber nun naht der Verheißungen Zeit. —
Dich zu empfangen im schwellenden Schooße,
Wischet die Erde das Blut vom Gewand,
Polstert Dir Sitze von duftenden Moose,
Schmückt sich mit Blumen, und bindet die Rose
Sich an den Busen mit bebender Hand.
Sprößling des Himmels, Du theueres Pfand
Göttlicher Held, verschmäh' es nicht länger,
Werde nun auch von der Erde ein Kind!
Siehe es legen, in Chören der Sänger
Lockige Knaben Dir Blumen gelind
Unter die Füsse; es reihn sich zum Tanze
Blühende Mädchen im rosigen Glanze.
Laß Dich von ihren Reigen umschweben,
Daß sich des Menschen umdüstertes Leben
Wieder erfreue! So lange entfernt

Warst Du ihm, daß es sein Lächeln verlernt,
Möge die Weisheit am Kleide Dich halten,
Willst Du aus kindlichem Leichtsinn entfliehn;
Und wenn die Herzen von Neuem erkalten,
Möge die Liebe sie wärmend durchziehn.

Gekommen ist der goldne Friede
Verscheucht des Krieges Eumenide! —
Doch unwillkürlich wendet sich der Blick
In die Vergangenheit zurück.
Der Wechsel kam so schnell, so über alles Hoffen,
Die bange Menschheit glaubt ihn kaum;
Die Hölle stand uns erst, nun steht der Himmel offen;
Fast dünkt uns alles Täuschung, Traum.
Zu mächtig hat geras't das tobende Getümmel,
Zu lange hat gestürmt der feindliche Orkan,
Er hört nun endlich auf, es lacht der blaue Himmel,

Und sieh wir schauen uns betroffen an,
Und wundern uns, daß in den Lebensraume
Die Hoffnung wieder strahlt mit morgenrothem Saume;
Zu lang' herumgejagt von widerspenst'gen Winden,
Kann sich der Schiffer in die Ruh nicht finden.

O welche Tage gingen uns vorüber,
Wie manche Thräne floß, wie vieles Blut!
Die Aussicht war so trüb' und wurde immer trüber,
Von roher Leidenschaft, von blinder Wuth
Der Liebe schöner Kranz, der Freundschaft Band zerrissen!
Geraubet der Geduld ihr letztes Ruhekissen;
Die Hoffnung mit dem Wanderstab',
Nahm Abschied schon, und suchte sich ein Grab.
Denn ach der Krieg, — die Völker zittern
Bei diesem Namen noch, und jedes Herz wird kalt, —
Der Krieg durchzog gleich Ungewittern
Die Länder; seiner Allgewalt
Bricht jede Schranke jede Mauer,
Und blut'ge Trümmer zeigen seine Spur;
Das holde Lächeln weicht vom Antlitz der Natur,
Zerrissen ist ihr Kleid, verhüllt ihr Blick in Trauer.
Es liegen kalte Todesschauer
Auf der sonst so belebten Flur,
Weit flieht der Freude Genius,

Erschrocken vor des Krieges Schlachtgebrülle,
Und dieser wüthet fort, zertritt mit ehrnem Fuß,
Dem Ueberfluß das schöne Horn der Fülle,
Und malmt die goldne Ernte nieder;
Ach, statt der frohen Schnitterlieder,
Hallt Klageton aus jeder Au.
Nicht Traubenmost, nur Thränenthau
Entpreßt der Winzer auf dem öden Hügel
Des Weingefildes seinem Blick;
Auf manches Jahr zerstört ist nun sein kleines Glück.
Mit schwerem feuchten schwarzen Flügel,
Verkündend schauderhafte Mähr,
Schleich bleich die kalte Furcht einher.
Und Angstgebilde dringen mit dem Jammer
Ins feste Schloß in die verborgne Kammer.
Verzweiflungsvoll, mit bangem Zagen
Steht der verarmte Ackersmann
Am abgespannten Pflug, am leeren Erntewagen;
Längst ist sein rüstiges Gespann
Vom rauhen Krieger fortgetrieben,
Ihm aus dem Stall geraubt das letzte feiste Rind,
Und abgemäht, zertreten und zerrieben
Der karge Unterhalt für Weib und Kind,
Der Erntesegen, den im Schweiße
Des Angesichts, mit ungehemmtem Fleiße

Sein starker Arm erzielt.
O was in seiner Noth der Arme fiehlt!
Wer spricht es aus? — Mit Händeringen
Blickt er auf die Verwüstung hin;
„Ist das von meiner Müh nun der Gewinn?
„Soll ich den Kindern Steine bringen
„Wenn sie nach Brodte flehn, und weinend in mich dringen?“
So ruft er aus, mit fast gestörtem Sinn,
Und seine bangen Zweifel wagen,
Am Glauben irr, den Himmel scheu zu fragen
Ob dort noch ein Erhalter wohnt,
Der gute Menschen schützt, und ihren Fleiß belohnt.

Doch auf das Schlachtfeld mußt du gehn,
Kannst du mit ungebrochnem Herzen
Im jeglicher Gestalt die Schmerzen
Des Todes, und des Lebens Zuckung sehn.
Da schlägt der Krieg mit grausem Wüthen
Der armen Menschheit schönste Blüthen,
Des Lebens stärkste Sprossen ab;
Es sinkt ins blutgetränkte Grab
Der Eltern Trost, der Kinder Schutz und Stab,
So mancher zarten Gattin Sehnen,
So vieler Waisen Schirm und Hort,
Das Hoffen mancher Braut; der Tod in Einem fort

Von Furien gehetzt, er wüthet gleich Hyänen
Die Wange, die erbleicht, sey glatt, sie sey gefaltet,
Sey häßlich oder schön gestaltet
Ihm gleich; — er hält nicht Maaß und Wahl,
Und fraget nicht nach der Erwürgten Zahl.
Ihm kümmert nicht, wie viele Thränenfluthen —
Dem Opfer folgen, das jetzt sinkt;
Wie viele Herzen mit dem Einen bluten,
In das der Todespfeil nun dringt.

Wer war der Frevler, der mit frecher Hand
Des Krieges Ungethüm, genährt von Sünden,
Einst aus des Abgrunds schwarzen Gründen
Empor zog auf das neue Erdenland?
Das mit der Liebe Blumenringen.
Noch an dem nahen Himmel hing,
Wo Engel mit den Menschen gingen,
Die Schönheit auf dem ersten Wink
Den Schleier fallen ließ, der sie verhüllte,
Und jeder Wunsch, eh' er entstand, sich stillte.
Wo Unschuld jeglichen Genuß
Noch durch ihr sanftes Lächeln mehrte,
Und wo der Tod, ein schöner Genius
Mit Freundlichkeit die Lebensfackel kehrte,
Die Augen müden Greisen nur

Sanft schloß, um aus den kühlen Abendtagen
Der Erde sie zur warmen Himmelsflur
Im weichen Schooße hinzutragen.
Wer war der Frevler, der dies Paradies
Vom wilden Krieg zuerst verwüsten ließ?

Der tolle Wünsche, der Erde Spenden
Ausschließlich nur in eignen Händen
Davon zu tragen; Neid, und unverschämter Geiz,
Der ungebundnen Willkühr Reiz,
Die Gier mit Ruhm die Welt zu füllen, — —
Ja, diese Sippschaft wars, die vor ergrauter Zeit
Den Krieg erzeugten in der Dunkelheit,
Sie brachten ihn, ein Kind noch, zu den stillen
Harmlosen Schäfern in das Hirtenthal,
Und legten ihn beim Opfermal
Dem reichsten Schäfer in dem Schooß.
Der zieht das Kind am Busen groß,
Und man erfreut sich gern an seinen muntern Spielen;
Muß auch der Nachbarsmann oft seine Launen fühlen.
Doch vom Trommetenruf ertönet bald das Feld,
Der reiche Schäfer wird ein Held,
Es werden Krieger aus dem Schäfervolke,
Und schnell, wie aus der kleinen Wolke
Das Ungewitter schwillt, so wächst geschwind

Zum starken Riesen das gesundne Kind.
Und sieh der Riese will nicht mehr im Thale wohnen,
Zur Höhe strebt er sonder Rast,
Er macht sich auf, und dringt bis zu den Thronen
Der Herrscher, — ein willkommner Gast,
Bewohnt er ihren Burgpallast. —
Und will noch strahlendere Kronen
(So schmeichelt er) für sie erringen.
Die Ehrsucht rüstet sich im blanken Waffensaal,
Und siehe als Erob'rer schwingen
Die Könige den scharfgeschliffnen Stahl;
Zerstörend und verwüstend dringen
Sie in das stille Friedensthal,
Und schleudern selbst den Brand in armer Unschuld Hütte.
Es weicht die Zucht, es flieht die fromme Sitte;
Wild zückt die Gier nach roher Lust
Den Dolch nach der verschämten Jungfrau Brust.
In Trümmer sinkt von Millionen
Der Wohlstand, und mit leerer Hand,
Durch wüstes Moor und dürren Sand
Zieht nun der Bürger hin nach andern Zonen.
Und aus den Trümmern baut der angestaunte Held
Den hochgethürmten blutgen Thron,
Und möchte gern die schöne Welt
Zusammen schlagen, um zum Hohn

Der Menschheit, auf den rauhen Spitzen
Der Prachtruine recht erhöht zu sitzen.

So stand denn auch in unsern Tagen
Ein solcher Ruhmerstürmer auf;
Er steigt auf den metallnen Kriegeswagen,
Ehernes Herzens, und beginnt den Lauf.
Die Ehrsucht zieht, ihm folgt zu Hauf
Der Schmeichler Heere, welche fragen,
Ob je die alte Zeit so einen Helden sah?
Ihm folgt, im Sturm von fern und nah,
Nach Raub entbrannt ein feiler Söldner Schwarm,
Und leihet seine Wuth den Arm.
Doch auch die Guten und die Edlern zwingt
Der neue Held, zu folgen seiner Bahnen;
In Eisen eingefesselt bringt
Man die gezwungnen Unterthanen,
Vom heimathlichen Heerd zu den verhaßten Fahnen;
Mit zornentbrannten Blicken dringt
Er ihnen auf die unbegehrte Ehre,
Zu folgen seinem Räuberheere.

Die Völker die er überwunden,
Sie müssen weinend mit ihm gehn;
Er hat das Mittel ausgefunden,

Daß solche selbst den Feind bestehn,
Die kurz vorher noch seine Feinde waren,
Und es im Herzen ewig sind.
Er treibt sie in den Tod in dichtgereichten Schaaren,
Ihr stilles Klaggeseufz' verweht der Wind.
Denn Vater, Mutter, Weib und Kind,
Ein theurer Fürst, und all' die lieben
Verehrten Freunde, und ein Hüttendach
Doch alles ist daheim zurückgeblieben,
Darüber hält sein Argusauge Wach!
Vom Vater wird er Rache fodern
Verläßt der Sohn die starren Reihn;
In Flammen wird der Heimath Hütte lodern
Ihr kleines Gut verfallen seyn.
Kein Wunder, wenn es so gelingt,
Wenn ihm auf dem Eroberungsgange
Nichts widersteht, wenn er das Glück so lange
Zur Folge seiner Fahnen zwingt.
Er zählt die Leichen nicht, auf welchen nach den weiten
Und großen Ziele seine Pläne schreiten.
Der Kleinmuth öffnet ihm, dem Sieger, jedes Thor,
Denn Trug, Verrätherei und Arglist stehn davor.
Er stürzt die alte Form ehrwürd'ger Sitte um
Und bringt verheerend in das Heiligthum
Der Königsstädte und der Fürstenschlösser.

Groß ist der Fama Ruf, und immer größer,
Von Raub genährt wird seine Macht.
Hebt sich ein kühnes Wort, er schlägt's mit Bann und Acht
Die Freiheit seufzt im Joch, in Kerkern schmachten,
Die nicht des Busens Regung streng bewachten.
Sein Haß, sein laurender Verdacht
Trifft selbst die Edelsten, die Besten,
Nur feilen Sclaven ist er hold,
Und giebt an Buben gern den Sündensold,
Sich von der Armuth letzten Resten,
Vom Bürgermarke ungescheut zu mästen.
In breiten Strömen fließt das Blut,
Das fromme Mitleid sinket in der Fluth
Ersterbend unter, und die Hoffnung weint,
Daß in umwölkter Fern' kein Retter ihr erscheint.

Doch endlich läßt aus heitern Himmelshöh'n
Der Herr der Welt sich selbst als Retter sehn
Und heißt mit schnellem Schritt die Rachestunde nahn.
Verblendet von dem stolzen Wahn,
Unüberwindlich seyen seine Heere,
Und dürstend nach der Weltregierung Ehre,
Ach, kündigt der verblendete Tyrann
Den Krieg nun auch den Elementen an.
Bis hin in jenen unwirthbaren Fernen,

Wo unter Nordens kalten Sternen
Die Flur erstarrt, bis dorthin trieb
Er mit der Ehrsucht Geisel seine Schaaren.
Gelungen schien der Plan, und schon Gesetze schrieb
Er übermüthig in dem alten Sitz der Czaren.
Für die nun unterworfne Welt. —
Zu dem, der oben die Gestirne
Regieret, und fest die Schicksals=Kette hält,
Sprach jetzt der Erdengott mit frecher Stirne:
„In Deinem Himmel laß ich Dich gewehren,
„Doch auf der Erde sollst Du mich nicht stören!"

Vom Gipfel seiner Wesenleiter
Schaut mitleidsvoll der Herr herab: —
„Bis hieher sollst Du kommen und nicht weiter!
„Der Gipfel deines Ruhms, sey deines Ruhmes Grab!
„Zerbrochen sey die Ruthe nun auf immer,
„Womit ich für ihr Spiel mit eitlem Tand und Schimmer'
Für ihr selbstsüchtiges Bestreben,
„Und ihr vergangnes Sündenleben
„Gezüchtigt meine Menschenkinder; —
„Fortan sey meine Zucht gelinder."

So sprach der Herr, und schlug mit starkem Arm
Den kleinen Erdengott, da ward zu Schanden

Sein stolzer Götterwahn, der Hoheit Strahlen schwanden. —
Sein Heer starb hin, so wie ein Mückenschwarm,
Von Kälte, von des Hungers Noth,
Vom guten Schwerdt des Russen aufgerieben,
Von Beresina's Fluthen fortgetrieben. —
In tausend Formen drang der Tod
In ihre Reihen ein, und ihres Weges Zeichen,
Ach, waren Trümmer nur und Leichen.
Vom Glück verlassen stand er nun, der stolze Mann;
So wie ein Nebelstreif zerrann sein eitler Wahn,
Nicht neue Lorbeern sieht er reifen,
Die alten selbst verwelken und vergehn,
Er muß in seinen Busen greifen,
Und daß er Mensch nur sey, gestehn.
Vom Schicksalsschlag betäubt, enttaumelt er den Steppen
Des rauhen Nords, und läßt, — Europens froher Blick
Verfolgt die Flucht mit Hohn — sich nach der Heimath
schleppen.
Doch noch einmal versucht er das Geschick,
Und sammelt feige Miethlingshaufen,
Um den verlornen Ruhm mit neuem Blut zu kaufen. —

Doch mit dem Racheschwert war indeß aufgestanden
Der Menschheit Genius, von ihm so oft verhöhnt;

Der bricht das Sklavenjoch, und lös't der Knechtschaft
Banden,
Und hört entzückt, daß nun in allen Landen
Der Freiheit laute Stimme tönt.
Was sich sonst feindlich trennt', ist jetzt versöhnt;
Nach einem Zwecke wirken Nationen,
Durch Sprache, Sitten und Gesetz getrennt,
Getrennt durch ganze Erdenzonen
Sind sonst die Hütten, wo sie wohnen,
Kaum das vereint sie, die Geschichte nennt;
Sie leben jetzt in einem Element
Im Rachgefühle gegen den Tyrannen. —
Und auch den Feigen sieht man sich ermannen;
In Haß und Liebe liegt ein Talismann,
Den finstere Gewalt nicht lösen kann. —
Hoch ist von jedem Arm das Racheschwert gehoben,
Und Helden stehen auf, sie wird die Nachwelt loben;
Mir hat's die Muse nicht gegeben,
Die Hohen würdig zu besingen;
Drum nenn' ich sie, die großen Namen nicht. —
Wie Wetter Gottes, unbestehbar, dringen
Sie in den stolzen Feind; und wär er noch so dicht,
Sein Phalanx muß von ihren Streichen
Gebrochen und zerschmettert weichen.
So wird in mancher Völkerschlacht

Der Peiniger mit seinem Heer bezwungen,
Die Freiheit wird zurück aus dem Exil gebracht,
Der goldne Friede scheint auf immer nun errungen. —

Irene,

ein Gedicht.

Zweiter Gesang.

Wir legten unser Haupt nun auf den Lorbeerkranz
Und schliefen sicher, nicht an neuen Waffentanz
Im Traum nur denkend; denn war nicht die Krone
(Ihm vormals aufgesetzt von der Partheien-Wut!)
Nun abgestoßen jenem Erissohne,
Und schwamm nicht Frankreichs Herz in seinem eignen Blut?
War die Erobrungssucht nicht zum gerechten Lohne
Aus ihrem alten Reich' verbannt?
Daß sie ein kleines Insel-Land
In stiller Einsamkeit bewohne. —
Erstickt scheint nun der Kriegesbrand;
Obgleich in stiller Wuth der Fehde-Dämon schäumt —

Wer fürchtet wohl, daß er sich neu entzünde,
Ist doch der Zunder weggeräum't,
Die neubelebte Hoffnung träumt
Von goldner Zeit, und giebt die Furcht dem Winde. —

Dort saß der Unhold nun auf den Ruinen
Von seiner Größe eingestürztem Dom,
Wie neben ihm das tiefgesunkne Rom,
Zu herrschen einst gewohnt, und nun verdammt zu dienen
Im Schutte alter Pracht, mit Mauermoos umkeimt,
Von seinen alten Thaten träumt':
Doch wie einst in Karthago's Trümmern
Der alte Marius auf Racheplane sann,
So sammelte auch jetzt der neue Wundermann,
Dem falsche Hoffnungssterne schimmern,
Sich Schlangengift in seinem öden Busen,
Der fremd den Friedenskünsten zarter Musen,
Nicht andre Freuden kennt, als der Zerstörung Lust. —
Am Rachefeuer kocht das Gift in ehrner Brust,
Und will sich auf die jungen Spitzen
Der neuen Friedenssaat verspritzen.

Er kommt zurück ins oft getäuschte Land,
Wo vom geraubten Kaiserthrone
Noch blutig die Ruine stand;

Besteigen will er sie zum Hohne
Der Rechtlichkeit, und ging auch über Leichen
Den Weg dahin, und über Ströme Blut,
Der blinden Leidenschaft, kann sie den Zweck erreichen,
Daucht jedes Buben-Mittel gut. —
Der Dämon der Empörung leitet seine Schritte,
Denn finstern Geistern ist sein kaltes Herz geweiht, —
Und bringt ihn bald in seiner Söldner Mitte,
Wo jeder Geifermund ein Lebehoch ihm schreit. —
Gleich wie die Windesbraut, ein kleiner Wolkenstreif
Zuerst, erhebt sie sich am heitern Himmel,
Doch immer größer schwellend, wird gar bald sie reif
Und immer mehret sich das brausende Getümmel;
Bis endlich von der ungewohnten Macht
Der Erde feste Axe kracht,
Und durch den Tag mit schwarzer Hülle
Zieht eine breite Nacht im Sturmgebrülle. —
So mehrt mit jedem Schritt sich des Tyrannen Bande,
Und lauert nur nach Raub mit Klapperschlangenblick;
Es ziehen breit einher der Meineid und die Schande
Und treten in den Staub das kurze Friedensglück. —
Der schwache König flieht, verrathen von dem Heere
Und seinen Führern, die der Scham und Ehre
Vergessend, sich an ihren Hauptmann reihn,
Und in die Hauptstadt zieht der kalte Wüthrich ein.

Es singt der feile Troß schon laute Siegeschöre
Und das bethörte Volk, getäuscht vom falschen Schein,
Stimmt jubelnd in die Freudenlieder ein.

Die Fama trägt von diesem Unterfangen
Die Nachricht schnell von Land zu Land,
Und sieh, die kalte Furcht bleicht manche Rosenwangen,
Die Chöre schweigen still, die Friedenshymnen sangen;
Es fällt verwelkt der Kranz, den erst die Freude wand,
Aus der vom Schreck erstarrten Hand.
Doch lange nicht hält thatenloses Staunen
Entstrickt die Kraft dem deutschen Mann;
Unwillig, ob des Schicksals bösen Launen,
Ergreifet er das Schwert und zieht den Kriegsschmuck an,
Und wirft wohl hämisch einen Seitenblick
Auf die mit Rundungen geschäft'ge Politik,
Die dort in Wien mit ihrer Wage stand,
Und mit dem Krämermaaß für Volk und Land,
Auf ihrem Rechenbret Verlust und Vortheil zeigend;
Sie steht betroffen, bleich und schweigend
Und wundert sich, woher und wie
Der Querstrich doch, der error calculi
In ihre Rechnung möge kommen,
Und will sodann, zum allgemeinen Frommen,

Die Frage durch verschiedne Hypothesen
Mit sehr gelehrter Mine lösen. —

Doch Deutschlands Genius hält mächtig sie zurück;
„Von Ländermarken, Flächenräumen
„Und von des Gleichgewichts verworrnen Träumen
„Ist hier die Frage nicht! Hier gilt's das Weh und Glück
„Des Vaterlands, hier gilts, vor Sklavenketten.
„Mein armes deutsches Volk zu schützen und zu retten! —
„Die deutsche Kraft, zu einem Zweck vereint,
„Besiegen kann nur sie den alten Feind.
„O, blinde Politik, geschäftig sä'test Du
„Der Zwietracht Saamen in die Friedensruh.
„Kaum ist der Kampfplatz leer, so kommst Du angezogen
„Mit deinen Steckenpferden übers Feld;
„Du wägst die todte Kraft, hast du auch die gewogen,
„Die in der Menschenbrust des Willens Zügel hält? —
„Noch hattest du der Lehre nicht genug,
„Drum mußt' ich noch einmal den alten Feind erwecken,
„Um Dich aus deinem Schlummer aufzuschrecken;
„Durch langen Schaden wird der ärgste Thor ja klug!
„Du hast es nicht vermocht, der Eintracht schönes Band
„Zu schlingen um das deutsche Vaterland;
„Vielleicht wird dieses Werk dem Menschenfeind' gelingen,
„Vielleicht wird er mit Liebesringen,

„Der Liebe nie gekannt, mein gutes Volk umschlingen. —
„Zerrissen war das deutsche Staatsgewand,
„Da warest du bemüht mit reger Hand
„Hierhin und dorthin einen Fetzen,
„Ein neues Läppchen einzusetzen.
„Doch größer wurde nur der Riß,
„Und mächtiger der Einheit Hinderniß.
„O glaub es: das Gesetz, nach welchen sich da oben
„Die Sonnen- und die Herzens-Globen
„Im Reich der Körper und der Geister drehn
„Nach diesem müssen auch die Räder
„In einer Staatsmaschine gehn;
„Gerechtigkeit ist diese Feder! —
„Ein Reich, auf Einheit und Gerechtigkeit
„Gegründet, wird sich bis zur fernsten Zeit
„In seinem Gleichgewicht harmonisch halten,
„Und neu die Welt durch seine Kraft gestalten."

So sprach der deutsche Genius,
Und sich Europa's Herrscher hören
Mit Huld der Rede mächtigen Erguß;
Stets kann die Noth am besten Weisheit lehren!
Nicht sey die Rede mehr von Trennen und von Theilen,
Von der Begränzung ungewissem Pfahl:
Auf lasset uns zum neuen Bunde eilen!

In Gold nicht, hüllt die Brust zum Kampf in Stahl.
Und lasset uns damit auch jede Gier bedecken
Und jedem Durst nach Land, der uns so oft entzweit,
Und keine Leidenschaft soll jemals Zwist und Streit,
Als nur die Großmuth, unter uns erwecken. *)

Sieh, also schwuren sie, Europa's edle Fürsten,
Die hohen Könige mit königlichem Sinn,
Und, welches seltne Schauspiel, alle dürsten,
Nach wahrem Ruhm' allein, und nicht nach Machtge-
winn,
Den Ruhm, in ihrem Reich mit väterlichem Blick
Zu fördern ihres Volkes Glück.
Die Brust voll hohen Muthes schlingen
Sie fester ihren Bundsverein,
Und sieh, von allen Seiten bringen
Die Heere übern deutschen Rhein.
Sie eilen nach der Schlacht, als ging's zum Festesschmaus,
Und gießen ihren Muth in Siegeshymnen aus;
Von Ihrem Jubel hallt das Echo wieder,
So tönen ihre Kriegeslieder:

---

*) Si fabula vera. Anmerk. des Setzers.

Auf Krieger, stählt mit Muth die Brust!
Jetzt gilt's zum letzten Mal;
Der Franken böser Dämon droht,
Uns bleibt nur zwischen Sieg und Tod
Allein die strenge Wahl.

Denn seht, mit Fesseln und mit Joch
Bedroht er unser Land;
Auf unserm Nacken wird er gehn,
Wenn wir nicht fest im Kampfe stehn,
Die Brust mit Muth entbrannt.

Eh' sterben, ehe dies gescheh!
Und es wird nicht geschehn. —
Wenn jeder Streiter muthig ficht,
Und stets erfüllt Beruf und Pflicht,
So werden wir bestehn.

Mit uns ist Gott, denn bei uns steht
Gerechtigkeit und Recht;
Es schleicht beim Feinde Lug und Trug,
Verrätherei des Meineids Fluch,
Er ist des Lasters Knecht.

Der Wahrheit und der Freiheit Freund,
Gott schirmt uns vor dem Joch;
Die Schlauheit fällt, die Weisheit siegt,
Das Gute bleibt, das Böse liegt
Zu Boden endlich doch.

Drum Vater Blücher, grauer Held,
Auf führ' uns vor dem Feind!
Wir fürchten weder List noch Macht,
Selbst wenn der Hölle Donner kracht,
Wir stehen fest vereint.

Und sinkt auch mancher in dem Staub,
Schon mancher Beff're fiel!
Fürs Vaterland, das ist gewiß,
Ach stirbt sich's ja so schön und süß
Im lauten Schlachtgewühl.

Dort übern Sternen haben wir
Ja noch ein Vaterland;
Da ist nicht Harm, nicht Noth und Krieg,
Da winkt uns nach errungnem Sieg
Ein Kranz aus Engelshand.

Und tragen mit dem Siegeskranz
Das Leben wir davon,
Dann winkt uns in der Heimath Schooß
Der Liebe allerschönstes Loos
Und großer Ehrenlohn.

Drum deutsche Brüder stählt die Brust
Mit Kraft und Feuermuth!
Ein Weilchen noch gilt's spät und früh
Entbehrung, Arbeit, Kampf und Müh,
Und dann wird alles gut!

So tönt, vermischt mit Waffenklang,
Der hohe deutsche Kriegesgesang.
Hoch lodern in dem Heer des Muthes helle Flammen,
Die Deutschen zeigen noch noch einmal
Von welchen Vorderen sie stammen.
So ziehn die Kämpfer fort, es blinkt im Sonnenstrahl
Der Waffen blankgeschliffner Stahl.
Sieh Vater Blücher stürmt voran
Und bricht die große Siegesbahn; —
Vereint mit Wellington, dem edeln Britten,
Und eingedenk der Schmach, die Deutschland einst gelitten, —

Schlägt er die ungeheure Schlacht,
Worin des Feindes schlaugestohlne Macht,
Sein Uebermuth, sein Stolz, sein unverschämtes Pochen
In einem Tage wird gebrochen.
Es schwebt an diesem Tag vom himmlischen Azur
Die auf Belgiens in Blut getränkte Flur
Die Muse der Geschichte nieder;
Sie hört die hohen Siegeslieder,
Und staunend muß sie eingestehn,
Das solchen kräft'gen Muth die Vorwelt nie gesehn. —
Sie nimmt den Griffel, um in die Annalen
Der Welt ein Bild von diesem Kampf zu mahlen;
Doch ist der Gegenstand zu groß, zu ungeheuer,
Zu lodernd brannte dieses Heldenfeuer,
Zu schwach ist ihre Hand, ihr Finger viel zu zart;
Sie muß mit einzelnen erhaschten Zügen,
Der fernen Nachwelt aufbewahrt,
Sich bei der Menge großer Thaten gnügen;
Ein Zeichen findet sie, das giebt davon uns Kunde,
Sie nennt den Waffenkampf die Schlacht vom schönen Bunde.

Dort lag er nun der alte Kriegesdrache,
(Zertreten war sein stolzes Haupt
Vom harten Fuß gerechter Rache)

Am Boden blutig und bestaubt.
Im Staube rollt die angemaßte Krone,
Dem armen Bettler selbst zum Hohne.
Die Heere dringen ohne Widerstand
Von allen Seiten nun in das empörte Land.
Die Hauptstadt öffnet Thor und Riegel,
Der König kommt zurück, und nimmt die Zügel
Des Reichs von Neuem in die ungewisse Hand.
Der Franke sieht nunmehr im vorgehaltnen Spiegel
Der eignen Häßlichkeit schlecht übertünchtes Bild,
Sieht seines Herzens Niedrigkeit enthüllt.
Die bleiche Sorge sitzt auf jedem Dache,
Und hält den armen Eigner wach;
Den Bösen peinigt ungestillte Rache,
Und Reue tritt dem schwachen Leichtsinn nach,
Der übermüth'ge stolze Sinn,
Er kriecht im Staube vor dem Sieger hin;
Und die Erinnerung der vergangnen Größe
Enthüllt nur mehr die gegenwärt'ge Blöße.
Dem Gotteslaugner selbst kommt der Gedanke ein:
Da oben könne wohl noch ein Vergelter seyn.

Ja, stürzet nieder Nationen!
Denn Großes hat der Herr gethan;
Ihr Herrscher leget ab die Kronen,
Und betet ihn, den Ew'gen, an!
Zu uns gekommen ist sein Reich,
Und ewig bleibt sein Wille gleich.

Durch Dunkel, wie an schwülen Tagen
Die Sonne hinter Wolken geht,
So läuft sein Plan, wer wollte sagen,
Daß drum kein Licht dort oben steht.
Oft durch den dichten Wolkenflor
Das Himmelsauge blickt hervor.

Als einst mit tausend harten Plagen
Uns drängte jener Welttyrann,
Und unser Wohlstand, fortgetragen
Auf trüber blut'ger Fluth, zerrann,
Da hat wohl manches Herz verzagt,
Ist kein gerechter Gott? gefragt.

Wie glänzend hat sich nun entfaltet
Die himmlische Gerechtigkeit!
Der, welcher Raum und Zeit durchwaltet,
Und Lebensblumen hold verstreu't,
Verfehlt im irren Weltgewühl
Nie sein erhabnes ew'ges Ziel.

Er läßt uns durch die dunkle Hülle
Ins große Reich der Geister sehn,
Und auf der Erde muß sein Wille
Wie dort im Himmelreich geschehn;
Der Sturm, der uns zuvor erschreckt
Hat diesen Vorhang aufgedeckt.

Auf festen Säulen ist gegründet,
Dem Sturm unnahbar, Gottes Haus;
Mit Weisheit ist sein Dom geründet.
Die Wahrheit macht den Grundstein aus;
Gerechtigkeit, mit strenger Wahl,
Ist jeder Säule Kapital.

Und diesen Tempel zu zertrümmern,
Vermaß sich kühn ein stolzer Mann;
Des falschen Glückes Sonnen schimmern,
Die schlaue Arglist geht voran,
Und, blind von der erstohlnen Macht,
Schon ruft er laut: ich hab's vollbracht!

Und will sich nun aus Truggewinden
Auf einem hohlen Lügengrund
Ein großes Reich vermessen gründen,
Die Hölle ist mit ihm im Bund;
Mit Klugheit ist der Stoff gewählt,
Nichts, als allein der Grundstein fehlt.

Drum stürzt es wieder schnell zusammen,
Und Gottes Reich bleibt ewig stehn;
Soll künftig der Zerstörung Flammen
Ihr Herrscher euer Thron entgehn;
Vergeßt den festen Grundstein nicht.
Er heißt Gerechtigkeit und Pflicht.

Ja das, was unsre Herzenswelt
Beruhigt und in Ordnung hält,
Die Sonne reiner Sittlichlichkeit,
Die Tugend, die in Ewigkeit
Sich gleich bleibt, und die zarte Blüthe
Der unverfälschten Himmelsgüte,
Die Rechtlichkeit, die schöne Harmonie
In unsers Wollens mancherlei Getrieben,
Und endlich, — unsers Lebens Melodie,
Die schöne Fähigkeit zu lieben;
Dies ist es, was uns schon hienieden
Hinleiten könnte zu dem ew'gen Frieden.
Die Frage ist allein, wie greift's ein Heros an,
Die Hindernisse wegzuraffen,
Um diesem Tugendkreise breitre Bahn
Und größern Einfluß zu verschaffen?
Und hier, ihr Herrscher, öffnet sich ein Feld
Für herrliche Eroberungen;
Wer hier den Kampf besteht, ist kein gemeiner Held,
Er hat den schönsten Kranz errungen.
Doch um auf dieser Bahn den ersten Schritt zu thun,
Muß euer Staat auf Grundgesetzen ruhn,
Worin die Sittlichkeit sich spiegelt.
Dann fällt auf's ganze Volk das schöne Bild zurück,
Das Laster wird mit starker Hand gezügelt,

Es wagt sich kühn hervor das junge Bürgerglück. —
Wird einst die Sonne reiner Wahrheit
Erst fest an euern Thronen steh'n,
Dann wird, erhellt von ihrer Klarheit,
Sich jede dunkle Kraft von selber um sie drehn,
Wie die Planeten ihre Bahnen fanden,
Als erst am Himmel fest die hohen Sonnen standen.
Und das ist Gottes Reich, wovon wir hoffen,
Daß es auf Erden kommen soll.
Zur Weltbeherrschung stehn euch dann die Schranken offen;
Denn alles Volk wird sich vertrauensvoll
Gern schließen an die Himmelreich auf Erden:
Es wird sodann ein Hirt und eine Heerde werden.

Doch ist es wahr, gedeiht im Erdenthal
Auch kein vollkommnes Ideal;
So ist zu dieser Zeit der Anlauf doch genommen,
Um näher zur Vollendung hin zu kommen. —
Es öffnet sich für euch des Circus eb'ne Bahn,
Ihr Herrscher, tretet ein und fangt den Wettlauf an,
Und laßt den Ehrenstreit beginnen.
So schön, so herrlich ist der Preis!
Es lohnt das goldne Ziel wohl der Bemühung Fleiß.
Und könnt ihr nicht den ganzen Lohn gewinnen,

Ein Theil schon macht euch reich, und euer Ruhm
Er wandelt über der Vergänglichkeit Ruinen
In der Unsterblichkeit bestrahltes Heiligthum,
Wo alle Musen ihm im Priesterschmucke dienen.

Seht wie die Völker dort von Ferne stehn!
Die letzte Thräne fällt auf das, was sie verloren;
Dann hebt ihr Auge sich zu eures Thrones Höhn,
Und hoffend seufzen sie: o möchten doch die Horen
Der Zukunft Friedenstänze schlingen,
Nicht mehr des Aufruhrs Fackel schwingen,
Und die erstorbnen Freuden, neugeboren
Aus jugendlichem Schooß, uns lächelnd wieder bringen.

Wohl theure Schulen seyd ihr durchgegangen,
Ihr Herrscher, viel hat euer Volk bezahlt;
O täuscht die Hoffnung nicht, auf deren Wangen
Das erste Jugendfeuer wieder strahlt. —
Schon steht sie freundlich und bemahlt
Der Zukunft Vorhang mit dem Bilde
Der goldnen Zeit, die eure Milde
Und eure Weisheit schaffen soll.
Es lohn' die Thränensaat sich nun mit schönen Früchten;
Es soll die Dankbarkeit nun ihren Zoll,
Und nicht mit karger Hand, entrichten,

Dann wird ein festes Band euch eurem Volk verbinden
Auf festen Säulen euer Thron stets stehn;
Der Friede wird bei euch sich einen Tempel gründen,
Und den Olivenkranz kein neuer Sturm verwehn. —

Gerechtigkeit du bist die Angel,
Worin das Sittenreich sich dreht;
Gerechtigkeit durch deinen Mangel
Der Erden Größe schnell vergeht!

Fest schien der Franken-Reich gegründet:
Was Erdengröße Kunst und Macht
Nun ausspricht, war mit ihm verbündet,
Und schlaue Klugheit hielt die Wacht.
Hoch strahlte über andern Reichen
Des Staatskolosses Kuppel hehr!
Ein jeder Widerstand muß weichen,
Und täglich wächst sein Umfang mehr.
Man staunt bewundernd an den mächtigen Verstand,
Der alles fügte und so klug verband.
Und auch das Glück war diesem Mann verbunden;
Denn jede nachbarliche Macht,
Ach, blutete von tiefen Wunden,

Die ihr sein Arm im Fluge beigebracht.
Da riefen laut die feilen Schmeichler-Heere:
Auf deinen Knieen gieb, du Mensch, dem Gott die Ehre!
Und das Bekenntniß muß mit Blut geschrieben werden:
„Nie war ein größrer Mann auf Erden. —“
Und wie ist dieser Mann, wie ist sein Reich gesunken!
Ihr fragt warum? — weil nie der Götterfunken
Der Liebe, der den Schöpfungskreis durchglimmt,
In seinem Herzen aufgeglimmt;
Weil nie ihm im Gemüth die schönen Sonnengloben
Der Tugend und der Sittlichkeit
Aufgingen, nie der Schleier sich entwoben,
Wodurch ins Leben die Unsterblichkeit
Mit Sternenaugen blickt von Oben.
Weil sein Verstand sich nie erhoben
Zur göttlichen Vernunft, die für die Ewigkeit
Nach Regeln und Gesetzen handelt,
An welchen weder Raum noch Zeit
Denn Sinn und die Verbindlichkeit verwandelt;
Weil er nicht wußte daß noch andre Triebe
Die Völker leiten, als des Treibers Zwang,
Daß sich die Freiheit nicht mit einem Hiebe
Vertilgen, oder in ein fremd' Getriebe
Der Staatskunst setzen läßt, daß noch von seinem Rang
Des Menschen Herz so tief nicht sank,

Um gut als Stufentritt an einem blutgen Thron,
Als Mauerstein ins Pantheon
Für neue falsche Götzen passen,
Und willenlos einfügen sich zu lassen;
Kurz, weil Gerechtigkeit, die alles das umfaßt,
Ein Hirngespinst ihm ist, für Thoren ausgesonnen,
Die wohl dem klugen Kopf als gute Maske paßt,
Wenn wilde Leidenschaft ihr Spiel begonnen. —
Der große Mann, das alles kennt er nicht,
Er, der so vieles kennt, nur nicht des Herzens Größe,
Nur Wahrheit nicht, Gerechtigkeit und Pflicht:
Drum steht er jetzt in seiner armen Blöße
Vor Welt und Nachwelt da, in trauriger Gestalt,
Und sieh' aus tausend Kehlen schallt
Der Fluch ihm nach, indeß die Raben und die Eulen
Und Raubgesindel nur, das diesen gleicht,
Und eben so nach Raub im Finstern schleicht,
In ihm den Brodtherrn laut bekrächzen und beheulen.

Ihr Erdengötter eine große Lehre
Hat euch gegeben dieser seltne Mann:
Daß eurer Herrschergröße wahre Ehre
Ein mächtiger Verstand allein nicht gründen kann,
Wenn er entblößt ist von des Herzens Güte,
Wenn die Vernunft, der Weisheit Ideal

Nicht wohnt in dem erleuchteten Gemüthe,
Wenn euer Herz kein großer Bildersaal
Von Götterformen ist. — Mit Maulwurfsaugen,
Die eine Spanne Zeit und Raum,
Und nicht das Ewige zu übersehen, taugen;
Tappt eure Herrscherkunst, und hascht nach bunten Schaum,
Wenn die Gerechtigkeit ihr nicht zur Seite steht
Und Hand in Hand mit ihr die große Bahn durchgeht.—

Irene,

ein Gedicht.

Dritter Gesang.

Doch lasset dem, der übern Sternen
Den Weltplan fügt, und seinen Tempel baut,
Die Sorge für der Zukunft Fernen;
Wer fürchtet denn die Nacht, wenn erst der Morgen
graut?
Er, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche,
Wird Weisheit auch der Herrschermacht verleihn,
Und für der armen Menschheit Schwäche
Der Träger und die Stütze seyn.
Er hat jetzt fest gestellt die hohen Königsthrone,

Die Herrscher neu gesalbt, und ihrer Krone
Verblichnen Glanz erneut, mit mächtger Hand;
Beruhigt sind die deutschen Staaten,
Und die Gerechtigkeit hat hier ihr Vaterland;
Gedeihen werden schnell der Hoffnung junge Saaten,
Gestalten wird sich bald der Weisheit schöne Frucht,
Denn, sieh, es kehrt zurück der alten Sitten Zucht,
In unsern Herrschern wird sich Gottes Bild verjüngen,
Und des Saturnus [illegible] Zukunft bringen.
Drum auf genießt den gegenwärt'gen Segen,
Und geht dem künftigen getrost entgegen.

Der Friede ist ja da! Er stieg aus Himmels Höh'n,
Und wischt des Blutes und der Thränen Spuren
Mit weichen Händen von der Erde Fluren.
Die Sonne lächelt nun noch eins so schön.
Es staunet die Natur der ungewöhnten Stille,
Erlabt sich an der neuen Segensfülle,
Und fühlt in der nicht mehr beengten Brust
Nun wieder neue Lebenslust. —
Jetzt läßt sie Blumenkeime sprießen
Auf Stellen, wo das Blut erst floß,
Und frisches Grün bedeckt die Wiesen,
Die erst zerstampft das wilde Roß.
Die Pflanzung wird kein Schwert verheeren,

Dem Eigner reift das gelbe Korn;
Der Überfluß füllt nun mit Ähren
Von Neuem das beraubte Horn;
Kann er es bis zum Rand nicht füllen
Er legt Cyanen Kränze drauf;
Die Genügsamkeit nimmt doch vor Willen,
Die Hoffnung blickt zum Himmel auf
Und siehet ahnend schon im Schooß der Gegenwart
Das Glück, was von der Zukunft sie erharrt.

Laut jauchzet nun vom Fürstenthron
Bis zu der kleinsten Bettlerhütte
Der Freude Schall und Jubelton;
Das alte Mißtraun ist entflohn,
Es kehret nun in unsre Mitte
Die alte biedre deutsche Sitte
Mit dem erworbnen Friedensglück
Aus der Verbannung kühn zurück.

Froh singt die Schäferinn in grünen Schattenlauben,
In sanfter Milde liegt vor ihr die Blumenau;
Nun wird kein Feind ihr mehr die kleine Heerde rauben,
Nun nicht mehr mischet Blut sich in den Morgenthau,
Und unbesorgt erzieht sie sich im weichen Schooß
Ihr zartes Lieblingslämmchen groß.

Sie schaut hinaus ins ferne Blau,
Und sieht der Liebe schöne Rasen,
Im Abendgold der Sonne glühn,
Und süße Hoffnungsträume ziehn,
Dort bei des Kieselbaches Kosen,
So lieblich ihrem Geist vorüber,
Dort über jenen Berg herüber.
Sie hat die Kunde schon vernommen,
Muß bald, vielleicht noch heut, ihr lieber
Ersehnter Schäfer angezogen kommen.
Er kehrt zurück vom Schlachtgefilde;
So gut war er, so sanft und milde,
Und doch zog ihn der rauhe Krieg mit fort.
Es hebt sich leichter Staub — was sieht die Holde dort?
Ist's Wahrheit, sind es Traumgebilde?
Der Schäfer kommt — schon ist er da — umwunden
Hält sie sein Arm! — o schöne Schäferstunden!

Ja nunmehr darf vom Feld der Ehren
Der Krieger froh zurück nach seinem Heerde kehren.
Wer mahlet all' die schönen Scenen
Des Wiedersehns, die überall sich zeigen?
Wer schildert sie, die Freudenthränen
Die langsam, mit beredtem Schweigen
Jetzt über zarte Wangen gleiten?

Die Küsse die von Mund zu Mund
Auf Liebesflügeln sich verbreiten,
Und jeden Händedruck zum neuen Freundschaftsbund!

Dort kehrt ein Vater, mit dem grünen Reis,
Des Siegs Symbol, den Huth umwunden,
Nach langen bittern Trennungsstunden,
Zurück in seiner Kinder schönen Kreis.
Die Gattin hat vielleicht, vom Ahnungstraum betrogen
Das schwarze Trauerkleid schon angezogen,
Sich bleich gehärmt, und seinen Tod beweint,
Als freundlich das Geschick vereint
Was feindlich es zuvor getrennet. —
Das liebe gute Weib erkennet
Beim ersten Gruß den neuen Helden nicht;
Unkenntlich macht die ehrenvolle Narbe,
Die von der Sonnengluth gebräunte Farbe
Das liebe theure Angesicht.
Die Kinder fürchten die geschliffnen Waffen,
Den Knebelbart und das behaarte Kinn.
Und fliehn zum dunkeln Winkel hin,
Wo sie mit banger Neugier gaffen.
„Was hat der braune Mann doch hier zu schaffen,
„Was Böses führt er wohl im Sinn?“
So fragen sich die Kleinen; doch nicht lange,

Da nennt die Kraft der Sympathie
Des theuren Namens Melodie
Dem guten Weibe; ihre Wange
Beperlt der Freude Thränenfluß.
An seinen Hals, nach seinem Munde
Ach fliegt sie hin zum Feuerkuß.
Umschlungen steht das Paar vom neuen Liebesbunde,
Und auch dem rauhen Krieger blinkt
Die Thrän' im Auge; und er trinkt —
(Die theure Gattin an der Brust,)
Nun ganz des Wiedersehens reine Lust.
Aus dem verborgnen Winkel schleichen
Bei diesen wohlbekannten Liebeszeichen,
Nun leis' hervor die muntern Kleinen.
Sie sehen's, wie die Eltern weinen,
Und weinen lächelnd mit, betasten
Des fremden Gastes bunten Rock,
Ergreifen das Gewehr, den Reisestock,
Und spielen mit des Säbels Quasten.
Und die gerührte Mutter spricht:
„Ihr Lieben fürchtet euch nur nicht,
„Der gute Vater ist es ja,
„Von dem ich euch so oft erzählet:
„Seht endlich ist er wieder da. —
„Hat uns erst banger Schmerz gequälet,

„So wollen wir uns wieder freun;
„Doch müßt ihr auch recht fromm und artig seyn.“
Da drängt sich denn der kleine Schwarm,
Und jedes will zuerst den Vater küssen
Hängt schmeichelnd sich an Knie und Arm,
Und schaukelt sich auf seinen Füßen;
Und der erfreute Vater kos’t und lacht
Mit Weib und Kind bis in die Nacht;
Zu theuer nicht erkauft durch Schmerz und Wunden
Sind so des Wiedersehens Wonnestunden. —

Dort in der Eltern Arme eilet
Ein junger hoffnungsvoller Sohn.
Der Sehnsucht viel zu lang’ hat er verweilet,
Jetzt wird für jede Müh ihm reicher Lohn.
Des Vaters und der Mutter Segen,
Der Schwester Huld kommt ihm entgegen.
„Gern will ich jetzt mein greises Haupt,“
Der Vater spricht’s, „zur Ruhe legen
„Auf freien Bodens Grund; ich hatt’ es nicht geglaubt,
„Die Kette schien zu fest geschlungen,
„Des Joches Druck zu tief, und doch ist es gelungen,
„Es abzuwerfen; Sohn du halfest es bestehn
„Das große Werk, der Himmel lohne dir!
„ Zu ihm erhebet sich mein Dank dafür,

„Daß er dich stets beschützt; ich darf dich wieder sehn! —
„Nun wird mein Lebensfeierabend schön.
„Kommt, laßt uns jetzt nach alter Väter Weise,
„Das Fest des Wiedersehns beim schäumenden Pokal
„Mit Sang und Klang begehn, im großen Saal
„Der Ahnen, die nicht mehr mit Schaam und Grauen
„Auf ihre Enkel niederschauen.
„Nun wird mir leicht die letzte schwere Reise;
„Ich lasse einen Sohn, und keinen feilen Knecht
„Zurück, auch er focht ja für Freiheit und für Recht.

Doch mischt in diese heitern Farben
Die Wehmuth ihre Schatten ein;
Wie viele edle Krieger starben,
Und kehren nicht zurück. — Im stillen Kämmerlein
Sitzt sehnsuchtsvoll die junge Braut,
Und harrt der theuren Wiederkehr;
Wie oft sie hoffend in die Ferne schaut!
Ach der Geliebte ist nicht mehr,
Und kehret nimmer, nimmer wieder!
Es tönen ringsum Freudenlieder,
Und sie zerreissen ihr das Herz; —
Zum Himmel hebt sie die zerrungnen Arme,
Und ruft den Tod, mit gränzenlosem Schmerz,
Daß er sich ihrer Noth erbarme.

Wie manches Herz wär unter bangem Pochen
Vielleicht noch fernerhin gebrochen,
Wenn du nicht, holder Himmelsbote,
Umglänzt vom Hoffnungsmorgenrothe,
Du goldner Friede, auf die Erdenwelt
Herabgekommen wärst; so manches Grab stand offen,
So manches Trauerkleid war schon bestellt,
Du deckst die Gräber zu mit Blumenmoose,
Die Menschheit darf nun wieder hoffen
Und in des Schicksals Urne liegen goldne Loose.

Nun wird das Leben neue Keime,
Und aus den Blüthen wird sich auch die Frucht entfalten;
Es werden sich der Hoffnung schöne Träume
Zur Wirklichkeit in künft'ger Zeit gestalten,
Und zur Vollendung, zur Vollkommenheit
Wird eine Stufe mehr der Mensch ersteigen.
Die schönen Künste stehn bereit,
Umrunden ihn mit ihren muntern Reigen,
Und heben ihn mit ihrem frohen Spiele,
Zu seiner Würde Hochgefühle,
Und schöne Bürgerkronen blühn
Für jedes edlere Bemühn,
Dem sonst vielleicht des Argwohns Hand
Nur Dornenkronen oder Ketten wand.

Die sonst vor des Despoten Grimme
So ängstlich ihren Mund verschloß,
Die Wahrheit redet jetzt mit lauter Stimme;
Sie tritt nun glänzend hehr und groß
Aus dem erzwungenen Exil hervor,
Und raunt der Menschheit Weisheitslehren
Ins aufgedonnerte und aufmerksame Ohr.
Der Leichtsinn selbst die Trägheit hören,
Und Selbstsucht, ihrer Stimme gern.
Sie nahet kühn sich Fürstenthronen,
Und steht den Völkerhirten mit den Kronen,
Vor denen sonst sie floh, nun nicht mehr fern.
Denn, aufgerüttelt hat das Kriegsgetöse
Die Menschheit aus der trägen Ruh;
Es zeigte schwankend sich die Herrschergröße,
Es hinkte manches Reich dem Untergange zu.
Jetzt hat das Volk gelernt, was es durch Muth vermöge;
Die Fürsten sehen endlich ein,
Wohin des Eigennutzes krumme Wege
Sie führen, daß die Kraft nur im Verein
Mit andern Kräften Großes schaffe;
Daß nimmer eine stärkre Waffe,
Als Willenseinheit, noch sich fand;
Und daß das allerstärkste Band
Das Blumenband der Liebe sey;

Daß, wenn ihr Joch die Tyranney
Zu eisern und zu drückend macht,
Auch selbst in willenslosen Sclaven
Der längst erstorbne Muth erwacht. —
In leichten Ketten nur kann der Gefangne schlafen;
Die Saiten die zu hoch gespannt,
Zerreißt auch eines Kindes Hand.

Drum lasset uns mit dem Geschick nicht grollen,
Daß noch zuweilen auf der schönen Erde
Des Krieges laute Donner rollen! —
Daß sie zum Paradiese werde,
Muß erst ein breiter Strom von Blut
Besänftigen des Dämons Wuth,
Der in der Erde dunkeln Klüften
Stets widerstrebt den reinen Himmelslüften.
Was irdisch ist, das zollt der finstern Macht,
Und in den sinnlichen Naturen
Erscheinen seiner Wirkung Spuren,
Wenn die Vernunft nicht sorglich wacht,
Daß stets das Himmelsfeuer im Gemüthe
Fortglimme, und die schöne Blüthe
Der Freiheit und der Sittlichkeit
Sich immer schöner in der Zeit entfalte,
Und das Unendliche der Ewigkeit

Sich in der Menschenbrust zum Ideal gestalte.
Die Freiheit muß im Menschen ringen,
Um Raum dem Dämon abzuzwingen,
Bis einst, vermittelt durch der Schönheit Ideal,
Der Streit in Friedensharmonie sich löse,
Und sich der Mensch aus Neigung oder Wahl
Zum Edeln neige, und die Blöße,
Woran der Dämon ihn zu fassen strebt,
Bedecke mit dem zarten Lichtgewande
Das ihn die Sittlichkeit und Schönheit webt,
Und sanft sich füge in der Liebe Bande.

In dem Gemüth also entspinnt
Der Krieg sich schon der streitenden Gewalten,
Die doch zu Menschen uns allein gestalten.
Was Wunder, wenn er Feld und Raum gewinnt,
Nach Außen, und ins Weite strebt;
Was Wunder, wenn die große Welt
Mit unsrer kleinen gleiche Schritte hält,
In welcher ungewiß des Willens Wage schwebt,
Bald nach der Erde hin sich neiget,
Bald wieder auf zum Himmel steiget.
Ist erst in unsrer eignen Brust
Der Streit vermittelt, den von Innen
Die Sinne ihrer Stärke sich bewußt,

Mit unserer geist'gen Kraft beginnen,
Wenn in der Schönheit heitern Reichen
Die beiden Feinde sich vergleichen;
Dann ist auch in der Außenwelt
Die Harmonie auf immer hergestellt;
Dann müssen Fehd' und Hader schwinden,
Der Friede wird stets frische Kränze winden,
Und sich in allen Blumenau'n
Hochflammende Altäre bau'n,
Und bei der vollen Opferschaale
Sein Fest begehn in jedem Schäferthale.

Läßt dieses Ideal sich auch nicht ganz erringen,
Doch näher ihm wird uns gewiß
Der Menschheit großer Vater bringen,
Der seine Kinder werden hieß,
Daß sie auf nie durchlaufner Bahn
Sich der Veredlung möchten nahn.
Ist wankend auch des Kindes erster Schritt,
Es geht von Ferne ja der gute Vater mit,
Und läßt das Gängelband nur darum ihm nicht sehn,
Damit aus eigner Kraft es lerne gehn. —
In dem Erziehungs-Plane lagen
Auch alle Leiden, alle Plagen,
Vom Krieg uns aufgelegt mit harter Hand,

Weil sich darin das Mittel fand
Uns hinzuziehn, von Tand und eiteln Spielen,
Zu unsrer Menschheit würdigen Gefühlen.
Und näher uns dem großen Ziel' zu bringen,
Im großen freien Geister-Staat'. —
Fest steht, unwandelbar, sein Rath,
Und ewig muß sein Plan gelingen!
Wir sehen selbst in der Zerstörung Trümmern
Die neuen goldnen Säulen schimmern
Vom Tempel reiner Sittlichkeit,
Den er zu bauen hat begonnen.
Einst wenn in ferner Zukunft Zeit
Vollendung dieser Bau gewonnen,
Und aufgegangen sind der Wahrheit helle Sonnen,
Dann wird ein ew'ges Friedensfest
Die Menschheit froh darin begehn,
Und Gottes Hauch den letzten Rest
Der Thierheit aus des Menschen Brust verwehn.

In der der Zukunft dunkeln Weiten
Weilt die heil'ge Ahnung gern,
Und sieht schöne goldne Zeiten,
Sieht der Menschheit bessern Stern. —
Sei Du für uns Menschenkinder
Dieser schönen Zeit Verkünder,
Holder Friede, der im Tanz'
Uns jetzt bringt der Freude Kranz!

Kannst Du auch nicht ewig bleiben,
In dem kalten Erdenthal,
(Denn im Menschenleben treiben
Annoch Stürme ohne Zahl;)
O, so weile doch so lange,
Bis ein wenig wir vom Zwange,
Der so hart, so schwer gedrückt,
Uns erhohlet und erquickt.

Schütze unsre deutschen Staaten,
Schütz der Eintracht goldnes Band!
Daß nicht mehr in unsre Saaten
Fall' des Bürgerkrieges Brand.
Sind wir immer fest verbunden,
Leichtlich wird dann überwunden,
— Ob er noch so drohend thut, —
Jedes Feindes Übermuth.

Gern magst Du in Hütten wohnen;
Ändre diesmal Deinen Sinn!
In die Näh' von Königsthronen
Setze Deine Wohnung hin;
Da vertritt der Menschheit Sache,
Und mit Schlangenklugheit wache,
Will auf schlaugewundner Bahn,
Zwietracht sich dem Throne nahn.

Leuchten laß der Weisheit Flamme;
Hell in jedem Königshaus;
Und vom ganzen Herrscherstamme
Treib Erobrungsgierde aus.
Nur durch Vaterlandesliebe,
Durch der Freiheit edle Triebe,
Bilde sich der künft'ge Held,
Zur Bewunderung der Welt.

Bind' an Diamantnen Ketten
Fest, den Krieg, den Wüthrich, an.
Sich von Sklaverei zu retten,
Fechte nur der deutsche Mann;
Nie entnervt sey seine Rechte,
Mit den Elementen fechte,
Mit dem kargen Ackerland
Sie im stillen Friedensstand.

Näher die freie Kunst der Musen,
Halt' das Gold der Weisheit rein;
Aber auch in unsern Busen
Kehre holder Friede ein.
Ruh und Stille herrschen draußen,
Laß auch keine Stürme brausen,
In der dürft'gen Menschenbrust,
Die sich sehn't nach sanfter Lust.

Mögen die vergangnen Leiden
Eine Schule für uns seyn,
Daß wir falschen Schimmer meiden,
Und das Herz der Tugend weihn,
Dann war sie auch nicht vergebens
Jene bange Zeit des Lebens;
Näher der Vollkommenheit
Brachte uns der harte Streit.

Bindet nun Kränze,
Schmücket das Fest,
Reihet die Tänze!
Sehet es läßt
Sich zu uns Müden
Nun mit dem Frieden,
Nach Leide,
Die Freude
Herab aus der Höh,
Zu stillen das Weh.

Eintracht vereine
Seele und Herz,
Stören soll keine
Zwietracht den Scherz.
Jeglicher übe
Freundschaft und Liebe!
Und binde
Geschwinde
Mit fesselndem Band'
Dem Hader die Hand.

Ehret den Frieden,
Haltet ihn nah;
Selten hienieden
Weilet er ja.
Jetzt ist's gelungen,
Er ist errungen!
Gelinde
Verbinde
Die Wunden er nun;
Viel giebt es zu thun.

Schmücket mit Kränzen,
Knaben, das Fest!
Unter den Tänzen
Schwinde der Rest
Voriger Plagen
Unseren Tagen.
Die Erde
Sie werde,
Und jegliche Brust,
Ein Garten der Lust!

Nordhausen,
gedruckt bey Carl Friedrich Weichelt.

Lebenserfahrungen

und

Lebensanschauungen

im Lichte der Vernunft,

in Beziehung auf die wichtigsten Anliegen unseres inneren und äußeren Lebens in den verschiedenen Gesellschaftskreisen, denen wir eingefügt sind.

Von

August v. Blumroeder.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1858.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Widmung.

Dieses Buch gehört allen biedern Deutschen, welchen ihre sittlich-religiöse Würde am Herzen liegt, und welche nicht gesonnen sind, ihr freies Denken und ihr Forschung- und Prüfungrecht aufzugeben.

Einige einleitende Worte.

Wenn der Mensch am Rande der Gruft stehet, in welche zuletzt Alle, — Fürsten und Bettler, Weise und Thoren, Heilige und Schurken, — hinabsteigen müssen, da hat er freilich ganz andere Gedanken und Gefühle als ein junger Mann haben mag, den die Brautjungfer ins Brautgemach führt, oder ein junger Fähndrich, der zuerst mit Schärpe und Degen auf die Parade marschirt. — Hier breitet sich vor den Blicken des jungen Mannes eine lange, mit den schönsten Hoffnungsfarben ausgeschmückte Zukunft aus, und reizende Bilder der Freude und des Glücks umgaukeln ihn. Im ersten Fall aber hat das Leben keine Zukunft mehr, wenigstens keine

irdische; man hat hienieden nichts mehr zu hoffen, zu erdenken, zu erstreben, zu erringen; die Lebensfreuden sind entflohen, oder haben ihren Reiz verloren. Der Blick auf die Vergangenheit ist auch nicht immer erfreulich, denn von dieser Seite erblickt die Erinnerung gar viele verunglückte Entwürfe, gar manchen gescheiterten Lebensplan; das Bewußtsein einer Menge von Thorheiten, Fehlern und Lastern beunruhiget das Gewissen, um nicht von den vielen Leiden, Verlusten, Sorgen und Plagen zu reden, die der Sterbliche, auch der glücklichste, innerhalb sieben bis acht Decennien auszustehen hat. —

In diesem Falle befindet sich nun auch Schreiber Dieses, und wenn er Bekenntnisse à la Rousseau zu schreiben beabsichtigt, so würde er manches anzuführen haben, worüber er erröthen müßte. Dagegen muß er sich das Zeugniß geben, daß er bei allen seinen Thorheiten und Irrthümern das Ziel seiner Bestimmung nie aus den Augen verloren, vielmehr redlich nach der Erkenntniß des Wahren und Guten gerungen hat, und wie wenig er sich auch schmeichelt, in diesem Streben immer glücklich gewesen zu sein, so kann er doch nicht dem Drange

widerstehen, die letzten Resultate dieses Nachdenkens seinen Freunden vorzulegen und es ihrer Entscheidung zu überlassen, ob sie ein werthvolles Andenken darin erblicken oder nicht.

Es ist mir zum Bedürfniß geworden, über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens nachzudenken und meine Gedanken auch niederzuschreiben, und auch wohl durch die Presse mitzutheilen. Nach dieser Gewohnheit kann ich jetzt dem Verlangen nicht widerstehen, mich noch einmal vor meinem Ende über die Lieblingsgegenstände meiner Lebensanschauungen auszusprechen, und man wird finden, daß das Licht meines Geistes an der Kälte des Alters nicht ganz erloschen, sondern in vieler Beziehung geläutert und gereinigt worden ist. Es thut jetzt vorzüglich noth, daß deutsche Männer, die den Beruf dazu fühlen, für eine vernünftige Ansicht in allen Sphären des Lebens kämpfen; denn es ist erstaunlich, was der politische und religiöse Unsinn jetzt für Progressen macht, wie die staatliche und kirchliche Rechtgläubigkeit sich abmüht, den göttlichen Quell des vernünftigen Menschenthums mit mittelalterlichem Schutt zu bewerfen, damit die Keime reinmenschlicher Bil-

dung nicht aufkommen und durchdringen möchten. Die stürmische Luft vom Jahre 1848 hatte die schwarzen Nachtvögel der Reaction verscheucht; ängstlich verkrochen sie sich in die finstern Höhlen und Schlupfwinkel; aber um so behender und lärmender kommen sie jetzt, nachdem der Sturm sich verzogen, aus allen Ecken wieder hervor, um den Leuten glauben zu machen, daß die Sonne der Aufklärung untergegangen sei. Es ist, als ob die Gräber sich aufgethan hätten; kirchliche Gespenster und verwünschte Ordensbrüder und Majoratsherrn, die längst begraben lagen, spuken überall herum und erschrecken den ängstlichen Aberglauben. Das ganze Mittelalter mit seiner mächtigen Hierarchie und Feudalaristokratie, mit seinen Burgverliesen und Zwingburgen, mit seinen Klöstern und Ketzergerichten, soll nach der Meinung der fanatischen Romantiker wieder heraufbeschworen werden aus der dunkeln Vergangenheit, damit die neuen Ideen vom gleichen Menschenrecht, gleichen Anspruch auf politische und kirchliche Freiheit keinen Raum mehr finden möchten. Aus allen Grüften und Klüften schleichen sie hervor, die unheimlichen Spukgeister und pietistischen Nachteulen fliegen in ihrem Gefolge und krächzen

mit erheuchelter Andacht ihr Credo. Jesuitische Wölfe in Schafskleidern gehen umher, um protestantische Schafe zu rauben, und die frommen Hirten lassen sich täuschen und laden wohl den travestirten Wolf höflich ein, in den Schafstall zu treten, weil er ein so glaubensseliges Gesicht schneidet. Glaube, nur recht viel Glauben an die alte Autorität; blinder Glaube mit Gehorsam und Unterwerfung unter die hergebrachten Satzungen, gleichviel ob vernünftig oder unvernünftig, zeitgemäß oder nicht, das ist die Losung, die jetzt an der Tagesordnung ist.

Um diesem tollen Treiben entgegenzutreten, müssen die Kämpfer für Wahrheit und Recht zusammenstehen, um mannhaft die Rechte der Vernunft gegen die Anmaßungen des blinden Glaubens zu vertheidigen. Dieser Kampf ist freilich schon häufig geführt worden, aber er muß immer fortgesetzt werden, denn wenn die Vernunftfreunde die Waffen des Geistes nicht handhaben wollten, so dürften die eifrigen Zionswächter sich einbilden, daß der Rationalismus, d. h. die Maxime, alle unsere Urtheile aus Vernunftgründen abzuleiten, durch ihre Bemühungen aus den Herzen der jetzigen Genera-

tion verbannt wäre. Darin möchten sie sich aber irren; der gebildete Theil des Volks läßt sich sein Recht, alle Lebenssphären mit dem Lichte der Vernunft zu beleuchten, nicht nehmen, er läßt sich nicht bereden, daß gerade die wichtigste, nämlich das Gebiet der Religion, gegen dieses Licht hermetisch verschlossen sein sollte. Um diese Ueberzeugung festzuhalten, muß man richtige Ansichten von dem Wesen der Religion haben, und da überdies die Grundlage unsers häuslichen, bürgerlichen und Staatslebens eine sittlich-religiöse sein muß, wenn es sich eines gedeihlichen Fortgangs erfreuen soll, so ist es die Pflicht jedes Menschen, der sich für diesen Fortgang interessirt, seine Begriffe von Religion und göttlichen Dingen zu berichtigen und ich schmeichle mir in dem Folgenden einen kleinen Beitrag zu einer richtigen Auffassung religiöser Wahrheiten geliefert zu haben; so viel kann ich wenigstens versichern, daß ich oft und anhaltend über das Wesen der Religion und ihren wohlthätigen Einfluß auf unsere sittliche Bildung nachgedacht habe.

In einem achtzigjährigen Leben hat man freilich Gelegenheit genug zum Nachdenken, wenn man nicht mit verschlossenen Augen durch die verschiede-

nen Stationen desselben gegangen ist. Unsere Erfahrungen erweitern, unsere Urtheile berichtigen sich je älter wir werden. Die wichtigsten dieser Erfahrungen sind die, welche sich auf den Menschen und die menschliche Gesellschaft im Großen und Kleinen beziehen, und da ich beabsichtige, die vorzüglichsten Resultate dieser Erfahrungen und dieses Nachdenkens meinen Lesern in einem gedrängten Umrisse vorzulegen, so werde ich auch die politische Sphäre berühren, und aus der jetzigen Constellation derselben einige Schlüsse auf künftige Erscheinungen zu begründen suchen.

Aus diesen Andeutungen ergiebt sich von selbst, daß man keinen systematischen Vortrag zu gewärtigen habe, doch werde ich mich bemühen, daß derselbe überall verständlich, und wenn auch nicht stets den Gegenstand erschöpfend, doch zum weitern Denken anregend sei. Auch werde ich den Fehler zu vermeiden suchen, den man häufig an Alten bemerkt, daß sie nämlich durch vieles Reden ermüden, und ich bitte mit Horaz den Apollo, daß, wenn ich in diesen Fehler zu fallen Gefahr laufen sollte, er mich warnend am Ohre zupfen möge.

Das Vorstehende wurde schon vor mehreren Jahren geschrieben und es mag stehen bleiben, weil darin von der Entstehung und Veranlassung dieser Schrift Kunde gegeben wird. Sie ist bis jetzt liegen geblieben, weil sie mir nicht den Grad von Vollkommenheit zu haben schien, der erforderlich ist, um mit Anstand vor das Publicum zu treten. Jetzt habe ich das Manuscript wieder vorgenommen und überarbeitet, um etwas mehr systematischen Zusammenhang in das Ganze zu bringen. In der ersten Abtheilung ist von der wichtigsten Privatangelegenheit des Menschen die Rede, nämlich von seiner geistigen und moralischen Bildung, von der Nothwendigkeit der Selbsterkenntniß, um mittelst derselben Harmonie in die Richtung seiner ursprünglichen Triebe, Gefühle und Seelenthätigkeiten zu bringen, von den Bedingungen seines Lebensglücks und der Kunst sein Leben schön zu gestalten. In den folgenden Abschnitten wird der so ausgerüstete Mensch in die Gesellschaft begleitet, es ist demnach die Rede von den verschiedenen natürlichen Gesellschaftskreisen, in welche der Mensch eingeführt ist, und demnach auch vom Staate, welcher die untergeordneten Kreise umfaßt. Dann wird

vom Nationalverbande die Rede sein, von welchem freilich in Deutschland fast nur fromme Wünsche (pia desideria) auszusprechen sind, und zuletzt wird derjenige Verein zur Sprache kommen, welcher die Angelegenheiten der Religion umfaßt und Kirche genannt wird. Da aber zum Verständniß dieser Angelegenheiten richtige Begriffe von Religion überhaupt und von christlicher Religion insbesondere vorausgesetzt werden, so wird die religiöse Sphäre ebenfalls einen wichtigen Gegenstand der Besprechung ausmachen.

Da im ältern Manuscripte die Anordnung umgekehrt war und mit der religiösen Sphäre der Anfang gemacht wurde, so wäre vielleicht, um kleine Incongruenzen zu vermeiden, nicht blos eine Ueberarbeitung, sondern eine völlige Umarbeitung desselben nöthig gewesen, aber dazu fühle ich mich in diesem hohen Alter nicht befähigt, und ich glaube, daß meine Leser durch viel gute Bemerkungen und Belehrungen für die vielleicht bemerkbaren Mängel an streng systematischem Zusammenhang sich entschädiget finden werden. Ist doch diese Schrift nicht ausschließlich für das gelehrte, sondern für das gebildete Publicum überhaupt bestimmt und diesem

ist nicht besonders mit dem schweren systematischen Apparat der Gelehrsamkeit gedient. — Möge dieses Werk zugleich als ein gutgemeintes literarisches Vermächtniß für meine Freunde und Nachkommen gelten.

Erste Abtheilung.

Der Mensch als Mikrokosmus, nach den in ihm waltenden geistigen Kräften betrachtet, besonders in Beziehung auf Lebensglück und seine höhere sittliche Bestimmung.

1) Selbstkenntniß von ihrer praktischen Seite
oder
der Mikrokosmos, Mensch genannt.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die menschliche Wißbegierde weit weniger von dem angezogen wird, was ganz nahe liegt, als von Gegenständen, die in weiter Ferne zu suchen sind. Ein tüchtiger Polizeiminister kennt vielleicht alle verdächtigen Personen des ganzen Landes, während das Verdächtige, was in seinem eignen Hause vorgeht, ihm unbekannt bleibt, und manche vornehme Dame, welche fast ausschließlich in großen Gesellschaftszirkeln lebt, weiß vielleicht die ganze Chronique scandaleuse ihrer Wohnstadt auswendig, aber das Aergerliche, was in ihrer Kinderstube getrieben wird, bleibt ihr völlig unbekannt. Der Astronom, welcher, während er die Sterne beobachtet, in die nahe Grube fällt, ist ebenfalls eine passende Ironie oder Satire auf die Neigung der Menschen über dem, was fern liegt,

das Nahe, das, wie man sagt, vor der Nase Befindliche, zu übersehen und zu vernachlässigen.

In dieser fehlerhaften Gewohnheit ist der Grund zu suchen, daß die meisten Menschen gerade das, was ihnen am allernächsten liegt, Sich selbst am wenigsten kennen, obgleich alle Weisen des Alterthums die Nothwendigkeit dieser Kenntniß eingesehen und dringend empfohlen haben. Nach dem bekannten Spruch, der als Inschrift über dem Eingange zum apollischen Tempel in Delphi stand: Erkenne Dich selbst (γνῶθι σεαυτόν) ist diese Erkenntniß aller Weisheit Anfang. Nun freilich der große Menschenhaufen hat ein ganz anderes Ziel seines Strebens als Weisheit, daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn er auch von dem Anfang der Weisheit, der Selbsterkenntniß, sich nicht besonders angezogen fühlt, sondern gleichgültig daran vorüber geht! Freilich eine vollständige theoretische Selbsterkenntniß kann man nicht von jedem Menschen erwarten, die muß man den Philosophen überlassen, aber die praktische, welche auf unsere sittliche Beschaffenheit gerichtet ist, sollten wir nicht so vernachlässigen wie gewöhnlich geschieht; damit man wisse, wo es uns noch fehle, welche Affecten und Leidenschaften in uns herrschend, mithin am kräftigsten zu bekämpfen sind. Unsere körperliche und geistige Gesundheit hängt davon ab, daß wir die Einrichtungen und Bedürfnisse unsers Leibes einerseits, und die Organisation unsers Geistes und Gemüths andrerseits kennen. Unsere sittliche Natur,

die Forderungen unserer Vernunft und unsers Gewissens, und das, was wir zu thun haben, um diesen Forderungen zu genügen, dürfen uns nicht unbekannt sein, wenn uns unser Wohl und Weh am Herzen liegt.

Da der Mensch das Meisterstück der uns bekannten Schöpfung ist, an welchem sich die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes am deutlichsten offenbaret hat, so kann es für uns im ganzen Umkreise des Naturlebens keinen interessanteren und erhabneren Gegenstand der Betrachtung geben, als eben den Menschen, diese wandelnde Stiftshütte, worauf sich die Herrlichkeit Gottes so glänzend niedergelassen hat. Wir stoßen hier sowohl in der Region unsers Geistes als unsers Leibes auf Wunder, Räthsel und Geheimnisse, die wir nicht zu erklären, zu enträthseln und zu durchschauen vermögen. Nur die Gewohnheit macht, daß dieses Wunderwerk ohne Gleichen uns nach und nach gleichgültig wird, aber wir dürfen nur aufmerksam darauf reflectiren, und wir kommen nicht aus der Bewunderung heraus. Welcher Psycholog hat es erklärt, wie die Seele, ein geistiges Wesen auf den Körper, ein materiales Gebilde, und dieser wieder auf jene wirkt und ihr die Vorstellung einer Außenwelt zuführt. Welcher Philosoph hat das Räthsel gelöset, wie unser freier Wille Causalität hat und willkürliche Wirkungen hervorbringt in einer Welt, wo alle Veränderungen nach nothwendigen Naturgesetzen erfolgen?

Selbst die künstliche Organisation meines Leibes

ist mir unbegreiflich. Mein vernünftiger Wille ist nach gewissen Zweckbegriffen wirksam, aber er ist nicht im Stande, das geringste organische Gebilde, das einfachste Moos oder Gräschen hervorzubringen. Indeß wirkt in mir eine organisirende Kraft, die ich mein nenne, und mit dem Namen Lebenskraft bezeichne, ohne doch die geringste Macht über sie zu haben, und was das wunderbarste ist, diese Kraft wirkt bewußtlos nach Zweckbegriffen, die nur in einer Intelligenz Platz finden können. Diese stumme Zauberin hat, ohne Zuthun meines Willens, meinen organischen Körper mit einer bewunderungswürdigen Kunst gebildet, so daß das Ganze und alle Theile desselben ihren besondern Zwecken auf das genauste entsprechen und ist fort und fort thätig, diesen Organismus zu erhalten, und wo möglich alle zufälligen Hindernisse, wodurch meine Lebensthätigkeit gehemmt werden könnte, zu entfernen. Sie heilt Krankheiten, schließt Wunden, ersetzt beschädigte Organe, und der Arzt, dem man diese Heilungen zuschreibt, kann dabei weiter nichts thun, als daß er durch künstliche Mittel die natürliche Wirksamkeit der Lebensmittel unterstützt.

Wir sehen aus diesen Andeutungen, daß die Selbsterkenntniß, wenn sie bis auf die Grundprincipe unserer geistigen und leiblichen Thätigkeit zurückgeht, nicht so leicht ist, als man denken sollte, da das Object derselben uns so nahe liegt und unmittelbar im Selbstbewußtsein gegeben zu sein scheint. Ich muß mich

ja doch wohl am besten kennen, meint der gemeine Menschenverstand. O ja, antworte ich, in praktischer Beziehung, und wenn wir uns nicht schmeicheln, unsere Mängel und Gebrechen erkennen und bereit sind, die Mittel zu ergreifen, um ihnen abzuhelfen, wird diese Kenntniß Dir sehr nützlich sein. Wir erkennen die Bewegungen, das Wirken und Thun unserer Seele, aber die Seelensubstanz, und das in ihr wurzelnde Ich entzieht sich aller möglichen Kenntniß. Denn das Ich d. i. das Beständige und Bleibende in unserm Bewußtsein, kann sich nicht selbst zum Objecte seines Wissens machen, weil es im Begriffe des Ich liegt, immer Subject und niemals Object zu sein; was wir als solches zu erkennen vermeinen, ist nicht das Ich selbst, sondern das Spiegelbild seiner Wirksamkeit. Wir können über unser Denken reflectiren, aber das Princip des Denkens, die geistige Psyche, können wir nicht am Flügel ergreifen, um sie zum Gegenstande unserer Forschung zu machen. Wir vernehmen eine ewige Bewegung von Thätigkeit zu That, vom Denken zum Gedachten, vom Wollen zum Gewollten; das Substrat aber, die Substanz, die dieser Thätigkeit zum Grunde liegt, bleibt im Verborgenen, und die Philosophen haben mit allem ihren Scharfsinn die Frage nach der Beschaffenheit dieser Substanz nicht oder doch nur ungenügend beantworten können. Wir müssen uns damit beruhigen, daß das, was wir zu wissen ganz unbefähigt sind, auch zu unserm Heile nicht nothwendig ist.

2) Verhältniß des Seelenprincips zur sogenannten Lebenskraft.

Eine andere nicht uninteressante Frage hat ebenfalls die Psychologen und Physiologen beschäftiget, nämlich die Frage nach dem Verhältniß der Seele zu der eben erwähnten Lebenskraft. Sind denn ein oder zwei Lebensprincipe in dem Menschen thätig, so fragt der skeptische Naturforscher, und obgleich die letzte Annahme mit der Einheit und Sparsamkeit, deren sich sonst die Natur befleißiget, nicht wohl in Einstimmung steht, so scheint sie doch die Erfahrung für sich zu haben. Das Princip des bewußten Wahrnehmens und Denkens, welches unter dem Namen der Seele bekannt ist, und, wenn es zum klaren Selbstbewußtsein gelangt ist, Geist genannt wird, erscheint beim ersten flüchtigen Blick als ein anderes, als das Princip, welches ohne Bewußtsein die leiblichen Lebensfunctionen besorgt und regelt, und gewöhnlich Lebenskraft genannt wird. Die neuern Physiologen haben indeß diesen anstößigen Dualismus verworfen und namentlich hat L. G. Carus in seinem vortrefflichen Werke Psyche die Identität der Seele mit der sogenannten Lebenskraft zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben. Die Lebenskraft unterscheidet sich allerdings von dem vorstellenden und denkenden Geiste dadurch, daß sie bewußtlos wirkt, aber warum sollte sie somit schlechthin von der Seelensubstanz ver-

schieden sein, warum sollte diese nicht zugleich nach zwei Richtungen, einer nämlich, welche das Ernähren und Bilden des Leibes, und einer andern, welche das Erkennen zum Ziele hat, thätig sein können?

Es war, sagte Carus in dem angeführten Werke, vorzüglich die Scheidewand zwischen Unbewußtem und Bewußten, wodurch man bewogen wurde, vom Bereiche der Seele abzutrennen, was gänzlich außerhalb des Bewußtseins lag. Weil uns das Bewußtsein nicht sagt, wie wir entstehen, wie wir wachsen und uns immerfort fort- und umbilden, wohl aber ein Bewußtsein besitzen von Allem, was Sinnenempfindung, Vorstellung und Willensregung heißt, so durften nur die letzten Vorgänge der Seele wirklich angehören, während dagegen alles Andere von ihrer Thätigkeit ausgeschlossen wurde und deshalb einer besondern Thätigkeit, einer eigenthümlichen unbekannten Potenz, der so genannten Lebenskraft, anheimfallen sollte. Man führt somit zwei verschiedene Seelen, oder zwei wesentlich verschiedene Grundkräfte in einen Organismus ein, welcher sich doch nach Entstehung, nach Lebensrichtung und Selbstgefühl als eine Einheit unbestreitbar erweiset. Denn Lebenskraft oder Bildungstrieb, wie man das unbewußte Etwas nun nennen will, wird immer in jeder Aeußerung nicht ein von außen Bewegtes, sondern ein sich aus sich selbst Bewegendes sein und wird eben darum ein des Göttlichen Theilhaftes genannt werden müssen, da es diesem ja überall eigen ist, nicht bewegt

zu werden, sondern aus sich heraus sich selbst und Fremdes zu bewegen, wie schon Plato bemerkt. Man treibt sich daher in einem ewigen Zirkel herum, wenn man nach Merkmalen sucht, um in dieser Beziehung zwischen Lebenskraft und Seele zu haltbaren Unterschieden zu gelangen. Wenn man als Beweis für die Verschiedenheit der Seele von der Lebenskraft, welche die Vorgänge des bildenden und ernährenden Lebens bedingt, anführt, daß von letzterem nichts zum Bewußtsein gelange, so bedenkt man nicht, daß gar Vieles im Organismus vorgeht, was als solches nicht zum Bewußtsein kommt, obgleich es wohl mittelbar auf dasselbe Einfluß übt. So influenziren z. B. Blutumlauf, Wachsthum, Absonderung nicht allein mittelbar auf das Bewußtsein, sondern manche dieser Vorgänge werden auch im krankhaften Zustande unmittelbar dem Bewußtsein vorstellig.

So deutet Alles darauf hin, daß wir in jedem Lebendigen, in dem Princip, wodurch das Leben bedingt ist, ein Göttliches anzuerkennen haben, welches wir als Urgrund dieser besondern Erscheinung mit dem Namen der Idee seines Daseins, oder als Seele bezeichnen.

Das Alles läßt sich hören; aber man könnte dagegen den Einwand geltend machen, daß nach dieser Vorstellung die menschliche Seele gleichsam in zwei Theile getrennt würde, die sich wie Bewußtes vom Unbewußten unterscheiden, was mit dem Begriff eines geistigen Princips im Widerspruch zu stehen scheint.

Auch sollte man denken, daß das Licht des Bewußtseins, einmal in der Seele aufgegangen, sie auch ganz und nicht theilweise erleuchten müßte, da sie doch nicht einer Alpenlandschaft gleichen kann, wo die höchsten Gipfel der Berge oft von der Sonne erleuchtet sind, während die von diesen eng umschlossenen Thäler im Schatten bleiben.

Diesen Einwurf sucht Carus durch die Bemerkung zu beseitigen, daß auch innerhalb des bewußten Zustandes unserer Seele sich Vieles als ein Unbewußtes bewege. Und in der That so ist es. Es ist z. B. keinem Zweifel unterworfen, daß die Muskeln, welche der Bewegung des Athmens dienen, durch die, zu ihnen verbreiteten Strahlungen des Nervensystems, der Willkür gehorchen. Wir können diese Bewegungen eine Zeit lang hemmen, wir können sie absichtlich beschleunigen, unterbrechen, verstärken oder schwächen und empfinden dann davon volle Abhängigkeit von unserer bewußten Seele. Nichts destoweniger geschehen diese Bewegungen in der Regel vollkommen unbewußt, und machen es uns verständlich, daß zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein eine sehr bewegliche Grenze liegt. Noch auffallender ist dies bei allen Bewegungen, die irgend einer Kunstfertigkeit dienen. Hier, ganz in der Region des Bewußtseins und ausgeführt von den der Willkür unterworfenen Muskeln, ist das, was wir Einlernen, Einüben nennen, nichts anderes als ein Bestreben, Etwas, das dem Bewußtsein angehört, wieder

in die Region des Unbewußten zu bringen. — Auch fallen ja gar viele Vorstellungen aus dem Bereiche unseres Wissens unter die Schwelle des Bewußtseins zurück, wie wir denn von den Vorstellungen unserer frühern Kindheit gar nichts mehr wissen, und wir würden uns ja in einem überwältigenden Gedankenchaos befinden und zu allen Geschäften des Lebens untüchtig sein, wenn uns alle Vorstellungen, die wir einmal gehabt haben, stets gegenwärtig wären. Hieraus ergiebt sich klärlich, daß ein Hinübergreifen aus der Sphäre des Bewußten in die des Unbewußten zur Höhe menschlicher Vollendung wahrhaft gehört. Diese Erfahrungen müssen uns genügen, wenn wir sie auch nicht erklären können und gar viele Räthsel, welche uns unser Seelenleben aufgiebt, ungelöst bleiben.

Nach dieser Ansicht ist die Seele nicht bloß die, im Vorstellen, Denken und Wollen thätige geistige Potenz, welche durch den Conflict ihrer Thätigkeit mit der Gegenwirkung der materiellen Außenwelt zum Bewußtsein kommt, und auf diese zurückwirkend, durch die, ihr zu Gebote stehenden Sinnenwerkzeuge Veränderungen in derselben hervorbringt, sondern auch die schaffende Kraft, welche unsern Leib bildet und mit bewunderungswürdiger Kunst organisirt, indem sie die zu diesem Zweck geeigneten Naturkräfte sich dienstbar macht. In diesem Schaffen und Bilden wirkt sie bewußtlos; erst in ihrem Hinausgreifen aus dem Innern in die Außenwelt, in dem Aufnehmen und Bearbeiten

der ihr von daher zuströmenden Eindrücke, kommt sie zu Bewußtsein und dieses bleibt auf die Sphäre der Wechselwirkung des Innern beschränkt.

Freilich, wenn uns die Frage vorgelegt wird, wie eine unbewußt wirkende Potenz ein so künstliches, in allen seinen Theilen nach der größten Zweckmäßigkeit eingerichtetes Werk, wie der menschliche Organismus ist, hervorbringen könne, vermögen wir nur Ungenügendes zu antworten; aber diese Schwierigkeit bleibt auch, wenn wir außer der bewußten Seele noch eine besondere Lebenskraft annehmen. Wir können indeß sagen: Die Seele ist eine von den vielen Ausstrahlungen der Gottheit, welche das Universum erfüllen und beleben, sie ist eine objectiv gewordene göttliche Idee, welche das Schema oder Urbild in sich trägt, dessen Nachbild sie aus innerer Nothwendigkeit auch unbewußt nachbildet. Daß die göttliche Allmacht dabei wirksam ist, geht daraus hervor, daß sie ein Werk zu Stande bringt, das im Grunde genommen eine kleine Schöpfung und nicht weniger bewunderungswerth als die große ist, denn nicht mit Unrecht hat man den Menschen die kleine Welt, Mikrokosmos, genannt und ihm den großen, Makrokosmus, entgegengesetzt. Wie hier die Wirksamkeit Gottes, des unbedingten, vollkommenen Geistes, der keinen Raum einnimmt und doch durch das ganze Weltall verbreitet ist, so ist auch die Seele, ebenfalls ein Geist, obgleich ein endlicher und bedingter, über alle

Theile des Leibes, auch die kleinsten, verbreitet und die mikroskopische Kleinheit der organischen Elemente dieser kleinen Welt ist eben so zu bewundern, wie die teleskopischen Größen und Dimensionen der großen. Wie hier, so dort, ist Alles nach den weisesten Zwecken berechnet und eingerichtet, so daß der menschliche Organismus seiner Bestimmung vollkommen entspricht. Von diesen Zwecken aber weiß die Seele, inwiefern sie als bildende Kraft thätig ist, durchaus nichts; sie gleicht einem gedankenlosen Arbeiter, der nach der Vorschrift des Baumeisters sein Tagewerk an einem großen Bau verrichtet, und wenn dieser fertig ist, sich selbst wundert, daß das Ergebniß seiner planlosen Arbeit so gut zum Ganzen paßt. In diesem Bilde liegt zugleich die Lösung des Räthsels. Die Zweckmäßigkeit ist vom großen Baumeister der großen und kleinen Welt gedacht und der von ihm ausgeströmten Idee, welche wir Seele nennen, immanent; es ist ihr die Nothwendigkeit gleichsam eingebunden, derselben gemäß zu wirken und auch unbewußt das Urbild, welches sie in sich trägt, nachzubilden.

Nach dieser Ansicht enthält die Grundidee der Seele, die als das göttliche Urbild unsers Seins gedacht werden kann, in ihrem Wesen eine zweifache Strahlung des höchsten Urwesens, deren eine unbewußt schaffend die rastlosen Umwandlungen unsers Leibes bedingt, während die andere, die freigewordene höhere Hälfte, als selbst bewußtes Geist sich über

jene emporhebt, und gleichsam als Blüthe derselben erweiset. Könnte man Geistiges mit Körperlichem vergleichen, so würde nach diesem Gleichniß der unbewußte Factor als die im Dunkeln verharrende Wurzel einer Pflanze zu versinnlichen sein. Wenn die Bestimmung des Menschen als eine fortschreitende Vergeistigung gedacht werden kann, und wenn dieser Gedanke richtig ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Seele noch nicht durch und durch Geist d. i. Selbstbewußtsein ist, sondern nur erst gleichsam auf ihrer Oberfläche in ihrer Berührung mit dem Lichte der Außenwelt dazu gelangt, wobei die Möglichkeit nicht abgeschnitten ist, daß dieses Bewußtsein vielleicht in andern Daseinskreisen immer tiefer dringe. Und diese Möglichkeit hat einen guten Grund. Muß nämlich die unbewußte Strahlung unsers Wesens als ein Ewiges vorausgesetzt werden, weil es ein Göttliches ist, und als solches durch seine schöpferische immerfort organisch bildende und erhaltende Kraft sich bewährt, so folgt daraus, daß es nicht bloß einmal und bloß in dem kleinen endlichen Kreise des Daseins, welchen wir ein menschliches Leben nennen, sich offenbaren könne, sondern daß ihm als einem Ewigen unendlich weitere und höhere Lebenskreise offen stehen werden: Lebenskreise, von welchen wir innerhalb der gegenwärtigen Existenz keine Erfahrung zu erringen vermögen, die aber gewiß unserer fortgesetzten Vergeistigung günstig sein werden.

Mag diese sinnreiche Hypothese auf sich beruhen, mögen ein oder zwei Lebensprincipe in dem Menschen wirksam sein; immer bleibt des Wunderbaren und Unbegreiflichen viel zurück, und wir müssen eingestehen, daß wir eben so wenig die Schöpfungen Gottes, die sich in der kleinen Welt, Mensch genannt, offenbaren, erklären können, als wir irgend eine Einsicht zu erlangen vermögen über die Schöpfung der großen. Wir müssen uns auf das beschränken, was wir wissen können und auch bei unserm Streben nach Selbsterkenntniß, das praktische Gebiet, wo wir diese Erkenntniß zur Anwendung bringen können, nicht aus den Augen verlieren. In unsern natürlichen Trieben und Anlagen ist unsere Bestimmung deutlich genug angedeutet; wir werden also unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf unser Seelenvermögen zu richten haben und die Aufgabe unsers ganzen Lebens wird sein, die verschiedenen Bewegungen und Thätigkeiten unsers Gemüths in einem solchen steten Gleichgewicht zu erhalten, daß daraus diejenige Harmonie hervorgehe, die wir ein seliges Leben nennen.

Da ich demnach die Psychologie besonders vom praktischen Gesichtspunkte betrachte, so will ich zuvörderst bloß die beiden entgegengesetzten Grundtriebe der Selbstheit und der Liebe erwähnen, von welchen alle Bewegungen unsers Seelenlebens ausgehen.

3) Der Grundtrieb der Selbstheit.

Man kann den Menschen nicht unschicklich mit einer Amphibie vergleichen. So wie diese in zwei Elementen lebt, so ist der Mensch eingefugt in zwei Weltordnungen in die physische, wo die Naturgesetze mit Nothwendigkeit herrschen und in die moralische, wo jener Causalität eine andere, nämlich die der Freiheit entgegentritt. Wenn die Naturgesetze den Begriff des Müssens mit sich führen, so involviren die Gebote der Freiheit oder die Moralgesetze den Begriff des Sollens. Wie diese Gegensätze zu vereinigen sind, darüber findet sich vielleicht später eine Gelegenheit etwas zu sagen. Hier sei nur so viel bemerkt, daß dieser Gegensatz schon in den Grundtrieben unsers Gemüths angedeutet ist. Es lassen sich nämlich jetzt deutlich zwei solche ursprüngliche Triebe unterscheiden: nämlich der Trieb der Selbstheit und der natürliche Trieb der Liebe.

In allen Naturwesen, die aus der Hand des allmächtigen Schöpfers hervorgegangen sind, liegt das Bestreben der Selbsterhaltung, womit die Tendenz verbunden ist, Alles von sich abzuwehren, wodurch die eigne Existenz bedroht wird, vielmehr den Umkreis derselben, die Sphäre der jedem Naturwesen eigenthümlichen Wirksamkeit, zu erweitern. Ohne diese Eigenschaft würde ja kein Bestand, keine Dauer der Naturdinge

zu denken sein. Das unvernünftige Thier ist auf weiter nichts angewiesen, als die Mittel dieser Selbsterhaltung zu suchen und seine Bedürfnisse zu befriedigen, und deswegen hat der weise Urheber der Natur diese Befriedigung mit einem gewissen stärkern oder schwächern Wohlgefühl verbunden. Es nimmt, wenn der Stachel des Bedürfnisses es treibt, keine Rücksicht auf andere Wesen, welche mit ihm den gleichen Trieb haben, zerstört sie wohl selbst ohne Noth, denn es kann sich nicht selbst beschränken, damit es aber nicht zu weit um sich greife, wird es beschränkt durch den Antagonismus, der in allen Bewegungen der Natur herrschend ist.

Der Mensch, in welchem die Vernunft noch nicht zum Bewußtsein gekommen oder nicht gebildet ist, gleicht in dieser Beziehung dem Thiere vollkommen, daß auch er bloß von dem Instinkte der Selbsterhaltung und dem damit verbundenen Wohlgefühle bewegt wird, und so bildet sich der Trieb der Selbstheit aus, der in seiner Rohheit, ohne Rücksicht auf andere seines Gleichen zu nehmen, Alles nur auf sich selbst als einzigen Mittelpunkt zu beziehen gewohnt ist. Er greift nach Allem, was in seinen Bereich kommt, und um auch seine Zukunft zu sichern, sucht er sich recht viele Mittel zur Befriedigung seiner sinnlichen Triebe zu verschaffen, ohne danach zu fragen, ob Andere dadurch benachtheiliget werden oder nicht. Freilich wird auch er in diesem Streben durch den erwähnten Antagonismus, der ebenfalls in der menschlichen Gesellschaft sehr wirksam ist.

beschränkt, aber der Mensch soll seiner Bestimmung nach als vernünftiges Wesen sich selbst beschränken und erst, wenn er das freiwillig thut, tritt er aus dem rohen Naturzustande in den der Gesittung, welche bei vollkommener Ausbildung der Vernunft in wahre Sittlichkeit übergeht.

4) Die Liebe.

Aber der allweise Urheber unsers Seins wie Wesens hat unsere Sittlichkeit nicht allein den Bestimmungen unserer beschränkten und darum nicht immer consequenten Vernunft überlassen, er hat vielmehr gleich ursprünglich jenem mächtigen Triebe der Selbstheit, mit welchem, den Kampf zu bestehen, dem schwachen vernünftigen Willen wohl schwerlich gelingen konnte, einen andern natürlichen Trieb entgegengesetzt, der seine Richtung nicht auf das eigne Ich, sondern auf andere, außer ihm liegende Persönlichkeiten nimmt. Durch die Liebe fühlt sich der Mensch gleichsam aus seiner Subjectivität heraus in ein fremdes Vernunftwesen hinüber gezogen. „Liebe", sagt Fichte, „ist der innigste Vereinigungspunkt der Natur und Vernunft; sie ist das einzige Glied, wo die Natur in die Vernunft eingreift. Das Sittengesetz fordert, daß man sich in Andern vergesse; die Liebe gibt sich selbst hin für Andere."

Dieser Trieb äußert sich schon in dem Kinde, welches sich mit unwiderstehlicher Gewalt zu seiner Mutter

oder Amme, und zu Allen hingezogen fühlt, die sich ihm freundlich nahen. Die sich selbst aufopfernde Mutterliebe offenbart sich nicht bloß in der Menschen-, sondern auch in der Thierwelt, wo der Trieb der Selbsterhaltung oder der Selbstheit sonst allein bestimmend ist. Wird dieser natürliche Trieb, welcher den Menschen aus seiner engen Selbstheit herauszuziehen bestimmt ist, gehörig gebildet, tritt ihm die erwachte Vernunft mit ihrem sittlichen Gefühle zur Seite, so veredelt er sich zu einem schönen geistigen Gefühle, welches wie ein himmlischer Genius den Menschen durch das Leben begleitet, und ihm die Erfüllung seiner Pflichten wunderbar erleichtert. Wenn der rohe lieblose Mensch in dem Pflichtgebote nur ein Joch sieht, das er immer abzuschütteln geneigt ist, wenn er es ungestraft thun zu können vermeint, so trägt die Liebe in Menschengestalt diese Bürde wie einen Blumenkranz und die gegeselligen Pflichten gleichen in ihren Augen den rhythmischen Verschlingungen eines Festreigen, worin die Mühe und Anstrengung wegen des überwiegenden Lustgefühles nicht geachtet wird.

Die Liebe einet wieder zu einer harmonischen Verbindung, was durch den Egoismus der sinnlichen Triebe getrennt wird. Die vernünftige Menschheit, welche in der Abstraction als ein Ganzes gedacht wird, spaltet sich in der Sinnenwelt in eine Menge von Zweigen, Individualitäten genannt, welche ihrer gemeinsamen Wurzel nicht immer eingedenk sind. Erst durch müh-

same Schlüsse gelangt das vernünftige Einzelwesen zu der Einsicht, daß das Pflichtgebot nicht bloß die individuelle Vollkommenheit, das eigne Wohlsein, sondern überhaupt die Vollständigkeit und das Wohl aller vernünftigen Wesen zum Zwecke haben kann; der sittliche Mensch soll in sich das Ganze, und im Ganzen sich selbst achten. Aber dieses Soll würde von sinnlichen Menschen gar leicht verkannt werden, wenn nicht aus der Wurzel des Bewußtseins ein Trieb hervorginge, welcher nicht im eignen, sondern in einem fremden Ich, also in einem Du, die Ergänzung und Befriedigung der eignen Bedürftigkeit sucht; und dieser Trieb ist die Liebe als Naturinstinkt, wodurch, nachdem sich dieser Trieb zu einem geistigen Gefühle veredelt hat, die Vereinigung der subjectiven Einheit zur objectiven Allheit des Vernunftseins, und endlich auch mit der höchsten Spitze desselben, mit Gott bewirkt wird. Auf dem Standpunkte des Glaubens, sagt Heinroth, auf welchem der Mensch zu Gott gezogen wird und sein Selbst vergißt, verliert auch die Selbstigkeit ihre Gewalt, die Selbstsucht ihren Stachel, und die Bahn für ein göttliches Leben ist gebrochen. Das göttliche Leben aber wohnt in der Liebe, in der Milde und Freundlichkeit der Gesinnung, die alle Schärfe und Bitterkeit des Charakters, allen Haß und alles feindliche Streben ausschließt. Die Liebe ist der Himmel und mit der Liebe zieht der Himmel, die Gottheit selbst in den Menschen ein.

Man klage also die Natur nicht an, daß sie den Trieb der Selbstheit, der so leicht ausarten kann, in uns legte, denn sie hat mit weiser Fürsorge demselben einen andern Trieb entgegengesetzt, der, wenn er nicht gewaltsam unterdrückt wird, wohl im Stande ist, jenen zu mäßigen und in den gehörigen Schranken zu halten, und dem es allein zu verdanken ist, daß die Menschenwelt nicht schon längst in dem Pfuhle sittlichen Verderbens versunken und untergegangen ist.

Die Liebe treibt den Menschen aus seinem engen Ich, aus der beschränkten Sphäre seiner Selbstheit heraus, weil er, wie gesagt, das Mangelhafte und die Unvollständigkeit seines individuellen Seins fühlt und durch dieses Gefühl angereizt wird, in einem andern Wesen die Ergänzung desselben zu suchen. Da aber alles menschliche Sein unvollständig ist und erst in der gemeinsamen Wurzel alles Seins und Lebens — in Gott — ihre Vollendung findet, so führt consequenter Weise die Menschenliebe zur Gottesliebe und umgekehrt. Mit der uns einwohnenden Idee von einem absolut vollständigen Vernunftwesen ist uns zugleich der Trieb gegeben, diesem höchsten Sein näher zu kommen und in ihm die Ergänzung der Mängel des menschlichen Seins zu suchen. Das dynamische Band, welches das endliche Vernunftleben mit dem unendlichen verknüpft, ist also die Liebe in ihrer höchsten Potenz. Wenn endliche Wesen sich lieben, so erblickt auch das eine in dem andern das Gepräge einer relativen Vollständigkeit, wo-

durch der eigenen Bedürftigkeit abgeholfen werden könne. Denn kein menschliches Einzelwesen vereinigt in sich die Vollkommenheiten, die in dem Begriff des Menschen liegen, und so sind die Einzelnen durch das Gefühl der Bedürftigkeit an einander gebunden.

Die Liebe ist, wie Carus in seiner Psyche bemerkt, die erste Erlösung aus dem Einzelsein und der erste Schritt zur Wiederkehr in das Allgemeine; aus dieser Entäußerung von aller Selbstheit geht demnach am leichtesten die unbedingte Hingebung an ein, über allem Bewußtsein schwebendes Göttliches hervor. Es wird der Seele klar, daß sie in Allem, was sie vorher als ein Besonderes zu lieben glaubte, doch eigentlich unbewußter Weise wesentlich das Höchste, das all' diesem zum Grunde liegende, geliebt hat, und mit dieser klaren Erkenntniß wird sie nun auch in sich der höchsten Liebe — der Liebe zu Gott — sich bewußt werden und in ihr volle Befriedigung finden.

Ueberhaupt beruht alle höhere Entwickelung, welche der Mensch erreichen kann, urwesentlich auf der Liebe; denn in ihrem Wesen ist die Liebe, wie gesagt, nichts Anderes als ein mächtiger, das ganze Gemüth durchdringender und bewegender Zug nach Vervollständigung unsres Daseins, nach höchster Vollendung unserer geistigen und moralischen Existenz.

Diese Liebe wäre wohl im Stande, dem Triebe der Selbstheit das Gleichgewicht zu halten und seine Ausartung in Selbstsucht zu verhindern, wenn sie nicht nur

zu oft unterdrückt würde. Aber unsere Erziehung, und überhaupt der bisherige Stand unserer Civilisation, sind nicht besonders geeignet, den Trieb der Liebe zu cultiviren. Die Religion könnte helfen, aber so lange das Wesen derselben mehr in Dogmenkram als in Einschärfung des Gebotes der Liebe und der Pflichtenlehre besteht, ist auch von dieser Seite keine durchgreifende Besserung zu erwarten. Obgleich Jesus das Gebot der Liebe an die Spitze seiner Lehre gestellt hat, arbeitet der leidige Fanatismus mit allen Kräften dahin, die Liebe aus dieser Stellung zu verdrängen, um einen mystischen irrationalen Glauben an ihre Stelle zu setzen.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn die Religion nicht kräftiger, als bisher geschehen, der so allgemein verbreiteten Selbstsucht entgegengewirkt und die allgemeine Sittlichkeit verbessert hat. Das wird erst dann geschehen, wenn das Christenthum ganz im Sinne seines Stifters aufgefaßt wird.

Wie so mancher Ausspruch unsers göttlichen Religionsstifters hat auch das Gebot der Liebe die Kritik der Philosophen erfahren und auch Kant hat es nicht tauglich gefunden, der Ausdruck des höchsten Sittengesetzes zu sein. Man hat gesagt: da die Liebe ein Gefühl sei und es nicht in der Macht des Menschen liege, Gefühle willkürlich hervorzurufen oder zurückzuweisen, so läßt sich die Liebe nicht gebieten. Allerdings ist die Liebe ursprünglich ein Gefühl, ein natürlicher Trieb, und unterliegt als solcher keinem Gebote; aber die

Cultur, die Ausbildung dieses Triebes, die so häufig verabsäumt wird, läßt sich doch empfehlen und gebieten; auch vermag der Mensch Vorstellungen hervorzurufen, wodurch die Liebe erzeugt, unterhalten und verstärkt wird. Wir unterscheiden zwischen einer bloß sinnlichen und einer vernünftigen Liebe, und die letztere unterliegt der Reflexion und läßt sich durch Gründe motiviren. Wir können und sollen endlich die Hindernisse beseitigen, welche dem Zugange der Liebe zu unserm Herzen im Wege stehen, und wenn wir über diese Aufgabe nachdenken und sie ernstlich angreifen, so wird es uns auch gelingen. Ist das Object der Liebe kein sinnlicher Gegenstand, so muß dieselbe schon sehr gebildet und veredelt sein, um ihn zu ergreifen, und mit einer solchen Liebe läßt sich schon ein vernünftiges Wort sprechen. Das Gebot: Du sollst Gott und die Tugend lieben! enthält also keinen Widerspruch. Der höchste Gipfel der Sittlichkeit ist dann erreicht, wenn Tugend und Pflicht Gegenstände der Zuneigung geworden sind, und dahin kann es der Mensch durch fleißige Cultur seines Gemüthslebens und durch echte religiöse Gesinnung bringen.

Aber auch der Trieb der Liebe kann zu stark werden, wie die Erfahrung lehrt. Dies ist besonders bei der leidenschaftlichen Geschlechtsliebe der Fall, welche oft so heftig werden kann, daß der Liebende sein Leben von sich wirft, wenn er sich mit dem geliebten Gegenstande nicht vereinigen kann. Auch die Liebe zu Gott

nimmt eine falsche Richtung, wenn der Schwärmer sie dadurch zu beweisen meint, daß er seine Selbstheit ganz zu unterdrücken sucht, sich selbst peiniget und in der Aneignung einer unnatürlichen Ascetik die höchste christliche Tugend zu üben glaubt. In dieser verkehrten Vorstellung ist bekanntlich die Entstehung des Klosterwesens zu suchen, welches der Entwicklung der christlichen Menschheit zur echten Humanität so hinderlich und in seiner Ausartung der Sittlichkeit so schädlich gewesen ist.

Die Natur läßt sich nicht ungestraft meistern; ihre Anordnungen sind ursprünglich gut und auf weise Zwecke hinzielend. Auch der Trieb der Selbstheit, den sie in unser Gemüth gelegt hat, soll in seinem Recht bleiben und durch den entgegengesetzten Trieb der Liebe nur in so weit beschränkt werden, daß er die sittliche Entwicklung des Menschen nicht hindere. Wenn sich unsere Civilisation nicht so ungebührlich weit von der Natur entfernt hätte, so würden wir dieses Soll auch häufiger realisirt sehen, als jetzt der Fall ist. Aber die geselligen Verhältnisse, in denen wir leben, sind so beschaffen, daß die Selbstheit auf Kosten der Liebe und Theilnahme ausgebildet wird, und auch die Kirche mit ihrer exclusiven Rechtgläubigkeit ist nicht befähigt, diesen Fehler zu verbessern. Der unverdorbenen Gemüthern so natürliche Trieb der Theilnahme und Sympathie äußert sich in den feingebildeten Klassen mehr bei der Lectüre von Romanen und bei Theatervorstellungen, als im prosai-

schen Leben und es giebt viele empfindsame Seelen, die durch die Fiction einer verfolgten Unschuld zu Thränen gerührt werden, während sie bei den vielen Verfolgungen, welche ihre Mitmenschen von einem feindlichen Geschicke vor ihren Augen in der Wirklichkeit erleiden müssen, ganz gleichgültig und theilnahmslos bleiben.

Soll also der Menschheit geholfen, soll sie von der Sündhaftigkeit erlöset werden, so muß die Liebe wieder in ihre Rechte eingesetzt, die Menschen müssen Christen werden; denn keine Religion schärft die Liebe so eindringend ein, wie das Christenthum, wenn es im Sinne seines Stifters verstanden wird. Jesus hat die Liebe nicht bloß durch sein Wort, sondern auch durch sein Beispiel empfohlen; er hat sie selbst geübt in allen Lagen seines Lebens bis an seinen Tod, welcher der stärkste Beweis seiner hingebenden Liebe war, und bevor er in diesen Tod ging, verpflichtete er seine Anhänger zu gegenseitiger Liebe, indem er sprach: ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet. Möchten wir dieses Gebotes doch immer eingedenk sein!

5) Das sittliche Gefühl in Verbindung mit dem Gewissen.

Außer den oben erwähnten Trieben hat der allgütige Schöpfer auch gewisse ursprüngliche Gefühle in unser Seelenleben gelegt, welche unter dem Namen des

Schönheits-, des Wahrheits- und des sittlichen Gefühls bekannt sind. Diese Gefühle, welche in enger Verbindung stehen, bilden gleichsam ein Trias, welche aus den zusammenfallenden Strahlen der am Horizont unsers Gemüths im Aufgeben begriffenen Centralsonne des höchsten Guten sich bildet. Schon die Griechen haben die nahe Verwandtschaft des Schönen und Guten erkannt und sie mit dem Namen des Schönguten (*καλοκαγαθον*) bezeichnet. Da aber das Gute nicht bloß scheinbar, sondern vor allen Dingen wahr und echt sein muß, so kann das Wahre von jener Verbindung nicht ausgeschlossen sein. Es sei mir also erlaubt, hier, wo von Selbstkenntniß die Rede ist, einige Worte über das ursprüngliche Gefühl des Guten, welches wir sittliches Gefühl nennen, zu sagen.

Dieses Gefühl äußert sich schon bevor die Vernunft zu demjenigen Grade von Stärke gelangt ist, der erforderlich ist, wenn sie einen klaren und deutlichen Begriff von dem sittlichen Guten haben könne. Es eilt der noch nicht vollständig ausgebildeten Urtheilskraft, die sich immer auf Gründe stützt, zuvor und spricht sein Urtheil über das Gute und Böse auch ohne klares Bewußtsein der Gründe aus. Wenn dieses Gefühl durch schlechte Erziehung nicht von Haus aus verbildet und verschroben ist, irrt es sich auch selten. So wie der gewöhnliche Geschmack die Zuträglichkeit oder Schädlichkeit gewisser Nahrungsmittel unterscheidet, wird dieses Gefühl, als moralisch-ästhetischer Geschmack das Rechte

und Unrechte, das Schöne und Häßliche unmittelbar inne, weil dieses Innewerden mit einem gewissen geistigen Wohlgefühle oder dessen Gegentheile verbunden ist, das Gemüth abgezogen oder abgestoßen wird.

Im sittlichen Gefühle vernimmt die praktische Vernunft sich, wie sie eigentlich sein soll, sie wird gewahr, ob ihr empirischer Wille mit dem ihr eingepflanzten Idealwillen im Einklange stehe oder nicht. Das Angenehme und Unangenehme, wodurch sich dieses Gefühl kundgiebt, unterscheidet sich daher von den sinnlichen mit diesen Prädicaten bekannter Wahrnehmungen, daß weder das eine noch das andere von einer zufälligen Disposition unsers Empfindungsvermögens abhängig, sondern der damit bezeichnete Zustand zu allen Zeiten angenehm oder unangenehm ist. Wir drücken diesen Unterschied dadurch aus, daß wir die mit jenem Gefühle gegebene Modification des Gemüths mit den Namen der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit bezeichnen, welche Ausdrücke sich auf den inneren beseligenden Frieden oder auf die quälende Entzweiung der Vernunft mit sich selbst beziehet. Ohne diesen Seelenfrieden ist alles bloß sinnliche Wohlbefinden eine Blume ohne Wurzel, welche bald verwelkt.

Das sittliche Gefühl äußert sich nicht bloß bei eignen, sondern auch bei fremden sittlichen Handlungen, insofern damit etwas in unsere Wahrnehmung kommt, was uns entweder Freude oder Schmerz verursacht. In wiefern sich bei der Beurtheilung fremder Hand-

lungen keine unmittelbare Beziehung auf den eignen Nutzen oder Schaden einfindet, spricht sich darin das sittliche Gefühl gewöhnlich am reinsten aus.

Uebrigens müssen wir die Weisheit unsers Schöpfers auch darin bewundern, daß er unsere Sittlichkeit nicht allein von den oft unvollständigen und fehlerhaften Operationen des Verstandes und von der Thätigkeit einer oft inconsequenten Vernunft hat abhängen lassen, sondern uns im sittlichen Gefühl gleichsam einen leitenden und warnenden Engel beigesellt hat, der uns zuerst Kunde bringt von einer höhern als der natürlichen, nämlich von einer moralischen Weltordnung, und uns eine unveränderliche Norm vorhält, mit welcher unsere Handlungen übereinstimmen sollen, eine gesetzliche Norm, von welcher die ganze Natur nichts weiß, und die deshalb aus einer Region stammen muß, wo ein heiliger Gott waltet.

Ist die Urtheilskraft mit dem sittlichen Gefühle verbunden, so daß sie ihr Urtheil ausspricht über die Gemäßheit oder Ungemäßheit unserer Gesinnungen und Handlungen mit dem in diesem Gefühl wurzelnden Sittengesetz, so entsteht der Begriff des Gewissens, welches nach Kant die praktische Vernunft selbst ist, inwiefern sie dem Menschen seine Pflicht, lossprechend von Schuld, oder verdammend, vorhält. Wir denken uns mit diesem Begriff, wie schon der deutsche Name andeutet, ein Wissen, das gewiß ist, also aus keinen bloß wahrscheinlichen Gründen, sondern aus der festen

Ueberzeugung seiner Wahrheit hervorgeht. Diese Gewißheit kommt daher, weil hier von Pflicht die Rede ist; es ist aber nichts gewisser in der ganzen Region unserer Erkenntniß, als daß der Mensch seine Pflicht erfüllen soll, ein Postulat, welches noch niemals ein Skeptiker oder Materialist bestritten hat. Man könnte demnach auch von einem theoretischen Gewissen reden, welches die Wahrheit unmittelbar erkennt, weil es solche Wahrheiten giebt, welche den Grund aller Erkenntniß bilden und daher selbst nicht weiter begründet werden können. Man sieht hieraus, wie nahe verwandt das Wahre und Gute ist, und da das Gute, wenn es sich in sinnlichen Erscheinungen manifestirt, die äußere Form des Schönen annimmt, so wird somit gerechtfertiget, was ich oben sagte, daß das Wahre, Gute und Schöne eine moralische Trias bilden, oder als drei Ausstrahlungen aus demselben Lichtpunkte oder drei verschiedenfarbige Blüthen aus einem Wurzelstengel betrachtet werden können.

In dem Gewissen erschließt sich für unsern geistigen Blick die geheimnißvolle Verbindung unserer beschränkten Vernunft mit der höchsten unbeschränkten und somit das Verhältniß des menschlichen Willens zu einem höchsten, heiligen Willen, so überraschend, daß auch der sinnlichste Mensch zu etwas Höhern als die gewöhnliche Erfahrung giebt, zur Ahnung übernatürlicher Mächte und zum Glauben an ein Göttliches, an einen über der Menschheit waltenden heiligen Willen hinge-

drängt und genöthigt wird. Das Dasein und die Wirksamkeit eines innern Richters ist ein Factum, das auch der rohe Naturmensch nicht in Abrede stellen kann, aber er objectivirt oft diese Thatsache oder versetzt sie aus dem Innern seines Gemüths nach Außen, indem er zu geistigen Wesen seine Zuflucht nimmt, welche die Phantasie oft abenteuerlich genug ausstattet, wie die Furien und Eumeniden der Griechen beweisen. Legte doch selbst der weise Sokrates die Sprache seines sittlichen Gefühls oder Gewissens in den Mund eines ihm beigesellten himmlischen Genius, eines Daimonion, durch welchen mystischen Mittler, wie er meinte, gleichsam ein gesellschaftliches Verhältniß zwischen Gott und den Menschen zu Stande kam. In der That liegt auch etwas sehr geheimnißvolles und mystisches in der Thatsache, daß wir in unserm Gemüthe einen Gerichtshof, ein strenges Vehmgericht mit uns herumtragen, wo unser eignes Ich, freilich nach verschiedenen Beziehungen, den Ankläger, Angeklagten und Richter zugleich vorstellt. Es ist besonders die Disharmonie der sinnlichen Triebe mit den Forderungen der Vernunft, welche den Streithandel bilden, indem beide Theile auf ihr gutes Recht, die Sinnlichkeit auf das Naturgesetz, die Vernunft auf das Sittengebot provociren, und der Ausspruch für die verklagte Sinnlichkeit lautet: Du sollst zwar in Deinem Rechte bleiben, aber den Zwecken der Vernunft, welche zugleich die Zwecke Gottes sind, bereitwillig dienen, Du sollst gleichsam

das Instrument liefern für die Accorde der Vernunft und in der schönen Harmonie, die dann das Gemüth durchtönt, Entschädigung finden für Deine sündhaften Gelüste.

Um uns über die Streitfrage, ob es ein irrendes Gewissen gebe oder die Aussprüche desselben untrüglich sind, zu orientiren, muß man bedenken, daß durch den Spruch des Gewissensgerichtes keine allgemeingültige, objectivpraktische Wahrheit ausgemacht wird, sondern nur eine subjective, nämlich die Wahrheit der Gesinnung, die Consequenz des moralischen Charakters. Es wird dadurch nicht die objective Gesetzlichkeit der Handlung, sondern nur die subjektive Sittlichkeit derselben ausgemacht; die Frage wird entschieden, ob das handelnde Subject um des Gesetzes willen gehandelt habe oder nicht, denn nur solche Handlungen, welche aus Achtung und Gehorsam gegen das Pflichtgebot entsprungen sind, billigt das Gewissen. Da aber die menschliche Vernunft dem Irrthum unterworfen ist, so kann es wohl kommen, daß Handlungen, welche von dem Gewissen gebilligt werden, weil sie aus der Ueberzeugung von ihrer Rechtlichkeit hervorgehen, die Probe nicht bestehen, wenn sie nach dem objectiven Rechte geprüft werden. Das Gewissen hält sich bloß an die innere Ueberzeugung, auch wenn dieselbe eine falsche ist, denn der Mensch kann nicht über seine Ueberzeugung. Dennoch wird der Uebertreter eines objectiv gültigen Gesetzes mit Recht bestraft, auch wenn das

Gewissen ihm keine Vorwürfe macht, weil er sein Unrecht nicht eingesehen. Es kann bei dieser Bestrafung vorausgesetzt werden, daß der moralische Irrthum und die Verblendung des Verstandes, aus welchem die ungesetzliche Handlung hervorgegangen, durch frühere Verschuldungen eingetreten sei. Denn so wie die Richtung des Willens durch die Erkenntniß des Verstandes bedingt ist, so hängt umgekehrt diese wieder von dem guten Willen ab und in der letzten Beziehung ist der Sünder auch für die Irrthümer seines Verstandes verantwortlich und darf sich nicht auf seine daraus hervorgegangene falsche Ueberzeugung berufen.

Leider ist bei vielen Menschen das sittliche Gefühl so schwach, daß das Gewissen selten angeregt wird, und dieses spricht so leise, daß die Vernunft dafür keine Ohren hat, ja es scheint zuweilen wohl ganz eingeschläfert zu sein. Freilich erwacht es später und tritt dann dem geängstigten Sünder mit seiner geheimnißvollen Macht so furchtbar entgegen, daß er oft zur Verzweiflung getrieben wird und die Strafe wie eine Wohlthat verlangt.

Durch ererbte Meinungen und Vorurtheil abergläubische Vorstellungen, die oft mit der Muttermilch eingesogen werden, unsittliche Erziehung, verkehrten Unterricht, böses Beispiel, — durch diese und ähnliche ungünstige Einflüsse, wird, wie die Erfahrung lehrt, das natürliche Gewissen oft ganz unterdrückt, und dafür dem zum vernunftigen Prüfen unfähigen Menschen

so zu sagen ein künstliches oder ein überliefertes eingesetzt. Mag im Anfange auch das natürliche Gefühl sich gegen eine solche Operation sträuben, was hilft es, wenn eine Autorität sie verlangt, der er Glauben beizumessen gewohnt ist oder die er wohl selbst für unfehlbar hält? Solche Verstümmelungen des ursprünglichen Gewissens kommen leider sehr häufig auf dem kirchlichen Gebiete vor, das nach der gewöhnlichen Ansicht für ein heiliges und unverletzliches gilt, daher der Mensch die Lehren und Gebote, die ihm aus diesem Gebiete entgegengebracht werden, gläubig annimmt als wären sie unmittelbar von Gott ausgegangen, wie sehr sie auch mit der Stimme der eignen Vernunft im Widerspruche stehen. Um jeden Widerstand von vorn herein niederzuschlagen, tönt ihm aus ehrwürdigem geistlichen Munde die Grundlehre entgegen: „der natürliche Mensch und folglich auch das menschliche Gewissen ist von Grund aus verderben; alle seine Gefühle sind sündlich, sein Verstand und seine Vernunft sind voll von Irrthümern, und ohne eine Umbildung durch den Glauben ist kein Heil, keine Seligkeit für den armen Sterblichen denkbar." Was Wunder, wenn bei dieser vermeintlichen Umbildung auch das Gewissen umgebildet wird und selbst der gewissenhafte Mensch sie duldet, weil ihm gesagt wird daß die göttliche Heilsordnung es so mit sich bringe. So ist es zu erklären, daß so viele fromm-religiöse Menschen an Lehren glauben, welche das natürliche

sittliche Gefühl empören und mit der Heiligkeit Gottes des sittlichen Gesetzgebers, in schneidendem Widerspruch stehen. Ist doch nach der Meinung sehr vieler Geistlichen die Sittlichkeit und selbst die christliche Tugend ganz werthlos ohne den alten Kirchenglauben, und wenn nach diesem Glauben Gott Maximen und Handlungen beigelegt werden, in welche sich die Vernunft nicht finden kann, so bringt man sie mit der Hinweisung auf das Unerforschliche des göttlichen Wesens zum Schweigen, und verdeckt die Widersprüche des geforderten Glaubens mit dem magischen Schleier des Geheimnisses. Der gläubige Katholik darf durchaus nicht von den Lehren und Geboten seiner unfehlbaren Kirche an sein Gewissen appelliren, jedes Prüfen des Glaubens ist Sünde, die Selbstvernichtung des vernünftigen sittlichen Wesens wird ihm zur Pflicht gemacht. Sein Gewissen ist aus dem innern Heiligthum seines Gemüths herausgetreten und ruht in der Hand seines Beichtvaters. Tritt nun zu dieser Disposition die fanatische Vorstellung, daß alle, welche außerhalb der Kirche stehen, Feinde Gottes sind, so erklärt sich das Räthsel, wie frommgläubige Menschen zu Hyänen werden, wie Kirchlich-Gewissenhafte sich kein Gewissen daraus machen, Andersgläubige unerbittlich zu verfolgen, zu martern, mit Schwert und Scheiterhaufen gegen sie zu wüthen, wie selbst der heilige Ludwig in Beziehung auf die Waldenser gethan. Jede Regung der Menschlichkeit wird bei solchem fanatischen Treiben

niedergeschlagen durch das Feldgeschrei; Gott will es! zur Ehre Gottes müssen die Ketzer vertilgt werden wie die Baalspfaffen durch Elias.

Solche entsetzliche Folgen haben die von Außen kommenden Eingriffe in das Heiligthum des Gewissens, so durchaus unsittlich ist die Forderung, die man im kirchlichen Gebiete an den Menschen stellt, sein Gewissen, die Autonomie seiner Vernunft aufzugeben, und nur in der Kirche eine gesetzgebende Macht anzuerkennen. Und doch wollen unsere geistlichen Behörden noch immer nicht zu der Einsicht kommen, daß ein solcher Eingriff in die heilige Sphäre des Gewissens eigentlich eine Sünde gegen den heiligen Geist ist, weil ohne Gewissensfreiheit streng genommen gar nicht von Religion die Rede sein kann. Was man dafür ausgiebt ist gar oft weiter nichts als ein Götzendienst des personificirten Symbolglaubens.

In der Organisation des Jesuitenordens tritt uns ein abschreckendes Beispiel entgegen, bis zu welchem Grade diese Gewissensfälschung, diese Vernichtung alles moralischen, ja menschlichen Gefühls getrieben werden kann. Der Jesuitenzögling darf eigentlich gar kein eignes Gewissen haben, es ist gleichsam als Depot niedergelegt in die Hände seiner Obern. Er hat somit gar keinen eignen sittlichen Willen mehr, an die Stelle desselben ist unbedingter blinder Gehorsam getreten gegen die Befehle seiner Vorgesetzten, welche, wie er meint, alle seine Handlungen zu verantworten

haben. Es ist ein todtes Werkzeug, das von fremder Hand bewegt wird. Es ist unmöglich die Selbstentwürdigung, diesen moralischen Selbstmord, weiter zu treiben als in diesen Kreisen geschieht, denn sie ist hier auf die Spitze der äußersten Caricatur getrieben.

Man verzeihe die Abschweifung. Aber ich wollte doch etwas beibringen zur Erklärung des, in der Kirchengeschichte so oft vorkommenden Phänomens, wie angebliche fromme Personen dazu kommen ohne die geringsten Gewissensscrupel Handlungen zu begehen, welche jedes sittliche Gefühl empören, und welche selbst von wenig gebildeten Menschen für abscheulich erklärt werden müssen. Solche unnatürliche Erscheinungen können nur im Gebiet einer Kirche vorkommen, wo das vernünftige Nachdenken und Prüfen verpönt und Alles auf wunderbare Einflüsse und mystische Gnadenerweisungen gestellt ist. Freilich bringt der politische Fanatismus ähnliche Erscheinungen hervor wie der religiöse, aber er schmückt sich doch nicht mit dem Heiligenschein der Frömmigkeit und ist daher auch der Belehrung zugänglicher, seine Tobsucht basirt wenigstens nicht auf den göttlichen Willen.

Die menschliche Sittlichkeit hat viele innere und äußere Feinde zu bekämpfen, was soll man nun sagen, wenn sie auch von einer Seite angegriffen wird und zwar gerade in ihrem Mittelpunkte, dem Gewissen von wannen sie Unterstützung und Beistand erwartet, nämlich von Seiten der Religion, oder vielmehr von einer

sich für Religion ausgebenden Kirchlichkeit, welche die Innerlichkeit der subjectiven Ueberzeugung nicht anerkennen will. Denn wo die absolute unwidersprechliche kirchliche Autorität gilt, die man jetzt auch in der protestantischen Kirche aufzurichten sucht, da befindet sich das Subject auch mit seiner gewissenhaftesten Ueberzeugung immer im Unrechte; der religiöse Mensch soll sein Gewissen aufgeben, wenn er nicht für einen Ungläubigen gelten will.

---

6) Die Phantasie als Vermittlerin der Vernunft und der Sinnlichkeit.

Als die größte Feindin unserer Sittlichkeit ist die Sinnlichkeit mit ihren Trieben bekannt und verschrien, und da man sich gegen einen Feind dadurch am besten in Sicherheit setzt, wenn er getödtet wird, so wußte auch die alte christliche Ascetik keinen bessern Rath, als die böse gottlose Sinnlichkeit durch allerlei künstliche Mittel, Fasten, Kasteien, Abgeschlossenheit von der Welt und dergleichen zu ertödten. Aber diese Methode ist ganz unpraktisch; denn wir können die Sinnlichkeit durchaus nicht entbehren. Bekanntlich ist der Sinn ein Vermögen der Empfänglichkeit, ein Offenstehen für die Eindrücke äußerer Gegenstände, wodurch unsere Erfahrung zu Stande kommt und nicht bloß die äußern Objecte, sondern auch die innern Zustände des Gemüths

nimmt der Sinn wahr, daher spricht man nicht bloß von einem äußern, sondern auch von einem innern Sinn. In dieser Beziehung wird die Sinnlichkeit ein Erkenntnißvermögen genannt und zwar das niedere, ob mit Recht oder Unrecht mag dahin gestellt sein, denn ohne den Verstand, den man der höhern Erkenntniß zuschreibt, kommt, meine ich, keine Erkenntniß zu Stande.

Aber die Sinnlichkeit ist nicht bloß ein Erkenntniß-, sondern auch ein Begehrungsvermögen, und gegen dieses und seine natürlichen Triebe sind eigentlich die Anklagen gerichtet, die man so oft aus dem Munde unserer Moralisten hörte. Aber auch diese sind nothwendig, denn sie sind ein Zweig des ursprünglichen Erhaltungstriebes, von welchem ich oben gesprochen; sie sollen nicht ertödtet, sondern nur durch die Vernunft beschränkt werden, und das würde leicht sein, wenn der entgegengesetzte Trieb der Liebe und das moralische Gefühl gleich bei der Erziehung des jungen Menschen gehörig gepflegt und die Sphäre des Gewissens von reinem Lichte der Religion erleuchtet würde, so daß diese moralischen Potenzen endlich zu dem Grade sittlicher Vollkommenheit gelangten, welcher erforderlich ist für den handelnden Menschen, um, trotz den Hindernissen, die in den sinnlichen Antrieben liegen, in jedem Falle seine Pflicht aus Achtung vor dem höchsten Gesetzgeber, dessen Stimme sich in der Vernunft ausspricht, zu erfüllen.

Blicken wir aber auf die Erfahrungen, denen wir

in der Menschenwelt begegnen, so finden wir, daß die meisten Menschen von ganz andern Motiven in ihren Handlungen bewegt werden, als von der Achtung ihrer Pflicht, und daß selbst das Gute, was zu Stande kommt, gewöhnlich auf eine, in der Selbstsucht liegende Triebfeder zurückweiset. Die zur Schau getragene Menschenliebe ist nur zu oft eine verlarvte Selbstliebe, und selbst auf der höchsten sittlich-religiösen Bildungsstufe, wo die vernünftige Psyche, wie ein ausgebildeter Schmetterling, aus der sinnlichen Verpuppung hervorgegangen zu sein scheint, trägt sie noch bemerkbare Spuren ihrer vorigen Einhüllung; ihre Flügel sind nicht selten durch wunde Stellen gelähmt und haben ihren Farbenschmelz verloren. Klagt doch selbst der Apostel Paulus: „Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will. So ich aber thue, was ich nicht will, so bin ich es nicht, der es thuet, sondern die in mir wohnende Sünde“, das ist, der unsittliche sinnliche Trieb. — Die Ansicht der religiösen Mystik, nach welcher der Mensch sich nicht aus eigner Kraft zur reinen Sittlichkeit erheben kann, sondern eines höhern Beistandes bedarf, würde viel für sich haben, wenn das Sittengesetz nicht unbedingt geböte: „Du sollst das Gute thun und das Böse meiden“, und das Gebot Jesu: „ihr sollt vollkommen sein!“ lautet eben so unbedingt. Was der Mensch aber thun soll, muß er auch können. Freilich erkennt die materialistische Sophistik weder dieses Gebot noch jenes Gesetz an.

nur das Naturgesetz ist der Götze, den der Materialist verehrt, was über der Natur ist, das Göttliche und Heilige verhöhnt er. Hat, so meint er wohl, das sogenannte Postulat der Vernunft, nach welchem der Mensch in seinen sittlichen Handlungen ganz unabhängig von der Sinnlichkeit sein soll, auch nur einen Sinn, da er durchaus nur in einem sinnlichen Elemente sich bewegt wie der Fisch im Wasser? waltet in den sinnlichen Trieben nicht das Naturgesetz und ist die Nothwendigkeit, die zu dessen Begriffen gehört, nicht für uns zwingend? was vermag dagegen die Fabel von einem freien Willen, der die Naturgesetze durchbrechen soll!

Gegen diese Argumentation der Naturalisten oder Materialisten empört sich aber das Gewissen, welches die Gewißheit in sich trägt, daß der Mensch Pflichten zu erfüllen habe, und auch diejenigen, welche gegen die Stimme des Gewissens taub sind, fordern wenigstens vom andern, so weit ihr Interesse dabei im Spiele ist, ein pflichtmäßiges rechtliches Verhalten; ja selbst der Materialist würde es lächerlich finden, wenn sein Gegner eine ihm zugefügte Beleidigung oder Rechtsverletzung damit entschuldigen wollte, daß das unwiderstehliche Naturgesetz seine Handlung nun einmal so und nicht anders geleitet habe.

Hier treffen wir auf ein Problem, an dessen Lösung der Scharfsinn der größten Philosophen gescheitert ist, auf die Frage nämlich, wie mit der Causalität der

Natur die Causalität der Freiheit zu vereinigen sei. Wenn von dem Menschen verlangt wird, daß er durch seine pflichtmäßigen Handlungen die Causalität der Natur durchbrechen, daß er dem Sittengesetze, das in seiner Vernunft aufgestellt ist, nicht dem Naturgesetze, das in seinen sinnlichen Trieben liegt, folgen soll, so ist hier von einem wahren Wunder die Rede, so wie überhaupt die moralische Weltordnung, zu welcher der sittliche Mensch eben so gut gehört wie zur natürlichen, ein solches Wunder ist, und daß ein solches Wunder möglich ist, davon kann sich jeder Mensch überzeugen, wenn er trotz aller Hindernisse und Widersprüche die ihm in seiner sinnlichen Natur entgegentreten, eine gute pflichtmäßige Handlung vollbringt.

Es läßt sich indeß doch etwas sagen, wodurch das eben erwähnte Problem, wo nicht gelöset, doch seiner Lösung näher gerückt und die feindliche Stellung, in welcher Vernunft und Sinnlichkeit zu stehen scheinen, in eine freundliche verwandelt werden kann. Es steht nämlich zwischen diesen beiden Seelenvermögen ein drittes, welches mit beiden verwandt ist, indem es mit der Vernunft die Thätigkeit (Spontaneität), und mit der Sinnlichkeit die Empfänglichkeit (Receptivität) gemein hat. Dieses Vermögen ist unter dem Namen der Einbildungskraft bekannt genug, so daß ich nur beiläufig zu bemerken brauche, daß es nach zwei Richtungen thätig ist, einmal indem es die im Gedächtniß aufbewahrten Bilder willkürlich wieder hervorbringt,

entweder zu ernsten Zwecken, oder um ein unterhaltendes Spiel damit zu treiben, ein andermal um aus diesen Bildern solche künstliche Zusammensetzungen und Neubildungen zu schaffen, welche in der Wirklichkeit kein entsprechendes Urbild mehr haben und deswegen Ideale genannt werden. Im ersten Falle heißt sie reproductive, im zweiten productive Einbildungskraft oder auch Phantasie.

Die Phantasie ist in gewissem Sinne eine schöpferische Kraft, sie schafft neue Gestalten zwar nicht dem Stoffe, aber doch der Form nach, und diese Bildungen erfreuen sich oft eben so sehr des Beifalls der Vernunft, als sie das sinnliche Gefühl in Anspruch nehmen. Sie hat den griechischen Olymp mit Göttergestalten und den christlichen mit Engeln und Heiligen bevölkert; sie hat Musen und Grazien geschaffen, aber auch Furien, Teufel und Gespenster, und weiß diese luftigen Schreckgestalten so lebhaft vor die Anschauung zu bringen, daß viele Gläubigen darauf schwören, sie leibhaftig gesehen zu haben. Sie ist in ihrer Thätigkeit fast unabhängig von den beschränkenden Formen der Zeit und des Raumes und bewegt sich darin mit wunderbarer Schnelligkeit. Die Ereignisse der Vergangenheit rücken vor ihrem Blick so zu sagen in eine und dieselbe Fläche mit der Gegenwart zusammen, wie die Gestalten in einem Gemälde, und auch die Ereignisse der Zukunft sucht sie ahnend zu ergreifen, welches ihr so gut gelingt, daß sie die in ferner Zukunft liegenden

Gegenstände der Furcht und Hoffnung oft mit solcher Lebhaftigkeit vor unsere innere Anschauung bringt, daß sie einen tiefen Eindruck auf unser Gemüth machen.

Freilich bedarf die Phantasie, wenn sie nicht ins Abenteuerliche und Ungeheure ausschweifen soll, einer strengen Disciplin und Bildung, sie muß in die Schule der Aesthetik gehen, um das Schöne und Erhabene von dem bloß Reizenden und Wunderbaren unterscheiden zu lernen. Hat sie aber diese Bildung empfangen, so ist sie sehr geschickt, das sinnliche und das geistige oder moralische Element des beschränkten Vernunftwesens, das wir Mensch nennen, harmonisch zu verbinden, und es einigermaßen erklärlich zu machen, wie neben den Naturgesetzen, durch welche das sinnliche Element bestimmt wird, auch Sittengesetze bestehen können, denen der vernünftige Wille gehorchen soll. — Als Vermittlerin zweier Welten, einer sinnlichen und geistigen, steht die Phantasie mit geflügelten Füßen auf der passiven Grundlage unsers Wesens, während sie mit dem verklärten Haupte den reinen Aether der höchsten Vernunftkreise berührt. Sie richtet ihren Zauberspiegel nach den glänzenden Sternenhöhen des Himmels und nach den Blumenauen der Erde; aber sie begnügt sich nicht mit dem unthätigen Anschauen der erhabenen und schönen Formen, die sich ihr darbieten, sondern sie setzt daraus neue, nach verständigen Zwecken geordnete Gemälde zusammen, welche, indem sie durch ihren Reiz das sinnliche Gefühl vergnügen,

zugleich durch ihre Vollkommenheit den Forderungen der Vernunft entsprechen. Sie schleift und handhabt das optische Prisma, wodurch der blendende Lichtstrahl der reinen Vernunft in ein anschauliches Spectrum oder Farbenbild verwandelt wird, so daß das blöde Auge der Sinnlichkeit ihn ertragen und sich daran ergötzen kann. Sie baut den Sonnenwagen, worauf die Ideen der Unendlichkeit, Ewigkeit und das unbegreifliche Mysterium der Gottheit durch unsere innere Welt ziehen, so daß diese Fremdlinge der Geisterwelt, welche den irdischen Boden gar nicht berühren, doch die deutlichsten Spuren ihres Daseins im Gemüthe zurücklassen. Wenn es demnach dieser Zauberin gelingt, die Begriffe des Verstandes und die Ideen der Vernunft in schönen Bildern und Symbolen vor die Anschauung der Sinnlichkeit zu bringen, so ist es gar wohl möglich, daß sich diese auch für sittliche Ideen interessire, weil sie ihr in schöner Umhüllung entgegentreten. Aeußert sich doch unsere Sinnlichkeit nicht bloß in lüsternen, sündhaften Bestrebungen, hat sie doch nicht bloß den Trieb der Selbstheit, sondern auch den der Liebe, des sympatetischen Gefühls und selbst die Gefühle für das Schöne, Wahre und Gute in sich. Wenn also die Phantasie die Tugend als schön vorstellt, wenn sie durch ihren Zauberstab die verschiedenen Tugenden der Gerechtigkeit, der Großmuth, des Mitleids, der Standhaftigkeit u. s. w. als schöne reizende Persönlichkeiten darzustellen vermag, sollte dann der sinnliche Wille sich

nicht angezogen, und abgestoßen fühlen von den entgegengesetzten Lastern, welche die Phantasie eben so geschickt in häßlichen Larven darzustellen versteht, wenn sie im Dienste der Vernunft arbeitet?

Da sie die Tiefen der Vergangenheit und die dunkeln Fernen der Zukunft durchblickt und sich der Fluß der Zeit in ihrer Zauberwelt gleichsam in einen klaren durchsichtigen See verwandelt, so wird sie dadurch geschickt, einen Genuß, den uns die Ferne der Zukunft verspricht, eine Seligkeit, die wir unter gewissen Bedingungen erst nach unserm Uebergang in die Ewigkeit erwarten, als ganz nahe liegend vorzustellen und somit die Sinnlichkeit zu bewegen, ihre sündhaften Gelüste aufzugeben, um nicht das künftige Glück zu verscherzen. Eben so wirken die Schreckbilder der Furcht, welche die Phantasie mit ihren schwärzesten Farben zu zeichnen versteht, und sie wie moralische Vogelscheuchen der erschrockenen Sinnlichkeit vorhält, um sie abzuhalten von verbotenen Früchten zu naschen. Die von den Versprechungen der Hoffnung und den Drohungen der Furcht hergenommenen Motive unsers Handeln bewirken zwar keine reine Moral, aber sie bahnen derselben doch den Weg zu den Gemüthern roher und ungebildeter Menschen, die, wie noch unverständige Kinder, durch Zuckerbrod und Ruthe zum Guten gewöhnt und vom Bösen abgehalten werden müssen. Die Religion trägt daher auch kein Bedenken von solchen ergreifenden Vorstellungen und Bildern Gebrauch zu machen. Die

christliche Religionsgeschichte ist reich an Beispielen von den erstaunlichen Wirkungen, welche allein das ungeheure Doppelgemälde der ewigen Seligkeit und Verdammniß hervorgebracht hat, und wenn wir in diesen Beispielen die Spuren der Schwärmerei nicht verkennen können, so beweisen sie doch die Macht der Phantasie: denn die dadurch bewirkten Entsagungen und Selbstreinigungen lassen sich doch nach den in der Sinnlichkeit wirksamen Naturgesetzen schlechthin nicht erklären.

Freilich muß die Phantasie unter der Aufsicht und nach der Anweisung der Vernunft arbeiten, wenn die Sinnlichkeit für die Zwecke der letztgenannten gewonnen werden soll. Wenn die Vernunft ihre Dienste nicht will, so tritt sie in den Dienst der Sinnlichkeit und ist dann eben so geschickt, die Objecte der sinnlichen Triebe und Begierden mit ihren bezaubernden Reizen zu schmücken, als sie die sittlichen Ideen der Vernunft in schönen Bildern und Symbolen darzustellen vermag.

Auf diesen Erfahrungen gründen sich die bösen Nachreden, in welche diese Zauberin nicht ohne ihre Schuld gekommen ist. Aber sie muß nun einmal immer thätig sein. Wenn die stolze Tugend, auf das ihr gebührende Herrscherrecht vertrauend, es verschmäht, sich von ihr schmücken und mit dem Zaubergürtel der Schönheit umwinden zu lassen, so läßt sie sich auch wohl herab das Laster zu schmücken und mit falschen Reizen auszustatten. Eine ästhetische gebildete Phan-

tasie wird sich nicht zu solchen verächtlichen Kupplerkünsten erniedrigen und nur von einer solchen ist die Rede, wenn wir sie als eine geschickte Mittlerin zwischen dem reinen vernünftigen und dem unreinen sinnlichen Willen anerkennen sollen.

Als solche zeigt sie sich vorzüglich wirksam nicht allein in dem Schönheitsgefühle, sondern auch in den Gefühlen der Achtung, der Liebe, der Großmuth, der Sympathie, der Bewunderung u. s. w., ja man könnte wohl sagen, daß sie die Pflegerin und Erzieherin dieser Gefühle sei, welche, wie alle andern, die Sinnlichkeit als ihre Mutter anerkennen. Wenn die kalte Vernunft, die in der Sinnlichkeit nur eine Feindin sieht, die Kinder derselben als eine böse Brut auszusetzen befiehlt, so nimmt die gemeinschaftliche Freundin beider, die Phantasie, die unschuldigen Kleinen auf ihren Schooß, brennt sie, wie Ceres den Triptolem, an dem Feuer der Begeisterung, das sie im Busen trägt, rein vom gröbern Stoffe, und führt sie dann, so veredelt, der Vernunft wieder zu, welche sie nun wie gute Genien aufnimmt, ihr zum Beistande gesendet; und wenn diese Gefühle mehr bewirken, als der nackte Begriff der Pflicht, so liegt der Grund darin, daß die Sinnlichkeit ihnen als ihren nächsten Blutsverwandten nicht entgegenwirkt.

Sonach läßt sich durch die Vermittelung der Phantasie die oben erwähnte Frage beantworten, wie denn neben der Causalität der Freiheit, welche vom Sitten-

gesetze vorausgesetzt wird, das Naturgesetz, welches in der Sinnlichkeit wirksam ist, bestehen könne. Denn da dieses den Begriff der Nothwendigkeit in sich schließt, so kann es doch nicht durchbrochen oder aufgehoben werden. Die Causalität der Natur, so lautet die Antwort, kann freilich nicht aufgehoben, aber doch beschränkt oder modificirt werden. Wenn die Sinnlichkeit befriedigt wird, so geschieht dem Naturgesetze Genüge, und es kommt nicht darauf an ob die Befriedigung in materiellen oder geistig veredelten Genüssen besteht. Um die Sinnlichkeit zu vermögen, daß sie ein sündhaftes Gelüste aufgebe, hält ihr die Phantasie in ihrem Zauberspiegel einen noch reizendern Genuß vor, und wenn sie von jenem absteht, so wird die Causalität der Natur so wenig unterbrochen, als jener Hund in der Fabel, welcher von einem Spiegelbilde getäuscht sein Fleischstück fahren läßt, seinen Instinkt verläugnete.

Wenn die Vernunft nach sittlicher Vollkommenheit, die Sinnlichkeit aber nach der größten Summe angenehmer Empfindungen strebt, so bringt die Phantasie eine gewisse Harmonie dieses beiderseitigen Strebens hervor, indem sie der Sinnlichkeit das Gemälde eines dauernden Zustandes angenehmer Gefühle vorhält, wobei die Sittlichkeit die Bedingung der sinnlichen Befriedigung ist. Den Begriff eines solchen Zustandes nennen wir Glückseligkeit und zum Ideale gesteigert Seligkeit. In diesem Ideale bekommt der vernünftige und der sinnliche Wille dasselbe Object, und dieser

läßt sich schon zu einigen Beschränkungen und Opfern bereitwillig finden, wenn ihm gesagt wird, daß dieses Ideal nur auf diese Art realisirt werden kann. Freilich kann die Befriedigung der Sinnlichkeit, oder das Streben nach Glückseligkeit an sich kein Pflichtgebot sein, aber in Verbindung mit den höhern Zwecken der Vernunft kann es wohl gebilligt werden. Inwiefern die Vernunft ein Naturgesetz zu Erreichung ihrer höhern Zwecke benutzt, verwandelt sich dasselbe in ein Pflichtgebot, z. B. wenn wir nicht bloß aus natürlichem Antrieb, sondern, weil wir es als Pflicht erkennen, für die Erhaltung unsers Lebens und unserer Gesundheit Sorge tragen.

Man kann gegen diese Theorie nicht ohne Grund den Einwand geltend machen, daß die natürlichen Triebe in der Regel stärker sind als die feinen Gefühle, welche die Phantasie durch ihre Bilder anregen könnte. Ja, ich gebe es zu, das ist eine Erfahrung, die sich leider nur zu häufig aufdrängt. Aber ich habe bei meinen bisherigen Erörterungen auch nicht einen Menschen im Auge, dessen sinnliche Triebe und Begierden schon die Herrschaft über die Vernunft errungen haben, sondern einen, der schon durch eine Bildungsschule gegangen ist und den guten Willen hat, sich weiter zu bilden. Es wird eine lange Uebung erforderlich sein, um unter unsern Seelenvermögen das harmonische Gleichgewicht herzustellen, welches erforderlich ist, um die Zwecke der Vernunft zu befördern. Jede

Kunst erfordert Uebung und wenn die Ausübung der Tugend *) als eine moralische Kunst betrachtet werden kann, so wird sie wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten eine sehr lange, die ganze Lebensdauer in Anspruch nehmende Uebung nothwendig machen.

Durch fortgesetzte Uebung, meine ich, kann es uns mit Hülfe einer ästhetisch gebildeten Phantasie wohl gelingen, den edlern Gefühlen ein Uebergewicht über die rohen Naturtriebe zu verschaffen. Auch gewöhnliche Menschen, welche nichts weniger als ein Ideal der Tugend im Auge haben, unterdrücken in der Verfolgung ihrer Zwecke jene Triebe oft ganz und legen ihrer Sinnlichkeit die schwersten Opfer auf. Dies ist besonders bei leidenschaftlichen Zuständen der Fall; denn jede Leidenschaft verfolgt den Zweck ihres Strebens mit einer Heftigkeit, die alle damit verbundenen Mühen, Entsagungen und Schmerzen unberücksichtiget läßt. Oft ist es ein bloßes Vorurtheil, ein falscher Begriff von Ehre, der einen ganz sinnlichen Menschen veranlaßt, z. B. in einem Zweikampfe sein Leben aufs Spiel zu setzen.

Wenn also die Einbildungskraft durch ganz leere Phantome, die sie leidenschaftlichen Menschen vorgaukelt, so viel Gewalt über seine natürlichen Triebe gewinnt,

*) Tugend ist eine freie Kunst, sagt Jacobi, und wie das Kunstgenie der Kunst Gesetze giebt, so das sittliche Genie dem menschlichen Verhalten.

daß er selbst im Nothfall den Lebenstrieb hintenansetzt, sollte eine gebildete Phantasie nicht im Stande sein, seine edeln Gefühle zu einem solchen Enthusiasmus aufzuregen, daß die sündhaften Begierden nicht aufkommen können.

Der civilisirte Mensch bringt dem conventionellen Anstande so viele Opfer, er thut so Vieles, wodurch sein materielles Wohlsein eben nicht befördert wird, um seinen Rang, seine Amtswürde, seine äußere Ehre zu behaupten, sollte er durch eignes Nachdenken oder fremde Vorstellungen nicht bewogen werden können, auch etwas zu thun, um den Anstand zu behaupten der vor Gott gilt, um sich die Würde anzueignen, die ihm in die Ewigkeit folgt? — Wenn er noch Sinn für schöne und erhabene Gefühle hat, so käme es vielleicht bloß darauf an, daß ihm die Phantasie ein recht ergreifendes Ideal von der Majestät Gottes, ein recht bezauberndes Gemälde von der Seligkeit, die Gott bereitet hat, denen die ihn lieben, vor das innere Auge seines Geistes hinstellte.

Doch ich breche hier ab, und stelle es meinen Lesern anheim, meine Ansichten zu prüfen und vielleicht bei der Erziehung ihrer Kinder oder an ihrer eignen Bildung (denn so lange der Mensch lebt hat er an sich zu bilden und zu bessern) zu versuchen, ob sie stichhaltig sind. An guten Lehren fehlt es uns nicht und wenn alle guten Lehren, welche uns von Jugend auf in die Ohren schallen, fruchtbringend wären, müßten

wir alle wahre Musterbilder der Tugend sein. Das ist leider nicht der Fall und der Grund davon liegt vorzüglich darin, daß der Boden, worauf diese Lehren oder, wie Jesus sagt, der Samen des göttlichen Worts fallen, nicht gehörig vorbereitet und bearbeitet ist. Ja viele unserer Volkslehrer kennen diesen Boden, (das menschliche Gemüth) gar nicht und verstehen noch weniger ihn zu bearbeiten und für ihre Lehren empfänglich zu machen; denn dazu würde gehören, daß sie sich vor allen Dingen eine genaue Kenntniß verschafften von der Verzweigung unserer Seelenvermögen und der Bestimmung, die jedem derselben angewiesen ist, so wie von der Art und Weise, wie am vortheilhaftesten auf diese Seelenkräfte zu wirken sei, um sie in ein harmonisches Spiel zu setzen. Das lernt man aber freilich nicht aus der Dogmatik, und die Dogmatik, mit ihrer Grundlehre, daß der Mensch wegen der Erbsünde ein zu allen Guten untaugliches Wesen sei, ist leider bei den Meisten unserer Volkslehrer die Hauptsache. Von weltlicher Weisheit, folglich auch von psychologischer Menschenkenntniß wollen sie nichts wissen. Doch genug hiervon.

---

7) Die Kunst glücklich zu sein,

oder

die Lebenskunst nach sittlichen Grundsätzen.

Die meisten Menschen erwarten ihr Glück von der Außenwelt, und wenn sie endlich das, was sie Glück nennen, mit großen Mühen und Anstrengungen errungen und erjagt haben, fühlen sie sich nichts weniger als glücklich; sie sind vielleicht unzufriedener als früher, da sie voll von schmeichelnden Hoffnungen, den ersten Anlauf zu ihrer Glücksjagd machten. Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Ein Blick in ihr Inneres wird es ihnen sagen. Es fehlt bei aller Harmonie in ihren äußern Verhältnissen die Harmonie in der kleinen Welt ihres Gemüths. So wenig in einem Staate, wo Aufruhr und Anarchie herrscht und der Regent keinen Gehorsam findet, von Ruhe und Ordnung die Rede sein kann, eben so wenig ist in einem Gemüthe Zufriedenheit und Glücksgefühl anzutreffen, wo sich das gemeine Wesen der Triebe und Begierden in Rotten theilt und sich gegen den königlichen Willen der Vernunft auflehnt.

Die erste Bedingung von Glück und Zufriedenheit wird also in einem guten Gleichgewicht, in einem harmonischen Verhältniß unter den verschiedenen Richtungen unserer Seelenkräfte, namentlich zwischen dem vernünftigen Willen und den sinnlichen Trieben zu

suchen sein. Wie in einem großen Staate Alles wohl bestellt ist, wenn zwischen dem Fürsten und seinem Volke Liebe und Vertrauen herrscht, und dieses die Befehle gern vollzieht, die jener zu seinem Besten erläßt, so wird es auch in unserm kleinen Seelenstaate nicht an Zufriedenheit fehlen, wenn ein gutes Einvernehmen vorhanden ist zwischen dem gemeinen Volke der sinnlichen Triebe und der Regentin Vernunft und beide Theile ihre gegenseitige Stellung und Bestimmung anerkennen.

Wie dieses gute Einverständniß bewirkt werden kann, davon habe ich schon im vorigen Abschnitte gesprochen, ich werde daher hier nur Weniges beizubringen haben, um einen kurzen Umriß von der Kunst glücklich zu sein zu geben. Denn es ist keineswegs meine Absicht, alles zu erschöpfen, was sich darüber sagen ließe, sondern nur die nothwendige Grundlage anzudeuten, ohne welche keine menschliche Glückseligkeit möglich ist.

Kunst im weitesten Sinne als eine Wirksamkeit nach Zweckbegriffen genommen, ist der Natur als eine Wirksamkeit nach dem unveränderlichen Gesetze der Causalität entgegengesetzt, denn das Wort ist abgeleitet von können, schließt also den Begriff freier Bewegung in sich, da hingegen den Wirkungen der Natur der Begriff der Nothwendigkeit zum Grunde liegt.

Demnach wäre Kunst eine Wirksamkeit der Freiheit und würde in diesem weiten Sinne Alles in sich schließen, was durch das praktische Vermögen unserer

Vernunft zu Stande kommt. Aber im engern Sinne beschränkt sie sich auf das Gebiet der sogenannten technischen Künste, und im engsten auf das Vermögen, die Ideen des Schönen und Erhabenen in einem sinnlichen Stoffe, auch wohl in Rede und Ton, zur Anschauung zu bringen, und deswegen wird sie auch schöne Kunst genannt. Da nun das Schöne um sein selbstwillen ohne weitern Zweck gefällt, weil es sowohl dem sinnlichen Gefühle als auch der Vernunft wegen seiner Harmonie mit sich selbst und seiner formellen Zweckmäßigkeit zusagt, so läßt sich auf die schöne Kunst, welche die Vernunft zum Vater und die Phantasie zur Mutter hat, alles das anwenden, was wir soeben von der Phantasie gesagt haben, sie wird geschickt sein die Zwiste zwischen der Vernunft und Sinnlichkeit zu vermitteln und ein freundliches Verhältniß zwischen diesen beiden Behörden unsers innern Gemeinwesens zu stiften. Denn die Phantasie ist ja eben die Künstlerin, welche immer Bilder und ideale Gestalten schafft und vor die innere Anschauung bringt, auch wenn sie nicht auf Leinwand gemalt sind.

Man kann aber der Kunst noch einen eigenthümlichen Gegenstand, mit der Aufgabe ihn zu verschönern und zu veredeln, zuweisen, und das ist der Mensch selbst, und in dieser engsten Bedeutung könnte man sie Lebenskunst nennen. Freilich kann diese Kunst die äußere Gestalt des Menschen nicht verändern, wenigstens nicht unmittelbar, sondern allenfalls mittelbar, indem sie

sein Inneres, die Formen seines Gemüthslebens so veredelt und verschönert, daß seine innere Liebenswürdigkeit sich dann in seinen Gesichtszügen, in seinen Bewegungen und in seinem ganzen Betragen abspiegelt. Da sonach die Lebenskunst es vorzüglich mit den innern Formen des Lebens zu thun hat, kann sie auch moralische Kunst genannt werden, denn sie macht sich nicht die Erregung eines vorübergehenden Wohlgefühls, sondern die Behauptung der sittlichen Würde des Menschen unter sinnlichen Bedingungen zum Hauptzweck. Die sittliche Kunst soll der himmlischen Weisheit eine willige Dienerin in der weltlichen Klugheit zuführen, welche jener das Material zu ihren architectonischen Zwecken zu liefern im Stande ist, weil sie doch einmal als menschliche Weisheit ohne einen sinnlichen Boden, ohne materielle Stoffe und Werkzeuge nichts anzufangen weiß. — Die bewegenden Kräfte der Sinnlichkeit sollen nach dem Plane der Vernunft arbeiten, um ein festes Gebäude menschlicher Glückseligkeit zu Stande zu bringen, da fragt sich nun, wie die Sinnlichkeit, welche nur auf augenblickliche Befriedigung ihrer Triebe dringt, für diese höhern Zwecke zu gewinnen, oder, um bildlich zu reden, welche Bezahlung ihr werden soll, wenn für diese Zwecke Hand und Fuß ruhen soll. Die Antwort auf diese Frage ist in der schon oben gemachten Bemerkung enthalten, daß das sinnliche Gefühl sich auch für die Ideen der Vernunft, wenn sie ihm in einer schönen Hülle vorgeführt werden, begeistern kann.

Alt sind die Klagen über die Hindernisse, welche die Sinnlichkeit durch ihre ungeregelten Triebe unsern Fortschritten auf der Bahn der Tugend und Glückseligkeit in den Weg legt; bekannt sind Ermahnungen und Gebote der Sitten- und Religionslehrer, diese Hemmungen zu beseitigen: „Du mußt die wilden Triebe und Begierden im Zaume halten und sie nach der Richtung des Vernunftwillens lenken!" Aber die Frage ist eben, durch welche Kunstgriffe dies zu bewerkstelligen sei. Die Sinnlichkeit gleichet eben darin einem wilden Rosse, mit welchem sie häufig verglichen worden ist, daß sie sich nur durch gewisse Kunstgriffe, welche auch oft von sanften Schmeicheleien Gebrauch machen, bändigen läßt. Man muß eben wissen, durch welche Mittel sie am besten gebildet, am leichtesten regiert werden kann.

Den Inbegriff dieser Mittel, als feststehender Regeln gefaßt, könnte man mit dem Namen einer moralischen Aesthetik bezeichnen; denn so wie man unter Aesthetik überhaupt die Lehre vom Schönen und Erhabenen, oder von den Gesetzen versteht, wie diese Gefühle gebildet und beurtheilt werden sollen, so ist man wohl befugt, eine Anweisung, wie sittliche Ideen in schönen Hüllen zur Anschauung gebracht werden können, moralische Aesthetik zu nennen. Die Lebenskunst, welche, insofern sie, wie eben bemerkt, auf sittlichen Grundlagen beruht, zu einer sittlichen Kunst wird, würde dann bloß in einer geschickten Anwendung dieser Regeln bestehen.

Die Möglichkeit einer moralischen Aesthetik, als einer Anweisung, dem Strome der sinnlichen Triebe, eine sittliche Richtung zu geben, beruht auf der Erfahrung der empirischen Psychologie, daß das schwächere Gefühl immer von dem stärkern verdrängt und ganz oder theilweise unwirksam gemacht wird. Das menschliche Bewußtsein hat bloß Raum für ein herrschendes Gefühl. Die Verfassung unsers Gemüths ist monarchisch, nur ein herrschendes Gefühl sitzt auf dem Throne und behauptet ihn so lange, bis es durch ein stärkeres verdrängt wird. Es ist aber nicht immer die leibliche Empfindung die stärkere, sondern auch das geistige Gefühl kann zu einer Stärke gelangen, wodurch die sinnlichen Triebe unter die Schwelle des Bewußtseins gedrängt werden. Die Gefühle der Traurigkeit, der Freude, der Furcht, der Hoffnung, des Entzückens, der Verzweiflung, können zu einem solchen Grade von Innigkeit gelangen, daß der Mensch ganz gleichgültig und fast fühllos wird gegen die angenehmen oder schmerzhaften Reize des äußern Sinnes. Der fromme Religionsheld singt Hymnen unter Qualen, während sein Peiniger auf dem goldenen Trone vor den Furchtgebilden des Gewissens zittert. Die Wunden der gläubigen Martyrer macht die entzückte Phantasie zu himmlischen Rosen, und die Furcht des bösen Bewußtseins läßt Schlangen zischen unter den Rosenbetten der Wollust; lauter Thatsachen, wodurch unwidersprechlich bewiesen wird, daß die innern geistigen Gefühle

einen Grad von Stärke erreichen können, wogegen die Forderungen der natürlichen Triebe verstummen müssen. Wenn der Mensch für eine hohe Idee, für einen großartigen Zweck begeistert ist, so stürzt er sich ohne Bedenken in die größten Gefahren, und erträgt Mühen und Entbehrungen mit einer Bereitwilligkeit, deren man ihn vorher gar nicht für fähig gehalten. Welche Idee kann aber schöner und anlockender, welcher Zweck größer und ergreifender sein, als die Vorstellung einer schönen normalen Gestaltung der menschlichen Lebensformen, und des dadurch zu bewirkenden eignen und fremden Glücks, ja eines ewig dauernden seligen Lebens. Es kommt bloß darauf an, daß dieser Zweck mit recht lebhaften glänzenden Farben vor die innere Anschauung trete, und dies zu bewirken, ist, wie schon bemerkt wurde, eine ästhetisch gebildete Phantasie befähigt. Wenn sie eine künstlerische oder poetische Begeisterung zu erregen im Stande ist, sollte durch ihre Vermittlung nicht auch ein feuriger Enthusiasmus für das Göttliche, für die schönen Ideale sittlicher Vollkommenheit in der Brust des Sterblichen zu entflammen sein? Freilich erlischt unter den Sorgen, Geschäften und Zerstreuungen unserer gewöhnlichen Lebensverhältnisse das Feuer des Enthusiasmus gewöhnlich um so schneller, je höher es aufgelodert ist, aber mit Hülfe einer nach den Regeln der moralischen Aesthetik thätigen Phantasie, wird die kleine häusliche Vestaflamme warmer Liebe für das Gute und Schöne in unserm Gemüthe

unterhalten, an welcher jene hohe Begeisterung in gewissen Weihestunden immer von neuem entzündet werden kann. Der Hauptzweck dieser Gefühlsgymnastik wird erreicht, wenn die Einbildungskraft dadurch gewöhnt wird, bei ihrem Schaffen und Bilden das sittliche Ideal nie aus den Augen zu verlieren.

Was wir im gemeinen Leben Andacht und Erbauung nennen, ist nichts anders, als eine Anwendung der moralischen Aesthetik, zur Belebung der religiösen Gefühle. Das Wort Erbauung enthält eine gute Metapher, da nach der Lehre Jesu das Gemüth des Menschen ein Tempel Gottes sein soll und er immerdar zu arbeiten hat, diesen Tempel, worin der Geist Gottes, d. i. sein heiliger Wille, wohnen soll, aufzubauen und zu verschönern. Soll auch die Sinnlichkeit für diesen Bau gewonnen werden, so müssen die ästhetischen Gefühle des Schönen und Erhabenen das Uebergewicht über die natürlichen Triebe gewinnen, damit sie den Zwecken der Vernunft keine Hindernisse bereiten, vielmehr diese Zwecke durch ihre bewegenden Kräfte fördern und zur Ausführung bringen.

Wenn in dieser Weise die Lebenskunst nach den Regeln der moralischen Aesthetik arbeitet, so gelingt es ihr dem Angenehmen, als dem Gegenstande des sinnlichen Triebes, die sittliche Form und den Ideen der Vernunft die schöne Hülle zu geben, welche der Sinnlichkeit gefällt. Sie verwandelt durch den Zauberstab der Phantasie das Füllhorn der Naturgaben in

ein herrliches Weihgefäß, um die Ideale des Guten und Schönen hineinzulegen. Sie legt die Blumen schöner Gefühle unter das Joch des Gesetzes, damit es nicht drücke, so daß wir unsere Pflicht nicht bloß achten, sondern auch lieben lernen.

Es ist aber leicht einzusehen, daß wir auf diese Art die einzige solide Grundlage gewinnen, für die Kunst glücklich zu sein, denn ohne Harmonie unter den verschiedenen Bestrebungen unsers Gemüths, erweisen sich die äußern Bedingungen des Glücks als unzugänglich. Die menschliche Glückseligkeit gleicht einem Gemälde, wozu die sittliche Vernunft die Zeichnung und das materielle Glück die Farben liefern. Die Zeichnung behält ihren Werth auch ohne Farben; aber die Farben allein machen kein Gemälde, sondern nur ein schlechtes Klecksbild, von welchem sich der gute Geschmack mit Ekel abwendet.

Freilich ist mit diesen flüchtigen Andeutungen die Aufgabe der Lebenskunst nicht erschöpft; sie soll unser Leben nicht bloß moralisch, sondern auch physisch verschönern, denn der Mensch kann das leibliche Wohlbehagen durchaus nicht entbehren, und er braucht sich nicht zu schämen, wenn er darauf bedacht ist, es zu vermehren. Aber die moralische Grundlage darf nicht fehlen, denn ohne dieselbe können wir uns, bei allen Genüssen, welche die äußern Güter gewähren, niemals glücklich fühlen, und wir finden uns getäuscht, wenn wir von diesen Gütern die volle Zufriedenheit erwar-

teten. Die Lebenskraft, welche nicht von der moralischen Aesthetik ausgeht, bleibt gewöhnlich bei den Außenseiten des Lebens stehen, indem sie dieselben zu vermehren und zu verschönern sucht. Diese vulgäre Lebenskunst, wie sie gewöhnlich von den thörichten Menschen betrieben wird, bringt aber, wie gesagt, ein Lebensbild hervor, das einem Gemälde gleicht, dem die richtige Zeichnung fehlt; mag dasselbe noch so sehr von bunten Farben glänzen, der Kenner wird es für ein versudeltes und verbunztes erklären. Und dieses Urtheil muß das Lebensbild der meisten Menschen, auch derer, die gewöhnlich glücklich gepriesen werden, erfahren. Die Reichen und Großen schaffen sich schöne Palläste, schöne Gemächer, schöne Gärten u. dergl.; aber das Gemüth zu verschönern, ist gewöhnlich ihre geringste Sorge, weil sie nicht einsehen, daß der Mensch sich seiner Persönlichkeit als etwas Schönen und Guten erfreuen müsse, wenn ihm sein Leben Zufriedenheit und volle Genüge gewähren soll.

Aber, wird man einwenden, hat denn der Mensch unter den ungünstigen Einflüssen, die mehr oder weniger auf jeden einströmen, auch freie Hand bei der Bildung seines Lebens? Kann er sich etwa hinsetzen und, wie der Maler oder Bildhauer, gemächlich darüber nachdenken, wie nach dem ihm vorschwebenden Ideal sein Leben und alles, was dazu gehört, d. i. sein Leib, sein Geist, sein Gemüth und Temperament, seine Umgebungen u. s. w., nach den Regeln der moralischen

Kunst am besten zu gestalten sein möchten? Wie viele unberufene Hände und Füße, Hämmer, Meisel und Pinsel, greifen nicht in diese Bildung ein, und es kann nicht befremden, wenn es unter diesen Umständen mit unserer Lebenskunst nicht recht fortwill. Da ist zuvörderst das Schicksal, welches einen scharfen Hammer führt und oft mit einem Schlage zermalmet, was wir Jahre lang sorgfältig geschaffen haben. Da ist ferner die Natur, sonst eine gute und hülfreiche Künstlerin, die sich aber auch zuweilen in Caricaturen gefällt und schlechte Späße treibt, indem sie dem Meisterstücke der Schöpfung oft krumme Beine, schiefe Nasen oder ungehörige Dorsal- und Pectoral-Ueberbeine ansetzt. Endlich, wer weiß nicht, wie störend oft Freunde und Feinde, Vorgesetzte und Untergebene, die hohe Obrigkeit und der niedere Pöbel, böse Nachbarn u. dergl. dem Lebenskünstler in seine Arbeit greifen und ihm das Leben sauer machen.

Das ist freilich nicht abzuläugnen und es gehört Geduld und Beharrlichkeit dazu, um trotz diesen Neckereien seinen Zweck nicht aufzugeben. Andrerseits müssen wir aber doch behaupten, daß das, was Andere auch thun mögen, um einem Menschen das Leben zu verbittern, es in der Regel nicht in Anschlag zu bringen ist, gegen das, was er in dieser Beziehung selbst thut, wenn er unter der Herrschaft seiner Begierden, Leidenschaften, Irrthümer und Vorurtheile die gewöhnlichen Künste betreibt, welche nach der Meinung des großen

Haufens zu einem glücklichen Leben gehören, aber in der Regel mehr zur Verunstaltung als zur Verschönerung desselben beitragen.

Es steht in der Gewalt des Menschen, sich auf eine solche moralische Höhe zu stellen, daß ihn die Würfe des Schicksals und der Bosheit nicht treffen. Das äußere Leben mag der Gewalt finsterer Mächte preisgegeben sein; in unser inneres Leben kann ohne unserm Willen keine fremde Gewalt eindringen; dessen ist der freie Mensch allein mächtig, und wenn der Genius der Liebe uns zulächelt, so bricht sich die Wolke des Mißmuths und die Sonne der Schönheit senkt ihre erheiternden Strahlen in unsere innere Welt. Kein menschliches Leben ist frei von Leiden; aber durch die Schlagschatten des Schmerzes heben sich die Formen der Freude um so glänzender hervor. Wie zur Vorrichtung einer schmackhaften Malzeit auch Salze und Säuren erforderlich sind, so gehören zum wahren Lebensgenuß auch kleine Leiden und Schmerzen, und vor allem anstrengende Arbeit. Denn ohne Gegensätze und Contraste ist kein Fortschritt und kein Genuß.

Darin besteht also, um es kurz zu sagen, die wahre Lebenskunst, daß der Mensch sich bemühe, sein Leben nach einem Vorbilde zu gestalten, für dessen Schönheit auch das sinnliche Gefühl sich begeistern kann, so daß es zur Verwirklichung des von der Phantasie vorgehaltenen Ideals mitwirke. Denn wenn das ästhetische Element das Band bildet, wodurch Geist und

Sinnlichkeit vereint sind, wird der sinnliche Wille nicht mehr mit dem vernünftigen in Widerstreit gerathen. Wenn dieser regieren und jener gehorchen soll, muß die Sinnlichkeit zuvor gehörig gebildet und geschult sein. Weil die Vernunft dies gewöhnlich verabsäumt, wird es ihr so schwer, die sinnlichen Triebe zu beherrschen. Das rechte Regieren ist immer ein Bilden oder setzt doch eine gewisse Bildung voraus. Das muthige Roß, welches dem Zügel folgen soll, muß zuvor gehörig geschult werden, — dressirt, — d. h. für die Leitung gebildet werden. Diejenigen Eltern werden ihre Kinder am folgsamsten finden, welche die Erziehung derselben am gewissenhaftesten besorgt haben. Daß der liebe Gott die Welt so musterhaft regiert, kommt daher, weil er sie selbst aufs Beste eingerichtet und gebildet hat, und daß viel Könige und Fürsten so herzlich schlecht regiert haben, möchte daraus zu erklären sein, daß sie sich um die Bildung ihres Volks nicht sonderlich bekümmerten. Wenn also der Mensch seine Sinnlichkeit gehörig beherrschen will, wird er zuvörderst darauf bedacht sein müssen, sein Gefühlsvermögen nach den Regeln der moralischen Aesthetik zu bilden, denn mit einer rohen ungeschulten Sinnlichkeit ist keine Harmonie in dem Gemüthsleben möglich.

Die Lebenskunst wird in den meisten Fällen auch als eine Kunst, glucklich zu sein, sich erweisen, denn wenn auch zu dem, was wir Glück nennen, die äußern Lebensverhältnisse mitwirken müssen, so muß dasselbe

doch, wenn es von Dauer sein soll, eine moralische Grundlage haben, welche von der Lebenskunst bereitet wird. Zu einem glücklichen Leben gehört aber ganz vorzüglich ein heiterer leichter Sinn, der leider in unsern Tagen, selbst bei sonst guten Menschen, nicht häufig gefunden wird. In unserer leidigen Treibhauserziehung, in den übertriebenen Forderungen, welche die Schule in neuerer Zeit an unsere Jugend macht, mag der Hauptgrund von dieser Erscheinung zu suchen sein, denn wenn die geistige Vegetation übertrieben wird, ist Abspannung und Erschlaffung die Folge davon, aus überspannten Kopfarbeitern werden später trübselige Kopfhänger. Die neumodische formale Frömmigkeit mit ihrem mystischen Kram, ist auch nicht geeignet, frohe Menschen zu bilden. Da ist ferner das sich jetzt so breitmachende Nützlichkeitsprincip, welches uns ebenfalls manchen Spaß verdirbt; denn wer von dem materiellen Interesse und von der Begierde reich zu werden außer Athem gehetzt wird, hat keine Zeit zum Frohsinn. Das kalte Begriffsleben, welches die meisten Menschen führen, läßt kein heiteres Gemüthsleben aufkommen, denn dazu gehören vor allen Dingen liebevolle Gesinnungen gegen unsere Nebenmenschen. — Woran es aber auch liegen mag, so viel ist gewiß, daß die jetzige Generation viel ernster geworden ist, als unsere Vorfahren waren, obgleich diesen bei weitem nicht eine solche Fülle von dem, was man Comfort nennt, zu Gebote stand, als uns in diesen Tagen, wo die Industrie Tag und Nacht

darauf denkt, uns das Leben recht bequem und angenehm zu machen. Unsere Vergnügungen sind weit kostbarer, aber nicht aufheiternder und gemüthlicher geworden, als die unserer biedern Väter waren. Scherzhafte, witzige Gespräche hört man so wenig als freundschaftlich theilnehmende; die Politik hat sie verdrängt und da jetzt die Politik im Argen liegt, und das politisiren und kritisiren verpönt ist, sind unsere Gesellschaften fast ganz verstummt. Auch die aus einem fröhlichen Herzen hervorströmenden Volkslieder, die man sonst auf allen Straßen und Feldern hörte, sind verschwunden. Unsere Musik ist zu gelehrt und zu künstlich geworden, als daß sie das Volk zur Heiterkeit stimmen sollte. Obgleich es an belachenswerthen Thorheiten sowohl in den höhern als niedern Kreisen nicht fehlt, und in unserm Staats- und bürgerlichen Leben oft sehr possierliche Sprünge vorkommen, hört man doch selten ein herzliches Lachen. Unser anatomischer Verstand zersetzt den schönen Irisbogen poetischer Täuschung und will sich nicht durch gaukelndes Farbenspiel erfreuen lassen und nichts wissen von Plundersweiler Puppenspielen. Die lustigen Räthe sind längst abgeschafft, und über die weltlichen und geistlichen Räthe, welche auf dem Staats- und Kirchentheater oft sehr komische Rollen spielen, sich lustig zu machen, will sich nicht schicken. Freilich berühren uns auch die jetzt herrschenden Thorheiten und Albernheiten zu schmerzhaft, um darüber lachen zu können. Es ist allerdings

sehr lächerlich, wenn, wie häufig geschieht, die Pferde hinter den Wagen gespannt werden, der uns in der Aufklärung und Cultur bisher vorwärts gebracht hat. Wenn man aber selbst auf dem Wagen sitzt und an der retrograden Bewegung theil nehmen muß, dann ist die Sache außer Spaß.

Die Mittel, um uns den Frohsinn anzueignen, liegen so nahe, daß man nur die Hand auszustrecken braucht, sie zu ergreifen. Sie liegen in einer harmonischen Ausbildung unsers Gemüthslebens, in einem wohlgeordneten Familienleben, in heiterer Geselligkeit, in theilnehmender Liebe und Wohlwollen gegen Alles, was uns umringt, und, in einer zusagenden Beschäftigung, welche ein bewährtes Mittel ist, um den Sorgen und Grillen den Zugang zu verwahren. Endlich, auf die Gefahr hin von Weltmenschen ausgelacht zu werden, scheue ich mich nicht, als das beste Mittel, sich einen frohen Sinn zu bewahren, ein inniges Anschließen an die allgemeine Trösterin und Beseligerin der Menschen, an die Religion nämlich, zu empfehlen. Freilich, nur die ächte Religion, die ihre feste Wurzel in dem Vernunftsglauben an einen allgütigen, gerechten und heiligen Gott hat, kann Zufriedenheit und Frohsinn zu Begleitern haben, nicht jene trübselige, welche den Menschen als ein vom Teufel verunstaltes Wesen darstellt. Was auch die grämlichen Frömmler und theologischen Marktschreier, welche Hölle und Teufelsfurcht als das beste Mittel zur Besserung der Menschenwelt empfehlen,

dazu sagen mögen, die Religion, meine ich, ist uns nicht gegeben, um die Gemüther zu umdüstern, sondern sie aufzuheitern. Der feste lebendige Glaube an die allwaltende Macht eines allweisen, allgütigen, gerechten und heiligen Weltregierers, welcher sich zugleich als liebender Vater seinen Menschenkindern offenbart, hat eine so beruhigende, erheiternde und beseligende Kraft, daß jedes unverdorbene Gemüth seine erfreuliche Wirkung fühlen muß. Es ist ein menschenfeindlicher Wahn, der aus den finstern Zellen der Pfaffen und Mönche ausgegangen ist, daß die Frömmigkeit sich nur durch Kopfhängen und trübseliges Gebahren manifestiren könne. Gott ist der Quell alles Guten und Schönen, also auch ein Quell der Freude und wer aus demselben schöpft, kann sein Herz nicht zur Wohnung der Sorge, des Kummers und der Traurigkeit machen.

Freilich ist das Bewußtsein unserer Fehler, Vergehungen und Sünden nicht geeignet, uns in eine heitere Stimmung zu versetzen; aber diese Traurigkeit soll eine vorübergehende sein; die Thränen der Reue würden vergeblich sein, wenn sie nicht den Keim des guten Vorsatzes ernstlicher Besserung benetzten, daß er feste Wurzel fasse, und wenn derselbe zur That gereift ist, dann wird auch die Sonne der Freuden in den geängstigten Herzen wieder aufgehen. Mit dem festen Entschluß, ein neues, in guten Gesinnungen und Handlungen, fruchtbares Leben anzufangen, zieht sich um die sündhafte Vergangenheit ein verhüllender Schleier;

der wiedergeborne Mensch erschrickt nicht mehr bei dem Gedanken an die göttliche Gerechtigkeit und Heiligkeit, sondern freut sich der wiedererlangten Gnade und Barmherzigkeit seines himmlischen Vaters. Der Blick des gebesserten Menschen ist nicht rückwärts, sondern vorwärts auf eine lichtvolle Zukunft gerichtet, aus welcher ihm die Genien der Freude entgegenlächeln, und ihm der aufmunternde Zuruf entgegenschallt: Seid alle Zeit fröhlich, ihr Gerechten.

Die Lebenskunst hat aber die Aufgabe, nicht bloß den innern, sondern auch den äußern Menschen zu bilden, sie wird demnach bemüht sein, nicht allein dem Gemüthe, sondern auch dem Leibe denjenigen Grad von Stärke, Schönheit, Gesundheit, Gewandtheit u. s. w. zu verschaffen, welchen die individuellen Verhältnisse eben zulassen. Freilich ist in dieser Beziehung die Wirksamkeit der Kunst beschränkt, da es nicht in ihrer Macht steht, einen von Natur schwächlichen, kränklichen, mißgestalteten Leib in das Gegentheil zu verwandeln, und ihr Geschäft wird sich in dieser Beziehung vorzüglich darauf beschränken, dafür zu sorgen, daß das Werk der Natur nicht durch ein fehlerhaftes Verhalten verdorben, und daß die etwaigen natürlichen Mängel durch künstliche Vorkehrungen verbessert werden.

Es scheint zwar, als wenn es nicht nöthig wäre, die Sorgfalt für den Körper besonders zu empfehlen, da die Menschen, wie die Erfahrung lehrt, ohnehin geneigt sind, auf dessen Pflege mehr Mühe zu verwen-

den, als auf ihre geistige und moralische Bildung; aber diese Pflege ist nicht immer von der rechten Art, und dient oft mehr dazu, ihn zu verunstalten und zu verderben, als ihn zu verschönen und zu stärken, wie wir denn diese letzteren Erfolge durch geschmacklosen Putz, üppige Nahrung, Unmäßigkeit, Trägheit u. dergl. häufig genug hervortreten sehen. Alle kosmetischen Künste verfehlen ihres Zweckes an einem Leibe, der durch ein lasterhaftes Leben zerrüttet ist, und ein Gesicht, in dem sich physische oder moralische Krankheit und Schwäche abspiegelt, kann durch keine Schminke schön gemacht werden; dagegen ein anderes, auch wenn die natürliche Schönheit fehlt, durch Züge des Wohlwollens, der Theilnahme, des Frohsinns allgemein gefallen kann. Wem also die Schönheit und Gesundheit seines Körpers am Herzen liegt, muß zuvörderst für die Schönheit und Gesundheit seiner Seele sorgen. Es sei mir erlaubt, zum Beschluß dieses Abschnittes den Gedanken zu folgen, die Carus in seiner Psyche über diesen Gegenstand ausgesprochen hat.

Erst wenn man die Lehre von der Gesundheit der bewußten Seele in dieser Weise versteht, daß man darunter den normalen Gang aller inneren Lebensbewegungen des Geistes begreift, bekommt sie einen bestimmten Sinn und sichere Bedeutung; man blickt dann auf die große innere Mannichfaltigkeit dieser ganzen Region, man gedenkt des steten Wechsels von Untergehen und Aufgehen des Bewußtseins und erhält nun

so gewissermaßen das Recht, ein gesundes und krankhaftes Verhalten in diesem Wechsel der Erscheinung, ganz wie in der leiblichen Lebenssphäre zu unterscheiden. Könnte man doch in Wahrheit sämmtliche in dieser Sphäre vorgehenden Lebensbewegungen, als da sind: der Kreislauf des Blutes, Athmung, geschlechtliche Productivität, Verdauung, Assimilation, Ernährung und Absonderung, gleichwie Muskelkraft und Sinnesleben im Geistigen wiederfinden und nachweisen, und eine Diätetik des Geistes ganz nach diesen Prämissen aufstellen, wobei denn immerfort der Begriff eigentlicher geistiger Gesundheit mehr und mehr veranschaulicht werden müßte. In diesem Sinne wird es gleich fühlbar, daß der gesunde Geist, wenn er sich gesund erhalten soll, Nahrung und zwar angemessene Nahrung aufnehmen, d. h. daß ihm die, seinem Bedürfnisse angemessenen Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe und Kenntnisse zufließen müssen, wenn er nicht darben soll; ferner, daß ein innerer Kreislauf von Vorstellungen, und zwar ebenso wenig mit fieberischer Heftigkeit als mit schleppender Langsamkeit, von Statten gehen dürfe (d. h. die Vorstellungen müssen gehörig wechseln und sich gegenseitig zu einem harmonischen Ganzen bilden, damit keine isolirt stehen bleibt und zur fixen Idee werde, wie bei Hypochondristen und Wahnsinnigen; — endlich ist zu bemerken, daß ein gewisses Durchathmen und Erfrischen in reinen höheren Gefühlen der bewußten Seele auch abgesehen von geistiger Nahrung, unentbehrlich

bleibe, und daß eine eigenthümliche geistige Productivität, eine Wirksamkeit des Willens in Handlungen, Arbeiten, Productionen und Kunstwerken, unerläßlich erscheine, wenn jenes innere Wechselleben der Seele in wahrhaft gesundem Gange verharren soll.

Mit dem allbekannten Ausdrucke: mens sana in corpore sano wird im Allgemeinen jenes vorzüglich erwünschte Verhältniß bezeichnet, wo gleichzeitig bewußtes und unbewußtes Wirken der Seele im vollkommenen, geregelten und natürlichen Gange verweilt, und es giebt eine Diätetik, welche sowohl für die Gesundheit des Leibes als der Seele gleich heilsam ist. So werden freie Bewegung in frischer Luft, gymnastische Uebungen, angemessener Wechsel von Arbeit und Erholung, von Anstrengung, Vergnügen, froher Sinn, erheiternder Umgang, Sprechen, Singen, Lachen u. dergl., zur Unterhaltung der Gesundheit sowohl des Leibes als der Seele nicht allein nützlich, sondern auch gewissermaßen nothwendig und unentbehrlich sein, so daß eine solche leibliche und geistige Gymnastik nicht genug empfohlen werden kann.

Uebrigens findet ein vollkommenes Gleichmaß zwischen der Gesundheit des Leibes und des Geistes, so wie überhaupt zwischen den zu diesen beiden gehörigen Sphären fast nie statt. So ist zuerst unverkennbar, daß für das Wachsthum der eigentlichen inneren Kraft der Seele in den frühern Perioden der Lebensentwickelungen, ein gewisses Vorwalten der Gesundheit des Unbewußten eben

so wichtig und fördernd sei, als es in den späteren Lebensabschnitten ein gewisses Vorwalten des bewußten Geistes wird. Es giebt zu eigenen Betrachtungen Anlaß, wenn man findet, daß selbst im regelmäßigen Gange der Lebensentwickelung auf einer gewissen Höhe, die Energie der Gesundheit des Leibes etwas nachzulassen bestimmt ist, während dagegen unausgesetzt die Klarheit und Reife des bewußten Geistes zunehmen soll, und wirklich, wenn dessen Gesundheit bewahrt wird, immerfort zunimmt. Wir sehen den Grund davon ein, wenn wir daran denken, daß die Gesundheit der bewußten Seele zu ihrer Erhaltung ein stätes Wachsen, einen stets wacherhaltenen Willen fordert, und daß dieser Wille und dieses Wachsen mehr geübt wird, wenn ein zuweilen kränklicher Körper mehr dazu aufruft, als wo eine athletische Gesundheit Alles fast sich erlauben darf und sicher ist, dadurch kein Kranksein zu veranlassen.

Als allgemeine Regel wird aber immer anzunehmen sein, daß eine unvollkommene leibliche Gesundheit doch auch wieder die Gesundheit eines höheren Bewußtseins beeinträchtigen und dem Organismus des Denkens, Fühlens und Wollens in seiner Lebensbewegung nicht gestatten wird, mit der Schönheit, Kraft und Natürlichkeit zu erscheinen, welchen er unter Bedingung einer besseren Beschaffenheit des Leibes zu zeigen im Stande gewesen wäre. Bei bedeutenden Naturen wird man daher finden, daß ein hoher Grad von leiblicher Gesundheit gleichsam die Stütze darbieten muß, damit

wirklich alles Das durchgeführt werden könne, was eben eine solche Natur in der Productivität ihres reichen Daseins zur Offenbarung zu bringen hat; und andererseits zeigt uns die tägliche Erfahrung, wie verkümmerte Naturen schon, indem sie von Haus aus der Entwickelung der organischen Bedingungen eines kräftigen Selbstbewußtseins ungünstig genannt werden müssen, dürftige und kranke Zustände des Geistes herbeiführen. Man kann dergleichen nicht bedenken, ohne darin die Hinweisung darauf zu finden, daß es immer eine der wichtigsten Aufgaben des Geistes sein und bleiben müsse, über die Erhaltung und Bewahrung der leiblichen Gesundheit sorgfältig zu wachen. Wir werden daher wohlthun, immer die alte Regel vor Augen zu haben: curandum est, ut sit mens sana in corpore sano.

Daß zur menschlichen Glückseligkeit Zufriedenheit gehört, ist wohl keine Frage und doch wird dieselbe nur selten gefunden.

Und sonderbar, nicht etwa in den niedern Klassen der Gesellschaft herrscht die meiste Unzufriedenheit, sondern je höher man hinaufsteigt zu den höheren Rangordnungen, desto seltener wird da heitere Zufriedenheit gefunden. Bloß die unterste Schicht der Gesellschaft, wo gewöhnlich mit der äußersten Armuth Kummer und Elend wohnt, machen davon eine Ausnahme, denn daß in diesen Kreisen keine Zufriedenheit wohnen kann, versteht sich von selbst.

Die Unzufriedenheit hat jedoch eine doppelte Richtung, einmal nach Innen und dann nach Außen; wir sind unzufrieden entweder mit uns selbst, oder mit Andern, mit unseren Umgebungen und den äußeren Zuständen. Die Unzufriedenheit mit sich selbst, wenn sie nicht aus einer krankhaften hypochondrischen Stimmung, sondern aus dem Bewußtsein unserer Mängel hervorgeht, kann als ein Sporn gedacht werden, der unserer Thätigkeit eingesetzt wird, um Fortschritte zu machen auf der Bahn, die zur Vollkommenheit führt. Hätten wir das Ideal menschlicher Vollkommenheit erreicht, wäre der Mustermensch in uns ausgeprägt, wie ihn uns die mit Vernunftideen geschwängerte Phantasie verhält und wie er nach seiner religiös-sittlichen Seite aus der reinen Sphäre des wahren Christentbums in realer Form, in einem wirklichen Beispiele, nämlich in dem Menschensohne Jesus Christus glänzend emporsteigt, so würde ein innerer ungestörter Seelenfriede die unmittelbare Folge sein, unsere Glückseligkeit würde sich in Seligkeit verwandeln. Da aber dieser erwünschte Zustand auch bei dem besten Menschen hienieden niemals eintritt, da wir hier das hohe Heil der Vollkommenheit nie erreicht haben, sondern unsere Bestimmung vielmehr in einem fortgesetzten Hinstreben nach der Erreichung desselben besteht, so kann sich auch der Mensch niemals einer absoluten Zufriedenheit erfreuen.

Diese moralische Unzufriedenheit wird indeß nicht sehr häufig gefunden. Gewöhnlich sind die größten

Thoren am besten mit sich selbst zufrieden, nur über Andere und über ihre Stellung beklagen sie sich, die, ihrer Meinung nach, ihren Verdiensten nicht angemessen ist. Es giebt Zeitperioden, wo die Unzufriedenheit wie eine Epidemie den Menschen ergreift; dann sind sie unzufrieden, mit Gott und aller Welt, besonders mit ihrer Regierung, ihren politischen und bürgerlichen Einrichtungen und Zuständen. Besonders sind die Vornehmen, die Reichen, die Bevorrechteten die Gegenstände des Aergers, der Mißgunst, des Neides und sonach der Unzufriedenheit. Man meint, daß sie in Abrahams Schooß säßen, sich im höchsten Glanzhimmel des Glückes bewegten, und gleichgültig, in ungestörter Ruhe, wie die Götter Epikurs auf die Mühseligen und Beladenen, die sich in der Mittel- und untern Klasse des Volks plagen und quälen müssen, herabschauen. Aber ich frage: erreichen denn die Vornehmen, Reichen und Mächtigen das Ziel ungestörter Zufriedenheit und vollständiger Genüge? Lassen sich die meisten dieser vermeintlich Glücklichen nicht durch eigene Thorheit und Laster davon ablenken, so daß, wenn man Anfrage halten könnte, unter Hunderten kaum Einer würde zu finden sein, der mit seiner Stellung und mit der Summe seiner Genußmittel, oder Glücksumstände zufrieden wäre. Ist es doch, als wenn der thörichte Mensch nicht ohne Unruhe, ohne Sorgen und inneren Unfrieden sein könnte, und daß er sich weit ungeschickter benimmt, wenn es darauf ankommt, mit freiem Anstande sein Glück zu tragen, als wenn er

vom Schicksale gezwungen wird, unter der Bürde der Noth zu gehen. Wem die Armuth keine Sorgen und Plagen zuschickt, der ist eifrig bemüht, sich selbst welche künstlich zu bereiten, und die Pfeiler zu untergraben, worauf das Gebäude menschlicher Glückseligkeit ruht. — Viele, die nicht im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu essen brauchen, lassen es sich vielen Schweiß kosten, um Steine des Anstoßes in die Lebensbahn ihrer Nebenmenschen zu bringen, über die sie selbst fallen, oder wälzen den Sisyphusstein des geschäftigen Müssigganges. Viele dieser Glückskinder, welche die Noth nicht zwingt, am Wollrade zu sitzen, spinnen mit ganz besonderem Fleiße Ränke und Intriguen oder stricken Netze, in welchen sie sich nicht selten selbst verstricken. — Wenn kein feindliches Geschick bei der Hand ist, um den Thoren Schmerzen und Herzleid zu bringen, lassen sie es sich viel Geld kosten, um sich durch ausschweifenden Genuß Herzweh, Magenwehe und andere Wehen zu bereiten. Wie Wenige finden wir in den höheren Kreisen, wo die Mode das Scepter führt, welche die Kunst verstehen, durch nützliche Thätigkeit der tödtlichen Langenweile zu entfliehen; und wer dieses Kunstmittel nicht kennt, wird von ewiger Unruhe umhergetrieben und findet nirgends die gesuchte Befriedigung.

Wenn man das Treiben vornehmer Müssiggänger in großen Städten verfolgt, muß man ihre Beharrlichkeit und Ausdauer bewundern, mit welcher sie sich abmühen, eine Tagesstunde nach der andern todtzuschlagen,

und ihre beste Lebenszeit so geschickt zu zerstückeln, daß mit keinem der einzelnen Theile etwas Zweckmäßiges anzufangen ist. Man stellt fast täglich besondere Feste an, Speisefeste, Tanzfeste, Jagdfeste u. s. w., wo die Kränze der Freude methodisch geflochten werden sollen; aber sie wollen nicht zusammenhalten und von den Rosen bleiben nur die Dornen übrig, welche die bekränzten Stirnen blutig stechen. Es hilft nichts, daß man durch Fahren, Reiten, Wettrennen und andere Lustpartien der verfolgenden Unruhe zu entrinnen sucht, sie sitzt hinter dem Reiter und die schwarze Sorge steigt mit in den Wagen.*)

Das schlimmste aber ist, daß sich mit diesen Thorheiten fast immer Laster vermischen; denn Thorheit und Laster sind Geschwister, die immer Hand in Hand gehen; so wie Weisheit und Tugend. Es ist sonderbar, sagt James, wie nahe sich der Narr und der Spitzbube verwandt sind. Weisheit und Güte sind Schwestern, die eine etwas weicher und zärtlicher als die andere, aber von demselben Blute.

So ist das Treiben der meisten Menschen, besonders in der höheren Klasse der Gesellschaft, beschaffen. Fern ist, wie Carus bemerkt, der Gedanke von ihrer

*) Timor et minae
Scandunt eodem, quo dominus; neque
Decedit aerata triremi, et
Post equitem sedet atra cura.

HORATIUS.

Seele, daß die erste Aufgabe der selbstbewußten Leitung unseres Lebens, so wie die Leitung, die wir andern widmen können, darauf gerichtet werden müsse, das höchstgeistige Besitzthum des Menschen, eine richtige Welt- und Selbstschau, ein auf moralische Tüchtigkeit gegründetes reines Bewußtsein zu bewahren und dieses unvergängliche Besitzthum auf alle Weise zu befördern, zu erheben, zu befestigen. Viele leben nur, um zu essen, zu trinken, sich zu vergnügen und bedenken nicht, daß wir ja nur uns zu tränken und zu speisen, zu athmen, uns zu erfrischen oder zu erwärmen, zu ruhen, oder uns zu bewegen verdienen, wenn dadurch unser Geistesleben in seinen Gefühlen, Erkenntniß- und Willenshandlungen gesichert, gehoben und vollkommen entwickelt wird. Somit muß das Nichtswürdige, ja im Grunde das Selbstmörderische des Menschen, der jene Lebenshandlungen in der Weise hervortreten läßt, daß er dadurch diesem eigentlichen Lebenszwecke irgend wie schadet oder ihn aufhebt aufs deutlichste am Tage liegen. Wenn der Mensch nach dem Ebenbilde der Gottheit geschaffen ist, so sollte seine wichtigste Aufgabe sein, in seine innere Welt diejenige Harmonie zu bringen, die wir in Gottes großer Welt bewundern.

Aber von einer solchen Harmonie sind nur wenige Spuren selbst in den höheren und höchsten Regionen der Gesellschaft, wo man sie doch mit Recht erwarten sollte, zu finden, vielmehr ist es, als ob die Menschen

absichtlich darauf ausgingen, ihre Bewegungen recht unharmonisch zu machen und ihr Leben durch Thorheit und Laster zu verhunzen. Wahrhaftig, wenn ein höherer Geist unser Thun und Treiben betrachtete, wie wir mit verbundenen Augen, gleichsam ein Blindekuhspiel, nach den Gestalten des Glückes und der Freude tappend herumgreifen, und die Jammerbilder des Elendes, der Sorge und Angst dafür erhaschen, könnte er fast auf den Gedanken gerathen, daß die Erde ein zur Aufnahme verrückter Geister bestimmtes Narrenschiff sei, welches im Aetherraume hinschwimme, um die Insel zu suchen, wo die Nieswurz der Weisheit wächst.

Es giebt aber in unserer civilisirten Gesellschaft noch eine eigene Klasse bedauernswürdiger Menschen, welche es sich recht angelegen sein lassen, aus ihrer Lebensphäre alle Schlaglichter der Freude zu verbannen und ihre An- und Aussichten so dunkel und trübe wie nur immer möglich zu machen; ich meine die zahlreiche Masse der Hypochondristen, welche, wenn ihre melancholische Gemüthsstimmung eintritt, es sich zum besonderen Geschäft machen, sich mit ängstlichen Vorstellungen, Grillen und eingebildeten Schreckbildern zu quälen. Diese Unglücklichen scheinen eine Ausnahme von der Regel zu bilden, nach welcher jeder Mensch von einem unwiderstehlichen Triebe zur Freude und zur Geselligkeit hingezogen wird, denn sie weisen mit Hartnäckigkeit jede Veranlassung zum Frohsinn, jeden erheiternden Umgang von sich. Alles, was dem Leben seinen

größten Reiz giebt, Freundschaft, Liebe, Theilnahme, gesellschaftliche Unterhaltung u. dergl. verliert bei solchen trübseligen Kopfhängern seine Anziehungskraft, und ängstlich vermeiden sie jede Gelegenheit, wodurch sie von ihren Grillen könnten abgezogen werden. Dumpfbrütend sitzen sie fast unbeweglich in ihrem einsamen dunkeln Zimmer und wenn sie auch ihren Zustand fühlen und der Wunsch in ihnen rege wird, davon befreit zu sein, können sie es doch nicht zu dem Entschluß bringen, aus ihrer Passivität hervorzugehen und etwas zur Verbesserung desselben zu thun. Vorstellungen, Vernunftgründe, wodurch ihre Freunde sie zur Einsicht ihrer Thorheit und zur Aenderung ihrer Lebensweise zu bewegen hoffen, machen in der Regel gar keinen Eindruck und haben oft keinen andern Erfolg als daß sie dadurch noch ärgerlicher und erbitterter gestimmt werden. Ihr Gemüth scheint von einer moralischen Stickluft umflossen, in welcher das Licht der Wahrheit, das man hineinbringen will, sogleich verlöscht. In einer solchen dumpfen Atmosphäre nehmen alle Gegenstände eine andere Gestalt an, als sie im Gemeinleben für den unbefangenen Menschen haben, und so darf man sich nicht wundern, wenn der Milzsüchtige hinter den unschuldigsten Aeußerungen, in den besten Absichten Anderer eine feindselige Gesinnung erblickt, und dieselben mit Unwillen und Haß erwiedert; und diese irrigen Ansichten sind selbst durch die triftigsten Vorstellungen nicht zu beseitigen.

Je länger der Hypochondrist in dieser truben Sphäre verharrt, desto schwerer ist er herauszuziehen, denn seine unnatürliche Lebensweise wird ihm zur Gewohnheit, und Gewohnheit ist, wie wir wissen, die andere Natur. Anstatt eines starken vernünftigen Willens bildet sich bei ihm ein Starrwille aus, der nicht zu beugen und zu brechen ist, man mag sagen und thun, was man will; die fixe Idee, worauf er gerade gerichtet ist, übt eine Art von Zauber aus, der erst zerstört werden muß, wenn eine Besserung antreten soll.

Dieser Zustand ist oft periodisch und wechselnd mit einem besseren, wo die fixen Ideen in den Hintergrund zurücktreten und der Gemeinsinn mit einer gesunden Urtheilskraft sich wieder geltend macht. Nicht selten berühren sich sogar die Extreme, so daß tiefe Schwermuth und excentrische Lustigkeit mit einander abwechseln, und das Leben des Hypochondristen eine Nacht- und eine Tagseite zu haben scheint. Wenn aber während der guten Periode keine ernstlichen Vorkehrungen gegen die Wiederkehr der bösen getroffen werden, wenn die körperliche Krankheit, in welcher die Hypochondrie ihren Sitz hat, nicht gehoben wird und der Kranke nicht bewegen werden kann, sich einer strengen Diät zu unterwerfen, so werden die lichten Momente immer seltener und kürzer, und sein Gemüthszustand erreicht dann nicht selten einen solchen Grad von Unerträglichkeit, daß er endlich sein Leben abwirft, so wie der erschöpfte Wanderer eine Last von sich thut, die er nicht weiter zu

tragen vermag. Glücklicher Weise sind diejenigen, welche im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen müssen und wirklich ihre Noth, aber keine ängstlichen Sorgen haben, von diesem eingebildeten Nothstande frei.

Wir sehen aus diesen Andeutungen, daß die Kunst glücklich zu sein, von den wenigsten Menschen geübt wird, da, wie die Erfahrung lehrt, selbst diejenigen, denen die äußeren Bedingungen des Glücks im reichen Maße zu Gebote stehen, in ihrer Thorheit diverse Künste treiben, wodurch ihr Leben nicht verschönert, sondern gar sehr verunstaltet wird. Wenn der Trieb nach Glückseligkeit, der allen Menschen eingepflanzt ist, nicht vom Licht der Vernunft erleuchtet wird, verirrt er sich und indem er bloß das ergreift, was für den Augenblick angenehm ist, und der Sinnlichkeit schmeichelt, tauscht der bethörte Mensch für den kurzen Genuß der Gegenwart gewöhnlich lange Schmerzen und Leiden der Zukunft ein. Der Mensch besitzt keine Kunsttriebe wie die Thiere; er muß die Künste, die seinem Nutzen und Vergnügen dienen, mit Mühe erlernen und fleißig üben; und er treibt auch viele dieser Künste nicht ohne Erfolg. Wenn wir in die Werkstatt eines mechanischen, oder ästhetischen Künstlers einen beobachtenden Blick werfen, so müssen wir oft das Kunstgenie bewundern, welches Werke vollendet, die durch ihre Schönheit, Vollkommenheit oder Brauchbarkeit auf allgemeinen Beifall Anspruch machen. Fragen wir aber einen solchen Künstler „wo ist denn die Werkstatt

wo Du die Lebenskunst übst, und Du an Deiner eigenen Vollkommenheit, an der schönen Erscheinung der ächten Humanität in Deiner Person, an der klassischen Kunstform Deines Lebens arbeitest, so wird er uns mit Befremden ansehen und unsere Frage vielleicht gar nicht verstehen.

Zweite Abtheilung.

Die nothwendigen Grundlagen der gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Gliederung.

1) Günstige und ungünstige Einflüsse der Gesellschaft auf den einzelnen Menschen.

So ausgezeichnet die geistigen Anlagen des Menschen sind, so deutlich sie auf seine hohe Bestimmung, auf den sittlichen Zweck seines Daseins hinzeigen, so können sie doch schlechthin nicht ohne den hülfreichen Beistand anderer seines Gleichen ausgebildet werden. Man lasse ein ausgesetztes Kind unter den Thieren des Waldes aufwachsen, es wird, wenn sein Leben erhalten wird und es die nothwendige Nahrung findet, wachsen und gedeihen, sich leiblich ausbilden und seiner äußern Gestalt nach sich wenig von einem andern Menschen gleichen Alters unterscheiden; aber in Beziehung auf seine Geisteskräfte, wird man wenig Vorzüge vor einem unvernünftigen Thiere an ihm bemerken. Gewisse Naturinstinkte werden sich bei ihm vielleicht mehr als bei andern Menschen ausgebildet haben, aber von Verstand und Vernunft wird man nur schwache Spuren finden.

Diese Erscheinung läßt sich leicht erklären, wenn wir die Erfahrung berücksichtigen, daß auch schon ausgebildete Menschen, wenn sie sich von der Gesellschaft zurückziehen, in der Meinung sich selbst genug zu sein, ihre geistige Elasticität verlieren, arm an neuen Gedanken und Ideen sind, einseitig werden und wie man im gemeinen Leben sagt, versauern. Sinnig wird diese Erfahrung von Fr. v. Raumer ausgedrückt, wenn er sagt: „Das Ich, ohne Du kann so wenig geistige Kinder erzeugen, als der Mann leibliche ohne Frau.“ Nur in der Berührung mit andern Geistern springt aus unserer Seele der geistige Funke hervor und zündet das Licht an, welches unsere kleine innere Welt erleuchtet, so daß wir uns in derselben orientiren und den Reichthum derselben gewahr werden können. Ohne diese Berührung, ohne die Einwirkung schon ausgebildeter Geister verharrt das Denk- und Begriffsvermögen des Kindes im Schlummer, woraus es erst erweckt wird, wenn von Außen ihm ein Gedanke, ein Begriff in sprachlicher Hülle entgegenspringt; und wie begierig die junge Seele solche Mittheilung aufnimmt und in ihr Eigenthum verwandelt, beweist das Wunder, daß das Kind schon in den ersten Jahren seiner Muttersprache mächtig wird, da doch erwachsene Personen oft viele Jahre brauchen, um sich eine fremde Sprache anzueignen. Es ist demnach eine sehr gute Einrichtung der Natur, oder vielmehr des allweisen Urhebers derselben, daß unsere Kindheit und Hülfsbedürftigkeit,

in Vergleich mit der anderer Thiere, so lange dauert, und der junge Mensch so spät lernt, besonders in geistiger Beziehung auf eignen Füßen zu gehen. Fast bis zum zwanzigsten Jahre dauert seine Unmündigkeit, der Mangel an Selbstständigkeit, und in dieser Zeit kann er sich nicht den geistigen Einflüssen und Belehrungen entziehen, die er im elterlichen Hause und in der Schule empfängt, wodurch seine Bildung so weit vollendet wird, daß er sich nun mit Freiheit und Selbstständigkeit bewegen und sich als nützliches Glied in die bürgerliche Gesellschaft einfügen kann, deren Einflüssen er auch später bis ans Ende seiner Tage ausgesetzt ist, wenn er sich nicht absichtlich isolirt, wie die altchristlichen Einsiedler und Klosterbruder thaten.

Aber so nothwendig und nützlich diese von der Gesellschaft ausgehenden Einwirkung auf die leibliche und geistige Entwicklung des, der Bildung bedürftigen Menschen ist, so gehen doch auch viele sehr nachtheilige Einflüsse von derselben aus.

Unsere Civilisation bewahrt uns so wenig gegen diese ungünstigen Einflüsse, daß sie die Schädlichkeit derselben vielmehr in manchen Beziehungen steigert und vermehrt, weil diese Civilisation keine vollständige und durchgreifende, sondern nur eine halbe, gleichsam auf der Oberfläche schwebende ist. Das Innere der Gesellschaft bleibt in vielen Fällen von ihr ganz unberührt. Es werden daher trotz unserer gerühmten Cultur und Civilisation eine Menge von Irrthümern, Vorurtheilen,

abergläubischen Vorstellungen und Lastern von Generation zu Generation fortgepflanzt. Dies ist um so mehr der Fall, je weniger in der Regel gleich bei der ersten Erziehung und Schulbildung der Kinder nach einem vernünftigen, die geistige und sittliche Ausbildung vorzüglich bezweckenden Plane operirt wird. Ich will gar nicht davon reden, daß die meisten Eltern wegen eigner Rohheit, Unwissenheit, Lasterhaftigkeit, Armuth und Elend gar nicht im Stande sind, einen solchen Plan zu entwerfen oder consequent auszuführen, aber die Erfahrung lehrt, daß auch gebildete und sonst verständige Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, sich in den Mitteln vergreifen, wodurch dieses Wohl am sichersten begründet werden kann. Der gewöhnliche Fehler ist, daß man die eigene Geistesthätigkeit, und die Beurtheilungskraft der Kinder nicht gehörig zu entwickeln versteht. Man begnügt sich damit, ihnen eine Menge von guten Lehren und Maximen zuzuführen, sorgt aber nicht dafür, daß dies von Außen beigebrachte Material ihr geistiges Eigenthum werde und in ihrem sittlichen und Wahrheitsgefühl feste Wurzel schlage.

Diese Gefühle, so wie das religiöse Gefühl, die Ahnung von etwas Göttlichem, sind der Anlage nach bei allen Menschen gleich, und wenn sie gehörig gepflegt und entwickelt würden, müßten sie auch in der Wirklichkeit gleich sein und gleiche Früchte tragen; die Vorstellungen von Religion, von dem Verhältnisse des

Menschen zu Gott, von den Bedingungen, an welche das göttliche Wohlgefallen, die göttliche Gnade geknüpft ist, könnten nicht so verschieden, nicht theilweise so absurd sein, als sie nach der Erfahrung im menschlichen Gemüthe gefunden werden, wenn bei dem Unterricht die Vernunftsthätigkeit des Schülers in Anspruch genommen würde. Aber der religiöse Unterricht hütet sich wohl, eine solche Einimpfung der religiösen Ideen in die natürlichen Anlagen des jungen Menschen zu versuchen und somit den Forderungen der Vernunft zu genügen; er gründet sich fast ausschließlich auf Autorität, schon frühzeitig schallt dem urtheilsunfähigen Schüler das Gebot entgegen: „das sollst Du glauben, weil die Kirche, in der Du geboren bist, es glaubt!" Es wird also vorausgesetzt, daß der Mensch seine ganze Lebenszeit hindurch bei den Glaubenslehren verharre, die ihm in der Jugend eingeflößt worden sind, obgleich diese Voraussetzung auf keinem bessern Grunde beruht, als wenn man annehmen wollte, daß der erwachsene Mensch den Glauben an die Mährchen, Zauber- und Gespenstergeschichten, die ihm seine Großmutter erzählt hat, festhalten müsse, denn die Legenden und Heiligengeschichten und die Darstellung der magischen Wirkung gewisser Kirchenacte, die der Zögling einer Klosterschule aus geweihtem Munde hört, sind nicht viel besser als jene Mährchen. Dennoch trifft jene Voraussetzung in der Regel ein; die Menschen verbleiben ohne Widerstand in der Kirche oder bei

der Religion, in welcher sie geboren und erzogen sind. Diese Erfahrung ist allein dadurch zu erklären, daß die Geistlichen, welchen der Religionsunterricht anvertraut ist, sich sorgfältig hüten, die religiösen Vorstellungen in das logische Denkgewebe des menschlichen Vorstellungs- und Begriffsvermögens einzufügen; sie geben sie gleich von vornherein mit der Vermahnung hin, daß sie durchaus nicht nach den Gesetzen der Vernunft beurtheilt und geprüft werden dürfen. So wird die Religion, diese Himmelsblume, nicht dem natürlichen Boden des Gemüths eingepflanzt, sondern wie ein exotisches Gewächs in einem Weihgefäß mit der Warnung, es ja nicht anzurühren, dem Gedächtniß eingesetzt. Wäre der Religionsunterricht ein anderer, ein nicht an die kirchliche Autorität, sondern an die Ideen der Vernunft, an die Gefühle des Herzens anknüpfender, so würde jene Voraussetzung nicht mehr eintreffen; die jungen Menschen würden nach erlangter geistiger Selbstständigkeit die väterliche Religion eben so häufig verlassen als das väterliche Gewerbe, und sich derjenigen Kirche zugesellen, in welcher sie die beste Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu finden hofften, so daß der oft ventilirte Streit über die religiöse Erziehung der Kinder in den s. g. gemischten Ehen sein Object verlöre. Aber die kirchlichen Behörden fürchten nichts so sehr, als geistige Selbstständigkeit in Glaubenssachen, und wirken derselben auf alle Weise entgegen.

Man verzeihe diese Abschweifung; ich habe sie nur erlaubt, um in einem auffallenden Beispiele zu zeigen, daß ein Unterricht, der bloß dogmatisch zu Werke geht, d. i. der seinen Inhalt als unumstößliche Wahrheit dem Gedächtnisse des Schülers entgegen bringt, und jeden Widerspruch des natürlichen Wahrheitsgefühls mit Machtsprüchen niederschlägt, ein unzweckmäßiger und der sittlichen Bildung nachtheiliger ist. Wenn ihr Eltern und Erzieher eure Hauptaufgabe nicht darin findet, das ästhetische und sittliche Gefühl eurer Zöglinge so anzuregen, daß sie das Gute als etwas Schönes lieben und das Böse als etwas Häßliches verabscheuen lernen, so habt ihr Mühe und Arbeit verloren und alle euere guten Lehren, Gebote und Verbote werden wenig wirken.

Wenn demnach die Einwirkungen, welche von wohlwollenden Eltern und Erziehern ausgehen, um den jungen Menschen für seine höhern Lebenszwecke auszubilden, ihre bedenkliche Seite haben, weil sie diese Bildung nicht von Innen heraus zu bewirken verstehen, sondern dieselbe dem Zögling von Außen entgegen bringen, und ihm somit zwar eine gewisse Gesittung, aber nicht höhere Sittlichkeit anbilden, aus dem einfachen Grunde, weil diese nicht angebildet werden kann, sondern aus dem Gemüthe entwickelt werden muß, — wenn, sage ich, die Einflüsse auf das menschliche Individuum, die von guten und frommen Menschen ausgehen, nicht immer den beabsichtigten Erfolg haben

und der harmonischen Ausbildung seiner Anlagen oft mehr hinderlich als förderlich sind, so läßt sich daraus wohl abnehmen, daß seine Berührung mit ihm fernstehenden Gliedern der Gesellschaft, so nothwendig und nützlich sie auch sein mag, doch auch schädlich auf ihn einwirken kann. Wenn bei dieser Berührung, wie bei der einer electrischen Batterie die in ihm schlummernden Geistesfunken erweckt werden und aufspringen, um ihn zur Thätigkeit anzuregen, so zünden diese Funken auch häufig das Feuer verderblicher Leidenschaften an, oder, um ein anderes Bild zu brauchen, es geht durch den Verkehr mit solchen Personen, die mit moralischen Krankheiten behaftet sind, ein contagiöser Fieberstoff auf ihn über.

Wem also sein wahres Lebensglück am Herzen liegt, welches ohne einen sittlich-religiösen Unterbau nicht zu realisiren ist, wird sich nach einer Rüstung, nach einem guten Panzer umzusehen haben, um gegen die schädlichen Einflüsse gesichert zu sein, die von den verdorbenen Elementen der Gesellschaft auf ihn übergehen könnten. Es giebt indeß einen Gesichtspunkt, wodurch der unerfahrene aber moralische gebildete junge Mensch, der zuerst in die große Gesellschaft eintritt, sich ziemlich festmachen kann gegen die Sirenenstimme der Verführung, und diesen sichern Standpunkt gewinnt er in der aus eigner oder aus fremder Erfahrung, die nicht weit zu suchen ist, geschöpften Ueberzeugung, daß wenn er diesen Lockstimmen folgte, sie ihn unfehlbar

in den Abgrund des Verderbens ziehen würde. Man braucht sich nicht lange in der Menschenwelt umgesehen zu haben, um zu finden, daß das Laster, trotz seiner täuschenden Sirenengestalt und erkünstelten Reize, nie wirklich schön, sondern immer häßlich ist und diese Häßlichkeit denen mittheilt, die sich durch seine Umarmung bestricken lassen. Das Ebenbild Gottes, das der Mensch auch in seiner äußern Gestalt an sich trägt, wird von den schmutzigen Händen des Lasters verwischt und der Ausdruck eines rohen thierischen Instinkts tritt an dessen Stelle. Schmerzhafte, ekelhafte Krankheiten sind gewöhnlich die Folgen des Lasters, wenn es zur Gewohnheit, zur unbesiegbaren Leidenschaft geworden ist. Fragst Du, warum dieser oder jener schmächtige Jüngling, mit Runzeln auf dem bleichen Gesicht, grauem Haare auf dem hangenden Haupte, gekrümmt und schlotternden Ganges einherschleicht, so lautet gewöhnlich die Antwort: Die Wollust hat ihm ein frühzeitiges Alter inoculirt. Man denke noch an die trostlosen Zustände, die im Familienkreise eines Säufers oder eines Spielers von Profession zu finden sind, an die Verzweiflung der Gattin, an das Angstgeschrei der Kinder, so hat man in wenigen Zügen ein Jammerbild, das wohl im Stande ist, den anfänglichen verführerischen Lockungen des geschmückten und mit falschen Reizen prunkenden Lasters das Gleichgewicht zu halten.

Das Laster, sagt der Thor, hat doch auch seine

reizende Genüsse. Nun ja, manche giftige Frucht ist süß, aber wer wird in dieser Eigenschaft eine Empfehlung zum Genuß finden? Die ersten Momente der beginnenden Trunkenheit sind auch angenehm aufregend, aber die letzten Folgen der Völlerei sind entsetzlich. So ist es mit dem Rausche des Lasters, welches durch seinen narkotischen Duft den Thoren angenehm betäubt, um ihn unter den Schlangenbissen des bösen Gewissens erwachen zu lassen. Des Lasters Bahn scheint anfangs bequem und glatt; aber sie ist zugleich abschüssig; wer sich darauf begiebt, wird mit beschleunigter Geschwindigkeit, die jeden Einhalt unmöglich macht, einem Abgrunde entgegen geführt, in welchem er endlich mit sehenden Augen stürzen muß. Die Macht der Gewohnheit und der Leidenschaft fesselt endlich jede Regung des freien Willens, so daß der Unglückliche, auch wenn er das Verderben vor sich sieht, dem er entgegen eilt, doch des Vermögens beraubt ist, demselben zu entrinnen.

Wer solche und ähnliche Betrachtungen anstellt, und mit Hülfe der moralischen Aesthetik, als Gegenstück zu diesem Schauderbilde sich ein Gemälde entwirft von der Schönheit der Tugend, welche selbst durch Thränen lächelt, der wird bei seinem Eintritt in die Gesellschaft so ziemlich sicher gestellt sein gegen die sonst so mächtigen Einflüsse böser Beispiele, die nur für den Unerfahrnen verführerisch, für den aber, der den täuschenden Schein, die vorgehaltenen Larven zu durchschauen

versteht und in seiner Einbildungskraft mit dem fröhlichen Eingang in die Lasterbahn den jammervollen Ausgang verbindet, immer abschreckend sind; er wird sich, je mehr seine Erfahrung und Menschenkenntniß zunimmt, immer fester überzeugen, daß nur durch die fortgesetzte Ausübung der moralischen Kunst, von welcher ich in der vorigen Abtheilung gesprochen, unser Lebensglück fest begründet werden kann, was nur möglich ist, wenn wir in einer Atmosphäre leben, welche rein von den Wetterwolken verderblicher Leidenschaften ist. Wenn wir nicht wollen, daß unsere Freiheit verloren gehe, unser vernünftiger Wille von der Sinnlichkeit unterdrückt und gleichsam gefangen gehalten werde, müssen wir vorzüglich darauf sehen, daß keine fehlerhafte Neigung zur Gewohnheit werde, denn die Gewohnheit ist eine Macht, deren Herrschaft zuletzt tyrannisch wird und keinen Widerstand duldet, und je länger irgend ein sinnlicher Trieb begünstiget wird, desto mehr gewinnt er an Stärke, er will immer mehr Genußmittel haben und dadurch geht die geistige Gesundheit verloren. Der natürliche Trieb wird zu einer unnatürlichen Leidenschaft, und endlich zu einem uns despotisch beherrschenden Laster. Darum ist in dieser Beziehung die Regel so wichtig, welche der Lateiner in den zwei Worten ausdrückt: principiis obsta.

Aus diesen Andeutungen ist abzunehmen, daß der junge Mensch, der zuerst in die Gesellschaft tritt, einen guten Fond von Grundsätzen mitbringen und verbe-

die Lebenskunst erlernt und geübt haben muß, wenn er sein Glück machen will. Denn ohne sittliche Grundlage ist kein dauerndes Lebensglück möglich.

Die schädlichen Einflüsse, welche von der Gesellschaft ausgehen können, vermindern sich jedoch in dem Maße, je besser sie gegliedert und in dieser Gliederung organisirt ist. Deshalb wird es nicht undienlich sein, davon zu sprechen.

2) Gliederung der Gesellschaft. — Familie. — Gemeinde.

Die Gesellschaft, von welcher der einzelne Mensch als integrirender Theil betrachtet werden kann, hat einen größern oder kleinern Umfang. Es bilden sich in der großen Menschenwelt, mehr oder weniger naturwüchsig, gewisse concentrische Kreise, wovon der größere immer von dem kleinern bedingt ist. Ohne diese gesellschaftliche Organisation würde das Menschengeschlecht ein unförmliches Aggregat, ein Chaos bilden, zu welchem die einzelnen Menschen sich wie Atome verhielten, die unter einander ohne Regel und Harmonie bald angezogen, bald abgestoßen würden, so wie der Zufall sie zusammenführte, und sie würden sich ebenso zufällig gegenseitig bald erhalten, bald vernichten.

Aber wir abstrahiren hier von der großen Menschengesellschaft und versetzen uns von dem kosmopolitischen Standpunkte auf den staatspolitischen, und da interessi-

ren uns nur die Gesellschaftskreise, aus welchen die Staatsgesellschaft besteht, und die wichtigsten dieser Kreise sind die, welche von der Familie und der Gemeinde gebildet werden, zu welchen in größern Staaten noch die Kreis- und Provinzialverbände kommen.

In der Familie, welche durch die Ehe bedingt wird, findet sich die erste und wichtigste Werkstatt, wo der menschenbildende Prometheus, welcher die Natur durchwaltet, seine Kunsthand an den rohen Fleischblock des jungen Menschen anlegt, und den ersten Funken des sittlich-vernünftigen Geistes in ihm entwickelt. Mögen viele Familienkreise gar manches zu wünschen übrig lassen, mag manche irrige Vorstellung, manches moralische Gebrechen von den Eltern auf die Kinder übergeben, wenn nur die Glieder desselben durch das Band der Liebe gegenseitig verbunden sind, so ist schon viel gewonnen, und die Geschlechtsliebe, wodurch auf Geheiß der Natur die Ehe gestiftet wird, ist gar sehr geeignet, in jene höhere geistige Liebe überzugehen, welche allein im Stande ist, die Ehe zu erhalten und zu veredeln. In diesem Falle wird auch durch das Alter, wo die Geschlechtsliebe aufhört, das Band gegenseitiger Zuneigung und Liebe nicht gelockert, sondern vielmehr verstärkt. Tritt an die Stelle der Liebe gegenseitiger, oder auch nur einseitiger Haß, so ist es um die Harmonie des Familienlebens gethan und die traurigen Folgen dieser Mißstimmung gehen auch auf die Kinder über, indem ihnen somit schon im zarten Alter das

Gift des Hasses inoculirt wird, indem sie gegen den schuldigen Theil Partei ergreifen und den bösen Vater oder die zänkische Mutter recht herzlich verabscheuen und gründlich hassen lernen. Es liegt ja in der Natur des moralischen Gefühls, daß der Mensch als Kind schon das Schöne und Harmonische liebt, und das Häßliche und Disharmonische haßt und verabscheut. Wo der Haß, der sich oft zu einem lebensgefährlichen Grade steigern kann, an die Stelle der ehelichen Liebe tritt, da ist die Ehe factisch getrennt; ihr Begriff, nach welchem sie ein Verein der innigsten Liebe sein soll, ist zerstört, und es ist ein ganz unconsequenter Eigensinn der geistlichen Behörden, der factischen Thatsache die kirchliche Form, die doch eigentlich unwesentlich ist, zu verweigern. Es ist ein bedenkliches Beginnen, zwei Wesen zusammen zu kuppeln, die sich wie die feindlichen Elemente Feuer und Wasser verhalten, wovon eins das andere endlich nothwendig aufzehren muß. Dies bedenkliche Verfahren, eine moralisch schon getrennte Ehe durch die eisernen Klammern kanonischer Gesetze scheinbar zusammen zu halten, stützt sich zwar auf das Dictum: „Ihr sollt nicht," welches dem Munde unseres göttlichen Religionsstifters in Betreff der Ehescheidung entflossen ist, aber die frommen Herren, die sich darauf stützen, sollten bedenken, daß, wenn alles Sollen oder Nicht-Sollen der moralischen Gesetze in unsern Handlungen und Zuständen wirklich gemacht werden könnte, das Reich Gottes auf Erden sofort realisirt

wäre. Sie mögen versuchen, ob sie das können, aber so viel ist gewiß, durch das Verbot, disharmonische Verbindungen zu lösen, werden sie der Lösung dieser Aufgabe nicht näher gerückt.

So wenig die Familienkreise unsers gewöhnlichen Bürgerstandes das sein mögen, was sie sein sollten, so möchte ich doch behaupten, daß sie für die gemüthliche Ausbildung der Kinder besser geeignet sind, als die in den höhern und höchsten Sphären der Gesellschaft befindlichen, schon deswegen, weil in diesen das vertrauliche Zusammenleben der Familienglieder fehlt, wodurch so viel Gelegenheit zu gegenseitigen Dienstleistungen und Gefälligkeiten geboten wird. In großen Häusern bewohnt fast jedes Familienglied ein eignes Zimmer, und die Kinder sind in den ersten zehn Jahren ihres Lebens der Aufsicht von Ammen, Bonnen und Gouvernanten anvertraut, welche gewöhnlich kein anderes Verdienst haben, als daß sie geläufig französisch parliren. Nur zu gewissen Stunden werden die armen Kleinen wie andere Clienten gleichsam zur Audienz bei den Eltern vorgelassen, und wenn sie auch da einige Beweise von Liebe empfangen, so sind doch diese so abgemessen, nach den Vorschriften des Anstandes so abgezirkelt, die Kinder fühlen sich dabei so genirt, daß keine wahre gegenseitige Herzlichkeit aufkommen kann. Wie soll unter solchem Verhältnisse die rechte Liebe in den Gemüthern der Kinder entstehen, da die Gegenstände dieser Liebe, die Eltern, auf welche die Natur sie ange-

wiesen hat, ihnen so fern stehen; wie soll die zärtliche gegenseitige Theilnahme geweckt und geübt werden, wenn sich so wenig Gelegenheit dazu zeigt und die natürlichen Herzensergießungen, wenn sie unwillkürlich einmal hervorströmen, in die Form der Etikette gezwängt werden sollen? Dürfen wir uns wundern, wenn wir unter den höhern Ständen so viele kalte, theilnahmslose Menschen finden, die sich nur in dem Spiegel der stolzen Selbstliebe beschauen und für das Wohl und Wehe anderer keinen rechten Sinn haben?

Doch hat sich in neuerer Zeit in dieser Beziehung Vieles zu seinem Vortheil geändert und das Familienleben ist der Natur näher gerückt.

Nur beiläufig will ich noch bemerken, daß das Familienleben, wenn es die feste Grundlage aller gesellschaftlichen Vereine und somit die Grundbedingung der sittlichen Veredlung und Bildung der Völker sein soll, durchaus eine monogamische Ehe zum Mittelpunkte haben muß. Wenn, wie die Erfahrung lehrt, die orientalischen Völker und Staaten in der Kultur und Civilisation so bedeutend zurückgeblieben sind, so ist die Hauptursache in ihrer Polygamie zu suchen. Glücklicherweise ist dieselbe in keinem christlichen Staate zu finden und das Surrogat, welches die welsche Galanterie dafür erfunden hatte, ich meine das Maitressenwesen, ist glücklicher Weise in neuerer Zeit ziemlich außer Gebrauch gekommen. Wenigstens wird diese Zwitterart von Polygamie nicht mehr als ein nothwendiger Luxusartikel,

der sonst in der Garderobe vornehmer Herrschaften nicht fehlen durfte, betrachtet. Er ist ursprünglich kein deutsches Fabricat, sondern wurde mit andern nicht weniger verderblichen Luxusartikeln aus Italien und Frankreich importirt. Wie tief in den altgermanischen Sitten die Idee von der Heiligkeit der Ehe gewurzelt war, ist bekannt genug und geht unter anderem auch daraus hervor, daß die ältern deutschen Criminalisten den Ehebruch unbedenklich mit der Todesstrafe belegten.

Einen größern, aber fast eben so festen und naturwüchsigen Gesellschaftskreis, als die Familie, bildet die Gemeinde, d. i. die an demselben Orte zusammenwohnenden Menschen, weil diese durch die enge Nachbarschaft in allen Beziehungen zum wechselseitigen Beistande und zur Befriedigung ihrer mannichfaltigen Bedürfnisse an einander gewiesen sind. Ist ein Gemeindeverband gut organisirt, so kann er als die beste Vorschule zur Ausbildung des uneigennützigen Gemeinsinnes, der aufopferungsfähigen Vaterlandsliebe betrachtet werden. Die Keime der innigen Theilnahme an dem Wohle Anderer, die sich im Familienleben zuerst entwickelt haben, erhalten hier in den gemeinsamen Angelegenheiten eine gute Pflege und Kräftigung, so wie einen erweiterten Spielraum, wobei freilich als unerläßliche Bedingung vorausgesetzt wird, daß die Besorgung und Leitung dieser Angelegenheiten den Gemeinde-

gliedern vollständig überlassen sei, und der Staat sich nur die Ueberwachung der Gemeindeverwaltung vorbehalte; denn wird ihnen diese Besorgung entzogen, so wird ihr Gesichtskreis auf ihre Privatangelegenheiten beschränkt, und diese Beschränkung wirkt fort auch, wenn sie als Staatsbürger auftreten und für das Staatswohl thätig sein sollen. Auch als solche verfolgen sie dann ohne Rücksicht auf das Staatswohl ihre Sonderinteressen; der Begriff von einem Gesammtinteresse, dem jene untergeordnet sein sollten, wird in seiner Wurzel erstickt; der Ausbildung politischer Tugenden ist dann schon in der Gemeinde der natürliche Boden entzogen.

Wenn diese Bemerkungen gegründet sind, so wird sich der Staat darauf zu beschränken haben, für die Organisation eines Gemeinde-Verbandes allgemeine Regeln oder Gesetze aufzustellen, aber die factische Ausführung dieser Regeln wird am besten den Gemeinden zu überlassen sein, so daß bei der Aufstellung des Gemeinderaths und seines Vorstandes die Gemeindeglieder die entscheidende Stimme haben." Denn man kann unbedenklich annehmen, daß die zu diesem Wahlact erforderliche Fähigkeit wohl jedes der selbstständigen Familienglieder der Gemeinde besitze, da es wegen der vielfältigen Berührungen und des täglichen Umgangs alle seine Mitnachbarn sowohl nach ihren Fähigkeiten, als nach ihrem sittlichen Charakter kennt, und nicht leicht zu besorgen ist, daß unfähige Subjecte gewählt werden, da jeder Wähler von seinem eignen Interesse

lebhaft aufgefordert wird, für die Einsetzung tüchtiger Männer mitzuwirken. Ist auf diese Art der Gemeinderath gewählt, so kann man ihm getrost die Wahl seines Vorstandes überlassen.

Was noch über das Gemeindeleben zu sagen ist, kann nicht besser gesagt werden, als es in dem neusten Werke von Karl Arnd: die Staatsverfassung nach dem Bedürfniß der Gegenwart, ausgesprochen ist, daher ich mir erlaube, die Ansichten dieses freisinnigen und zugleich verständigen Staatsgelehrten über die Mission der Gemeinde in sittlicher Beziehung hier anzuführen, mit dem Wunsche, daß diese kleine Probe etwas zur Empfehlung seines Werkes beitragen möge.

„Fassen wir," sagt er, „die Gemeinde nun auch noch vom sittlichen Gesichtspunkte in's Auge: durch gemeinsamen Wohnsitz, durch gemeinsame Interessen, durch vielfältige Berührungen auf dem wirthschaftlichen, socialen und religiösen Gebiete und durch gemeinsame Gemeindeverwaltung sind sämmtliche Mitglieder jeder Gemeinde zu einer, im vielfältigen geistigen Verkehre zu einander stehenden Gesellschaft verbunden."

„Ein instinktartiges Gefühl sagt jedem Mitgliede derselben, daß seine Sicherheit, seine materielle Wohlfahrt, seine geistigen Genüsse und hiermit sein zeitliches Glück zum großen Theil von der Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Treue der sämmtlichen Gemeindeglieder und im Besonderen auch von der Keuschheit der Jungfrauen und Wittwen, so wie von der ehelichen Treue der Frauen

ihrer Gemeinde abhänge. Jedes Mitglied schenkt daher jedem andern nur so viel Achtung, als es sich durch diese Eigenschaften erwirbt. Es ist dies der öffentliche Leumund, der jedem der sämmtlichen Gemeindeglieder den ihm gebührenden Grad der allgemeinen Achtung zutheilt."

„Das Streben nach der Bewahrung seines guten Leumunds ist es denn auch, was die Sittlichkeit der Gemeindeglieder garantirt, da jedes derselben mit ängstlicher Sorgfalt jede Handlung vermeidet, welche diesem seinem Leumund Nachtheil bringen könnte; und es ist wohl nicht ohne Absicht, daß die ewige Weisheit den Menschen jene Neigung einpflanzte, das sittliche Verhalten der, mit ihnen im geselligen Verkehr stehenden Menschen mit der größten Aufmerksamkeit zu beobachten und ihr darauf gegründetes Urtheil auszusprechen. — Es ist kein Zweifel, daß die, im Gemeindeverbande liegende Ueberwachung des öffentlichen Leumund's, das wirksamste Schutzmittel gegen das Sittenverderbniß ganzer Nationen bildet, daß daher diesem Gegenstande Seitens der Gesetzgebung die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte. Dieses Schutzmittel wird aber verstärkt, wenn die Regierung die Anlässe jener wechselseitigen Ueberwachung vermehrt; namentlich auch dadurch, daß sie den Gemeindegliedern die Wahl ihres Vorstandes, und diesem die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten möglichst vollständig zuweist." —

Die Wichtigkeit gut organisirter Communen für den

Staat wird von allen tüchtigen Staatsgelehrten anerkannt. So sagt der von unserm Verfasser oft citirte Joseph von Eötwös: „Ein den Staat in allen Richtungen durchziehendes Communalleben ist das Bett (Strombett?), worin die Befähigung sich geltend zu machen und auf öffentliche Geschäfte Einfluß zu gewinnen, ohne den Staat zu gefährden, sich ergießen kann; in ihm hat man das System der Kanäle, worin sich die drohende Fluth der Demokratie ruhig vertheilt; während eben im Bestehen fest organisirter Communen auch die gehörige Zahl jener Dämme gefunden wird, an denen sich die Macht der Demokratie, auch wenn sie den Staat als Ganzes regierte, im Einzelnen brechen muß.

Nur durch die Begründung selbstständiger Communen kann der Staat gegen die Gefahren, mit welchen ihn das allgemeine Streben des Volks bedroht, an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, gesichert werden, und das beste Mittel, durch welches die Freiheit des Einzelnen gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt in demokratischen Staaten geschützt werden kann, ist demnach dasselbe, mit welchem man die Freiheit des Individuums, monarchischen Staatsgewalten gegenüber, durch Jahrhunderte geschützt hat, nämlich die Begründung fest organisirter Gemeinden.

Ich dispensire mich, von den Gesellschaftskreisen zu sprechen, die man in größeren Staaten zwischen dem

kleinen Gemeindeverband und dem großen Staatsverband eingefügt hat, einestheils weil die Zahl und selbst die Benennung dieser Mittelverbände sehr willkürlich und nach dem Charakter der Verwaltung ihre Organisation verschieden sein muß, theils weil in einer guten Gemeindeverfassung ein brauchbares Muster für die Organisation dieser Mittelkreise gegeben ist. Ich bemerke daher bloß, daß dieser Mittelabtheilungen gewöhnlich zwei sind, die unter dem Namen des Kreisverbandes und des Provinzialverbandes bekannt sind, und daß dieselben, mit Einschluß des großen Staatsverbandes, dann am besten organisirt sein werden, wenn immer der niedere von den bisher genannten Kreisen als eine Vorschule zur Ausbildung der Thätigkeit bei Regulirung der Angelegenheiten des höhern betrachtet und benutzt wird.

Ich habe nun noch von dem letzten großen Gesellschaftskreis, der alle andern befaßt und concentrisch einschließt, nämlich vom Staatsverbande zu reden, aber da sich über diesen Gegenstand so unendlich viel sagen läßt, so muß ich ihm, um nur einige flüchtige Andeutungen zu geben, einen eignen Abschnitt widmen. Vorher aber erlaube ich mir noch eine allgemeine Bemerkung über die Vortheile, die aus dieser gesellschaftlichen Gliederung für den einzelnen Menschen hervorgehen, wenn sie auf den Fortschritt berechnet sind. Findet diese Bedingung statt, so ist einleuchtend, daß das ein-

zelne Glied, welches in diese Kreise fest eingefügt ist, genöthigt ist, an diesem Fortschritt Theil zu nehmen, so wie der Soldat, der in Reihe und Glied steht, sich gezwungen sieht, allen Bewegungen, welche die Linie oder die Colonne macht, zu folgen und an dem Siege Theil zu nehmen, der durch diese taktischen Bewegungen vielleicht über den Feind errungen wird. Die Theilnahme, den Wetteifer, das Ehrgefühl, fast alle edeln sittlichen Gefühle werden in der Brust des Menschen erweckt durch das Bewußtsein, zu einem Ganzen zu gehören, welches wünschenswerthe Zwecke verfolgt, die auch auf das Wohlsein des Einzelnen segensreiche Einflüsse haben. Man vergleiche einen Menschen, der in diesen Gesellschaftskreisen gebildet und zur Theilnahme gewöhnt worden ist, mit einem andern, der sich von Jugend auf isolirt hat, sei es nun, daß er sich zu vornehm dünkt, um an den allgemeinen Angelegenheiten Theil zu nehmen, oder daß das Elend ihn an dieser Theilnahme verhindert, und der Unterschied wird auch in sittlicher Beziehung sehr auffallend sein. Doch ich überlasse es meinen Lesern, diese Andeutungen weiter zu verfolgen.

Dritte Abtheilung.

Die Staatsgesellschaft, als Inbegriff der vorerwähnten Gesellschaftskreise.

1) Einleitende Bemerkungen.

Der Mensch ist nach Plato ein ζῶον πολιτικόν d. h. ein staatsgesellschaftliches Wesen; der Mensch, als Staatsbürger, soll im Staate, wie in seinem Elemente, leben und seine höchsten Sympathien, die Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse darin finden. Wie dem Hausgenossen sein Hauswesen, dem Stadt- und Landbürger, die Gemeinde, so soll auch dem Staatsbürger sein Staat theuer und werth sein, er soll ihm mit ganzer Seele angehören und an seinen Angelegenheiten sich wenigstens mit seinen besten Wünschen, betheiligen. Wo diese allgemeine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten stattfindet, steht es gut mit dem Staate; er hat keinen Angriff, weder von Innen noch von Außen, zu fürchten; denn bei dem geringsten Versuche einer feindlichen Bewegung, kommen sie von innen oder von außen, werden sich tausend und aber tausend Hände erheben, um einen solchen Anfall abzuwehren. Wenn wir es be-

klagen müssen, daß im deutschen Volke eine solche Theilnahme nur in sehr geringem Grade vorhanden ist, so ist es um so mehr zu bewundern, daß dieselbe von den Trägern der Staatsgewalt gar nicht gewünscht, und wo sie unaufgefordert hervortritt, selbst oft zurückgewiesen wird. Denn wenn man von einer Gesellschaft hört, daß sie sich über politische Angelegenheiten bespreche, so ist das schon ein Grund zum Verdacht und zu der Maßregel einer polizeilichen Ueberwachung. Wenn einst Napoleon dem deutschen Volk verbot, Politik zu treiben, so hatte er dazu seinen guten Grund; denn er wollte nicht, daß der deutsche Patriotismus erstarke und in Versuchung käme, das französische Joch abzuwerfen. Aber solcher Grund kann doch nicht der Scheu unserer Regierungen vor politischen Erörterungen zum Grunde liegen. Im Gegentheil, wenn sie ihren rechten Vortheil verständen, so sollten sie dieselben begünstigen und die politische Bildung des Volks nicht hindern, sondern eifrig befördern. Was unterscheidet denn den freisinnigen Patrioten, der sein Vaterland enthusiastisch liebt, von dem selbstsüchtigen Pfahlbürger, dessen Lebenszwecke innerhalb seiner vier Pfähle beschränkt sind, als eben der Umstand, daß, wenn dieser ohne politischen Sinn nur seinen eignen Vortheil sucht, ohne sich um das Ganze zu bekümmern, jener bereit und willig ist, dem Wohl des Vaterlandes seine Privat-Zwecke zu opfern. Wo das Volk für politische und patriotische Ideen gar keine Empfänglichkeit hat und gewohnt ist, sich nur als den Lastträger des Staats zu betrachten, thut es seine

Unterthanenpflichten nur aus Zwang mit dem stillschweigenden Vorbehalte, diese lästige Bürde abzuwerfen, sobald es ohne Gefahr geschehen kann. — Es gleicht jenem Esel in Aesops Fabeln, dem es gleichgilt, wer sein Treiber ist, wofern ihm nur keine doppelten Lasten aufgebürdet werden. Betrachtet sich aber ein Volk als activen Theilnehmer an dem Staatsleben, wird in ihm durch politische Bildung nach und nach der Gedanke klar, daß das eigene Wohl mit dem allgemeinen Wohlstande in der innigsten Wechselverbindung stehe, so vollzieht es die ihm obliegenden Burgerpflichten gern und freiwillig, ja es macht sich diese Pflichtmäßigkeit wohl endlich zum Ehrenpunkt, so daß kein ächter Patriot ausgeschlossen sein will, wenn es gilt für den Genuß der Staatswohlthaten seinen verhältnißmäßigen Beitrag gleichsam als Zahlung zu liefern.

Möchten diese Bemerkungen etwas beitragen, die Furcht unserer Regierungen vor politischen Ideen, die man häufig mit revolutionairen verwechselt und somit die Hindernisse zu beseitigen, welche der politischen Bildung der deutschen Nation im Wege stehen. Denn bei einem gut regierten und politisch gebildetem Volke wird so leicht kein Revolutionsgedanke aufkommen.

2) Begriff und Zweck des Staats.

Eine gewisse Theilnahme der Staatsbürger an den öffentlichen Angelegenheiten wird aber schlechthin postulirt, wenn man den Staat nicht als eine Maschine, sondern als einen Organismus betrachtet. Als Maschine kann aber der Staat deshalb nicht genommen werden, weil eine Maschine ihren Zweck außer sich, der Staat aber den seinen in sich haben soll. Bloß ein Eroberungsstaat, der die eignen Staatskräfte nur als Mittel betrachtet, um andern Staaten sein Uebergewicht fühlbar zu machen, wirft durch eine optische Täuschung des Ehrgeizes den inneren Staatszweck nach außen. Ein Eroberer verarbeitet alle inneren Staatskräfte zu einem Räderwerk an seinem Triumphwagen. Aber abgesehen von einer solchen monströsen Staatsform, hat ein naturgemäßer Staat seinen Zweck allein in sich selbst, und darum ist er ein kunstreicher Organismus, das ist ein System von durchgängiger Zweckmäßigkeit. In einem Organismus bezweckt das Ganze die Erhaltung und die normale Gesundheit der Theile oder Glieder, und diese wieder das Wohl und Gedeihen des Ganzen. Da nun in einem Staatsorganismus unter den Gliedern die Staatsbürger verstanden werden, so folgt daraus, daß diese sich an dem Staatswohl betheiligen, dafür interessiren und nach den Mitteln fragen müssen, wodurch es befördert werden kann.

Der Staat ist aber kein natürlicher, sondern ein ethischer Organismus. Wie ein natürlicher Organismus,

die äußerlich hervortretend bleibende Erscheinung des Lebens, so ist der Ethos die Gestalt, d. h. die in Sitten und Gewohnheiten hervortretend bleibende Erscheinung des Willens. Ethisch heißt Alles, was sich auf den Willen bezieht. Ein ethischer Organismus ist demnächst derjenige, wo die einzelnen Functionen durch, mit freiem Willen begabte Glieder, d. h. Personen, vollzogen werden.

Wenn der Mensch in der Staatsgesellschaft die Bedingungen seines Bestehens und seiner Wohlfahrt finden soll, die außer derselben nicht anzutreffen sind, so wird der Staat nach den folgenden drei Richtungen thätig sein müssen: einmal um so viel an ihm ist die sinnliche Wohlfahrt, mit ihren gesammten Bedingungen, in welchen der Mensch als Bürger die Befriedigung seiner Bedürfnisse gewinnt, zu begründen; sodann, um die Freiheit und das Recht zu schützen, oder ein System der Gerechtigkeit aufzustellen; denn bloß unter dem Schutze von Rechtsgesetzen kann eine Gesellschaft bestehen; drittens diejenige Bildung zur ächten Humanität zu befördern, welche den großen Vorzug des Menschen, das ist eines denkenden und sittlichen Wesens, ausmacht.

Wenn in diesen drei Aufgaben der Zweck des Staats ausgesprochen ist, — und ich glaube nicht, daß selbst ein despotischer Regent viel dagegen zu erinnern haben würde und dieser Zweck das sinnliche und geistige Wohl des Volks in sich faßt, so ist doch wohl klar, daß sich das Volk für diesen Zweck interessiren muß,

und daß es sich zuweilen die bescheidene Frage erlauben darf, ob das System des öffentlichen Lebens so beschaffen ist, daß der Staatszweck nach den drei Richtungen, in welche er sich spaltet, ausgeprägt oder realisirt wird.

Aber man weiset diese Theilnahme gewöhnlich zurück; denn die Regierungen meinen, daß sie den Staatszweck und die Mittel ihn zu realisiren besser kennen müßten, als der beschränkte Unterthanenverstand. Und in der That nicht in der Unkenntniß des Staatszweckes liegt der Grund, daß unsere Staaten noch nicht sind, was sie sein sollten, sondern in den verschiedenen Maßstäben und Gewichten, die man braucht, um das Volkswohl darnach abzumessen und abzuwiegen. Da kommt es denn nicht selten vor, daß der Bürger das als ein Uebel empfindet, was die Staatsregierung ihm als eine Wohlthat zuerkannte, oder als ein Unrecht, was nach den erlassenen Gesetzen Recht sein sollte. Auch in Bezug auf die Bildungsmittel findet diese Differenz der Meinungen statt und diese Differenz zwischen Regierung und Volk wird so lange dauern, bis man der öffentlichen Meinung gesetzliche Organe gestattet, in welchen sie sich aussprechen kann.

---

3) Differenz zwischen theoretischer und praktischer Staatskunst.

Es ist eben keine erfreuliche Erfahrung, daß wir unter den vielen Staaten, welche seit der ersten Staatenbildung bis auf die Gegenwart die Geschichte an unserem Blick vorbeiführt, keinen einzigen erblicken, welcher im ganzen Sinne des Wortes als ein Musterstaat gelten konnte, oder auch nur der Idee eines vollkommenen Staates nahe gekommen wäre. Weder den alten Griechen, welche fast alle denkbaren Staatsformen durchprobirten, noch den neuen Franzosen, welche seit der Revolution von 1789 nicht aufgehört haben, über die beste Staatsverhaltung und Staatsregierung zu experimentiren, ist es gelungen, einen Staat aufzustellen, der den Erwartungen entsprochen und die Gewähr seiner Dauer in sich getragen hätte, und namentlich sind unsere lieben Nachbarn jenseits des Rheins, dahin gelangt, daß sie nach oft wiederholten Versuchen, der bürgerlichen Freiheit recht starke Schutzwehren zu geben, jetzt fast gar keine Freiheit mehr haben, sondern der Willkür eines Herrschers preisgegeben sind, den sie früher nicht einmal als Bürger unter sich dulden wollten. Somit ist aus einer langen Erfahrung der Beweis geliefert, daß ein Staatsbau, der bloße Theorien zum Fundamente hat, auf keine Dauer Anspruch machen kann. Eine mehr als sechzigjährige unter Schweiß und blutigen Opfern fortgesetzte Arbeit ist dort vergeblich

gewesen; eine Constitution hat die andere verdrängt, und der absolute Wille eines Einzigen herrscht willkürlich über die, deren Väter einst der Freiheit und Gleichheit begeisterte Hymnen sangen und blutige Opfer brachten.

An guten Theorien, Lehren und Systemen über das Staatswesen fehlt es überall nicht, aber in der Praxis kommt es kaum zu schwachen Versuchen, die von der Schule aufgestellten Principien anzuwenden. Nicht einmal nach gleichförmigen Grundsätzen wird ein und derselbe Staat regiert, sondern die Staatsmaximen sind gar sehr veränderlich. Jeder Regenten- oder Ministerwechsel bringt andere politische Ansichten zur Geltung und wie die äußeren Verhältnisse sich anders gestalten, ändert sich auch die Staatsraison. Was gestern für gut und zweckmäßig galt, erscheint oft schon heute als verwerflich und wenn der Staatswagen einmal mit vieler Mühe auf die Bahn eines freisinnigen Fortschritts gelenkt worden ist, sinkt er bald wieder in die ausgefahrenen Gleise der beliebten Willkürherrschaft zurück. Gewöhnlich ist auch nichts dabei gewonnen, wenn die Staatsform verändert wird und die Monarchie in eine Aristokratie oder Demokratie übergeht. Mag einer oder Viele, zu einer moralischen Einheit verbunden, an der Spitze des Staates stehen und die höchste Gewalt in den Händen haben, immer wird bei den Herrschern sich die Geneigtheit zeigen, diese Gewalt nach willkürlichen Richtungen zu üben und zu

Sonderwerken zu mißbrauchen. Es ist zuviel verlangt von einem schwachen Menschen, der von so vielen wechselnden Gefühlen und Leidenschaften bewegt wird, immer das rechte Maß einzuhalten und seinen Willen bloß auf das allgemeine Beste zu richten, wenn dieser Wille über viele Tausende gebieten und unbedingten Gehorsam verlangen kann. Und gesetzt auch, daß ausnahmsweise ein solcher starker Herrscherwille sich zeigt, der ausschließlich das Wohl des Staats zu seinem Zielpunkte nimmt, so ist er doch den Irrthümern des Verstandes ausgesetzt, und kann in der besten Absicht nach Maximen geleitet werden, die nicht zum Glück sondern zum Unglück des Landes hinführen.

Wegen dieses unvermeidlichen Mißverhältnisses des menschlichen Vermögens zu der großen Aufgabe einer, das Glück oder Unglück vieler Tausende bedingenden Staatsregierung, möchte man sich fast versucht fühlen in den Wunsch einzustimmen, den, wenn ich nicht irre, Gibbon irgendwo ausspricht, daß es Gott möchte gefallen haben, die Regierung großer Reiche nicht schwachen Menschen, sondern höhern Vernunftwesen als diese sind, anzuvertrauen. In der That würde eine poetische Phantasie ein schönes Feld zu Uebung ihrer Flügel haben, wenn sie sich das Bild eines Staates, der von einem heiligen Engel regiert würde, vorhalten und ausmalen wollte, und ich wundere mich, daß noch kein Dichter diesem Gedanken bildliche Gestalt gegeben hat. Solche Regenten, deren Tugend und Weisheit über

allen Zweifel erhaben ist, an die Spitze der Staaten gestellt, und das goldene Zeitalter, so scheint es wenigstens, ist da; allen Bedürfnissen der Völker ist abgeholfen, allem Unrecht gesteuert und die Herrschaft des Friedens und der Gerechtigkeit gesichert.

Auch der Abgabendruck, über welchen man jetzt so viele Klagen hört, würde bedeutend vermindert werden; große Civillisten wenigstens würden diese himmlischen Regenten nicht in Anspruch nehmen, denn der kostbare Hofstaat und Hofprunk, welchen die Fürsten zur Behauptung ihrer Würde für nothwendig halten, würde wegfallen, weil es nicht denkbar ist, daß diese höheren Wesen irgend einen Werth auf glänzenden Tand legen könnten. Das wahre Große und Schöne wird ja sogleich profanirt, wenn man es in die künstliche Glanzsphäre hinabzieht, welche unsere politischen Größen um sich gebildet haben. Somit würde auch der verderbliche Luxus, der von den Spitzen des gesellschaftlichen Lebens in dessen Tiefe herabzusteigen pflegt, seine beste Stütze verlieren und ein Streben nach edler Simplicität würde sich in den höhern Ständen bemerkbar machen. Ob diese himmlischen Regenten die unnützen und oft so lästigen Formen, in welchen sich die moderne Staatsverwaltung bewegt und das dadurch nothwendig gewordene große Heer der Beamten beibehalten würden, ist sehr zu bezweifeln, auch würden sie wahrscheinlich nicht dulden, daß der Militairaufwand einen so ansehnlichen Theil des Staatseinkommens in Anspruch nähme, wenigstens

würden sie gewiß das kostbare, nur zur Ostentation dienende, Paradewesen beschränken.

Aber ich will dieses Phantasiebild nicht weiter ausmalen. Es hat dem ewigen Gründer des Menschengeschlechts nun einmal nicht gefallen, sich in dessen Angelegenheiten unmittelbar einzumischen, oder sie durch seine himmlischen Sendboten ordnen zu lassen. Darin unterscheidet sich die himmlische Weisheit von der irdischen unserer Fürsten, daß jene nicht so rücksichtslos, wie diese in die Freiheit der Regierten eingreift. Bei dem Herrn des Himmels scheint das Selbstregieren (Selfgovernement) nicht so im Verrufe zu stehen, wie bei den Herren der Erde, denn er läßt den Menschen bei der Aufstellung der Formen ihrer Staatsregierungen freie Hand, und es ist ihre Sache, ob sie einem weisen Solon oder einem wahnsinnigen Nero folgen wollen. Mögen sie die Folgen ihrer Thorheit tragen, und durch oft erfahrenen Schaden endlich klug werden.

Andrerseits hat aber der höchste Lenker unserer Geschicke dafür gesorgt, daß durch den Antagonismus der Gegensätze, der, wie in der Natur, so auch in den menschlichen Gesellschaftsverhältnissen sich geltend macht, jedem Uebermaß gesteuert werde und demgemäß auch der Despotismus sein Ziel finde; wie denn die Geschichte uns lehrt, daß alle die großen orientalischen Reiche, welche die Welt in Fesseln zu schlagen drohten, nach längerer oder kürzerer Dauer untergegangen sind und selbst in diesem Jahrhunderte haben wir ein ähn-

liches Beispiel erlebt. Wenn durch diesen Antagonismus auch die beliebte Willkürherrschaft noch nicht verdrängt worden ist, so hat sie doch durch die wiederholten Versuche sie zu beseitigen, starke Erschütterungen erfahren und sie ist nach solchen Erfahrungen milder und rücksichtsvoller geworden als sie früher war. Die Blüthenzeit des alten Absolutismus, dessen ganze Staatsraison persönliche Gelüste waren, ist vorbei und er wird trotz aller Reaction, sich niemals wieder zu seiner ehemaligen Herrlichkeit erheben und nur vorübergehend die Völker erschrecken. Die empörenden Ausschreitungen der Regentengewalt, wie sie noch im vorigen Jahrhundert häufig vorkamen, sind auf dem jetzigen Standpunkte der Civilisation nicht mehr möglich, und obgleich das Volk sich auch in diesen Tagen nicht immer besondrer Rücksicht von Seiten seiner Herrn und Vormünder zu rühmen hat, so kann man doch nicht sagen, daß es absichtlich und systematisch mißhandelt und wie eine Schafherde getrieben, geschoren, verkauft und auch wohl abgeschlachtet würde, als in früher Zeit. Daß dies aber noch vor hundert Jahren geschah, daß viele deutsche Fürsten die in Afrika und Amerika aufgestellten Schlachtbänke der Holländer und Engländer gegen gute Bezahlung mit Menschenfleisch versahen, ist leider bekannt genug. Unter solchen Vergleichungspunkten der Gegenwart mit der Vergangenheit können wir mit unsern gegenwärtigen Regierungen schon zufrieden sein und hoffen, daß die Mängel, über

welche man sich hier und da noch beklagt, nach und nach in dem Antagonismus des Weltgangs ihr Ende finden werden. — „Regiert, sagt Wieland, „darin stimmt Alles überein, regiert muß einmal nun die liebe Menschheit sein;" denn Anarchie ist das Entsetzlichste was ein Land treffen kann, davon haben wir in der Revolutionszeit einen kleinen Vorschmack gehabt. Da nun keine Engel als Regenten zu haben sind, so müssen wir uns mit gekrönten Menschen behelfen und mit ihren Vorzügen auch ihre Mängel, Irrthümer und Vorurtheile mit in den Kauf nehmen. Wenn aber die constitutionelle Staatsform sich bei uns mehr befestiget und ausgebildet haben wird, werden diese Mängel wenig bemerkbar sein. Jetzt ist dieselbe freilich von den zwei entgegengesetzten politischen Parteien fast gleichstark angefeindet, weil sie sich in Extremen bewegt hat. Wenn sie aber die rechte Mitte gefunden haben wird, wird sie gewiß wieder zu Ehren kommen.

Plato hat bekanntlich die Meinung aufgestellt, daß ein Staat am besten werde regiert werden, wenn ein Philosoph an der Spitze der Regierung stände. Diese Ansicht muß uns sehr lächerlich vorkommen, wenn wir einen unserer modernen Philosophen, der sich ausschließlich mit abstracten Speculationen beschäftiget hat, als Staatsregenten denken. In einer griechischen Republik aber, wo alle Staatsbürger und folglich auch die Philosophen Theil nahmen an den öffentlichen Angelegenheiten, möchte die Meinung nicht so absurd

erscheinen als sie uns vorkommt. Haben wir doch auch einen Philosophen auf dem Throne gesehen und der Staat hat sich unter seiner Regierung nicht schlecht befunden. Indeß hat doch auch der gute Plato in seiner Republik, die ein Musterbild von einem gut verwalteten Staate sein soll, arge Blößen gegeben und auch in der Regierung des einzigen Philosophen, den wir auf dem Throne gesehen, kommen zuweilen sehr bedenkliche Mißgriffe vor, woraus wohl der Schluß zu ziehen sein möchte, daß auch der weiseste Regent ein Mensch bleibt und menschlichen Irrthümern und Leidenschaften unterworfen ist, die auf das Staatswohl ungünstige Einflüsse haben werden, wenn nicht in der Staatsverfassung für Corrective dieser menschlichen Schwachen gesorgt ist.

4) Gegensatz von reiner Demokratie und absoluter Monarchie.

Ich bin in diese Betrachtungen nicht ohne gute Gründe eingegangen, um einer Partei entgegen zu treten, welche trotz der Niederlagen die sie erlitten, noch immer im Stillen an dem Glauben festhält, daß für unser Staatsleben kein Heil zu erwarten sei, so lange das constitutionelle Princip noch aufrecht erhalten würde und daß die goldne Zeit in politischer Beziehung erst dann erscheinen werde, wenn alle Könige und

Fürsten beseitiget und an ihre Stelle republikanische Verfassungen getreten sein würden. Wir wollen uns nicht streiten über die Frage, ob republikanische Verfassungen in großen Staaten auf die Dauer möglich sind oder nicht, aber so viel ist gewiß, daß wenigstens in Deutschland alle Vorbedingungen dazu fehlen und daß, wie sich die politischen Verhältnisse gebildet haben, die republikanische Staatsform eine vollständige Anomalie, oder eine politische Mißgeburt von kurzem Lebensathem sein würde. Ist doch selbst in Frankreich, wo weit mehr republikanischer Enthusiasmus verbreitet ist als bei uns, der Versuch, eine dauerhafte Republik zu schaffen, zweimal schmählich verunglückt, und man hat dort die Erfahrung gemacht, daß die mit Strömen Bürgerbluts errungene Freiheit und Gleichheit nur die Handhaben waren, woran sich der kühne Ehrgeiz zur Dictatur aufschwang. — Schafft erst Republikaner, ihr Demagogen, bevor ihr von Republik forcht. Was aber ein Republikaner ist, das könnt ihr von den alten Griechen und Römern lernen, ein Mann nämlich, dem das allgemeine Wohl mehr gilt, als das eigne, und der bereit ist, Gut und Leben für das Vaterland aufzuopfern. Es gehört demnach mehr zu einem ächten Republikaner, als ein Heckerbart, ein Calabreser Hut und das Geräusch von Schleppsäbeln. Auch ist es mit den declamatorischen Invectiven auf die Tyrannen von Gottes Gnaden und den wohltönenden Schlagwörtern, die zur Revolutionszeit in unsere

Ohren reden, als da sind: die Phrasen, der Volkssouverainetät Rechnung tragen, den Boden ebnen zum Neubau des republikanischen Volksstaats, die alten Zwingburgen umstürzen, den Volkswillen durch das allgemeine Wahlrecht zur Geltung bringen, der alten Feudal- und Polizeiwirthschaft ein Ende machen, die Volksfeinde der heiligen Fehme der Volksrache verfallen erklären, — mit diesen und ähnlichen Klingklang und Tiraden sage ich, ist es nicht gethan. Obgleich sie anfangs auf die gedankenlose Pöbelmasse einen aufregenden Eindruck machen, verfehlen sie doch bei dem bessern Theile des Volks ihre Wirkung und werden zum Ekel, wenn man nach einigen Nachdenken dahinter kommt, daß sie hohl sind und die Erfahrung macht, daß diese modernen Republikaner eben keine Lust haben, ich will nicht sagen, sich mit Curtius zur Rettung des Vaterlands in den Schlund zu stürzen, sondern zu diesem Zweck auch nur das kleinste Opfer zu bringen. Die maulschwäzerischen Demagogen, von welchen wir so manches wunderliche Exemplar gesehen haben, waren es eben, welche die griechischen Republiken unterwühlt und gestürzt haben und selbst die legislatorische Weisheit eines Solon und Lykurg konnte diesen Sturz nicht verhindern. Da das Volk sich nicht selbst beherrschen kann, also die reine Demokratie praktisch unmöglich ist, so artet die Volksherrschaft sofort in Demagogenherrschaft aus, die heilloseste Anarchie ist die unmittelbare Folge davon. Der Mangel fester

Rechtszustande wird endlich vom Volke so schmerzhaft empfunden, daß es heilfroh ist, wenn ein kräftiger Despot sich der Herrschaft bemächtiget, um mit eiserner Faust die langvermißte Ruhe und Ordnung wieder herzustellen; wie wir denn diese Rückkehr von gesetzloser Volksherrschaft zur absoluten Monarchie in Frankreich, in diesem Jahrhundert schon zweimal erlebt haben. Durch diese Vorgänge und durch die Erinnerung an den tragikomischen Mummenschanz, den sie in den letzten Jahren des vorigen Jahrzehends aufführten, haben sie allen Credit und Einfluß verloren und die Reaction müßte es sehr arg treiben, wenn sie ihn jemals wieder gewinnen sollten.

Aber eben so wenig wie diese Fanatiker der Freiheit, welche mit Sturmschritt zum Ziele republikanischer Verfassung vorzudringen wollten, und Alles niederzuwerfen sich vermaßen, was zwischen ihrem thörichten Verlangen und diesem Ziele lag, sind die Fanatiker des Rückschritts oder der Reaktion, welche alle demokratische Elemente aus dem Staatsleben und selbst aus den untergeordneten Kreisen des Volkslebens, wo dieselben an ihrem Platze sind, zu verwischen und auszutilgen suchen, bei dem Volke beliebt, obgleich sie fast dieselben Kunstgriffe gebrauchen und mit ähnlichen Schlagwörtern um sich werfen, wie einst die Demagogen thaten, um ihren Anhängern Staub in die Augen zu streuen. Da soll z. B. eiligst und schleunigst die Brücke abgebrochen werden, die zur Revolution führt;

das Staatsleben ist auf seine alten historischen Grundlagen zurückzuführen und vor allen andern Rücksichten dem monarchischen Princip Rechnung zu tragen; d. h. die constitutionellen Verfassungen, die freisinnigen Städte- und Gemeindeordnungen sollen beseitiget und alle dem Volke gewährte Freiheiten und Befreiungen sollen zurückgenommen werden; denn wenn man diesem vielköpfigen Ungeheuer den kleinen Finger giebt, so nimmt es sofort die ganze Hand. Ruhe und Ordnung ist des Bürgers erste Pflicht. Keine politische Bewegung in den untern Sphären, denn diese artet leicht in revolutionären Umsturz aus. Ist von volksfreundlichen Einrichtungen und Gesetzen die Rede, so heißt es: es ist damit nicht zu regiren, und weiter braucht es nichts, um den Antrag zur schleunigen Zurücknahme derselben zu begründen. Diese Phrasen werden wie Orakelsprüche von den ritterlichen Parteigängern des Absolutismus gläubig hingenommen, und die Majoritäten der Kammern, auf deren Ruin es abgesehen ist, machen ihre Schwenkungen nach links und rechts wie wohldressirte Soldaten nach dem Commandowort der Koryphäen dieser Partei, der diese klangvollen Redensarten zum Schilde dienen, um ihre muthwilligen Reactionsgelüste zu decken.

Wenn die Demokraten die staatlichen Gründungen niederzuwerfen suchten, bloß weil sie alt und monarchisch waren, so gleichen ihnen die Leiter und Treiber der Reaction auch darin, nur mit dem Unterschiede,

daß ihre Zerstörungswuth auf das Neue gerichtet ist, was einsichtsvolle Staatsmänner, um die gegründeten Wünsche und Bedürfnisse des Volks zu befriedigen, an die Stelle des unzweckmäßigen Alten gesetzt haben. Mit ungebührlicher Hast stellen sie Alles in Frage, was eben noch als Fundament und Schlußstein einer zeitgemäßen Staatsordnung galt. Ohne gebieterische Nothwendigkeit, bloß aus leidigem Machtkitzel, suchen sie dem Volke Alles wieder zu entziehen, was man ihm, als sein gutes Recht, zugestanden hatte, indem sie sich mit unerbittlicher Strenge die Recht und Billigkeit verletzenden Vorrechte wieder vindiciren, die sie in einer bewegten Zeit aufzugeben genöthigt waren. Wenn aber die Frage erörtert wird, was an der Stelle des verh[illegible]en Neubaus, der der Zerstörung preisgegeben werden soll, zu setzen sei, so gehen die Meinungen eben so weit auseinander, als weiland in den demokratischen Volksversammlungen, wenn es zur Frage kam, was die Stelle des zerstörten Alten einnehmen sollte; und so ist in diesem reactionairen Treiben, in diesen Pfuschen und Flicken an allen Ecken, keine feste Hand, kein verständiger Plan zu erkennen; denn nicht das Wohl des Ganzen, sondern ihren Privatvortheil haben die Parteigenossen dieser Richtung vor Augen, ihr ganzer Patriotismus ist auf die Sphäre beschränkt, wo ihre Vorrechte und Privilegien gelten und diese ihre Prärogative zu conserviren oder zu restauriren, ist das verdienstliche Werk, mit welchem sie sich brüsten.

Da also diese Herrn, welche die Reaction und Restauration so eifrig betreiben, sich fast derselben Mißgriffe schuldig machen, wodurch die Demagogen und Volksmänner in Mißcredit gekommen sind, so mögen sie zusehen, ob sie auf die Dauer bessere Geschäfte machen, als ihre Vorgänger gemacht haben. Aber wenn uns die Erfahrung lehrt, daß die Demagogen, wenn sie es zu arg treiben, nur die Avantgarde des Despotismus bilden, so zeigt sie uns auch in geschichtlichen Vergangen, daß die Reaction, wenn sie zu weit geht, gar häufig wieder die Vorlauferin der Revolution wird; denn nach dem Gesetze des Antagonismus ruft nun einmal ein Gegensatz immer nothwendig den andern hervor.

Um der Möglichkeit revolutionairer Bewegungen zu begegnen, weiß die Reaction kein besseres Mittel, als die freie geistige Bewegung des Volks in den engsten Schranken zu halten, und jede politische Bewegung zu verpönen. Dieses Mittel mag eine Weile verhalten, aber auf die Dauer zeigt es sich schlechthin unwirksam. Denn der Volksgeist ist elastisch; er läßt sich zwar leicht zusammenpressen, hat aber auch das Vermögen, sich wieder auszudehnen, und gelangt durch den Druck erst recht zum Bewußtsein seiner Stärke. Wenn die Regierung kein besseres Mittel weiß, um Ruhe und Ordnung zu erhalten, als nur immer Verbote auf Verbote zu häufen, so wird der Gehorsam endlich ermüdet und man denkt auf Mittel, diese Gebote zu umgehen. Wenn z. B. die Rede nicht frei

sein soll, so können freilich auch keine aufrührerische Reden gehalten werden, und die Demagogen müssen stumm bleiben. Aber man weiß sich zu helfen, man erfindet eine Zeichensprache nach Art der Taubstummen, in welcher sich die Unzufriedenen, nach einiger Uebung, recht gut verständigen. Durch die vielen Verbote, deren Zweck oft gar nicht einzusehen ist, gewinnt eine Regierung nichts an Autorität, sondern verliert viel mehr von ihrem Ansehn, wie ein pedantischer Schulmeister, der durch seinen Eigensinn seinen Schülern zum Gegenstande des Hasses und des Gespöttes wird. Das Verbot reizt gar viele, etwas zu thun, woran sie ohne dasselbe gar nicht gedacht haben würden. Wenn in der Staatssphäre jede politische Bewegung gehindert, jeder Luftzug der Freiheit abgehalten wird, so erzeugt sich im Innern der Gemüther ein Geist der Unzufriedenheit, den die Regierung oft nicht eher bemerkt, als bis die Gährung zum Ausbruch kommt. Wo keine Freiheit des Worts geduldet und die Klage verboten ist, bleibt die Stimmung des Volks seinen Vormundern ein Geheimniß, so wie dem Arzte die Natur einer Krankheit verborgen bleibt, der auf ihre Symptome nicht achtet. Unsere Staatsärzte begehen aber die Thorheit, daß sie die Heilung einer Krankheit durch Beseitigung der Symptome bewirken wollen, so wie Quacksalber Hautausschläge dadurch zu heilen glauben, daß sie die bösen Giftstoffe auf die innern Theile zurücktreiben und dadurch vielleicht eine völlige

Lähmung des Körpers bewirken. Der politische Körper gleicht dem menschlichen auch darin, daß wenn die freie Bewegung desselben nach Innen und nach Außen verhindert wird, er entweder in fieberische Bewegungen und bedenkliche Paroxismen und Convulsionen geräth, die schwer zu heilen sind, oder sich zur Fäulniß hinneigt.

Wenn also die Reaction, wie sie vorgiebt, die Mission hat, die Brücke abzubrechen, die zur Revolution führt, so dürfte sie zu diesem Geschäft sich durchaus unbrauchbar zeigen, und es ist zu fürchten, daß sie mit ihren lästigen Restrictiv-Maßregeln vielmehr neue Brücken errichten, als die alten beseitigen möchte, obgleich vor der Hand kein solcher Feind zu fürchten ist. Ein ganz unfehlbares Mittel liegt ganz nahe und besteht nicht darin, Beschränkungen auf Beschränkungen zu häufen, freisinnige Ansichten zu verdächtigen und zu verfolgen, ein polizeiliches Spionierfystem aufzustellen, Jagd zu machen auf Bärte, Hüte, deutsche Farben und Bilder x., sondern das einfachste und sicherste Mittel liegt in einer guten, weisen, milden und volksfreundlichen Regierung. In einem Volke, das sich einer gerechten und musterhaften Regierung erfreut, wird keine ernstliche Unzufriedenheit aufkommen, der Gehorsam wird ein freiwilliger und freudiger sein, weil die Gesetze und Staatseinrichtungen den Volksbedürfnissen entsprechen. Der Unterthan wird seinen Fürsten lieben und vertrauen, weil er weiß, daß dessen Wille immer auf das allgemeine Beste gerichtet ist.

„Es ist, sagt Goethe, kein schönerer Anblick in der Welt, als einen Fürsten sehen der klug regiert; das Reich zu sehen, wo jeder stolz gehorcht, wo jeder nur sich selbst zu dienen glaubt, weil ihm das Rechte nur befohlen wird.“ Daß die hohen Herrschaften nicht so häufig von diesem Mittel gegen das Revolutionsfieber Gebrauch machen, als man denken sollte, läßt sich vielleicht aus der menschlichen Unart erklären, dasjenige in der Ferne zu suchen, was ganz nahe liegt. Aber was den Weisen verborgen ist, wird oft den Einfältigen offenbart. Als Beispiel von der Wahrheit dieses Ausspruchs, läßt sich der König der Hawai- oder Sandwichsinseln Tamahameah anführen, welcher den ihm drohenden Revolutionssturm durch Reformen und freiwillige Beschränkung seiner Königl. Prärogativen zu beschwören suchte. Nach den uns zugekommenen Nachrichten hat Sr. antipodische Majestät in einer denkwürdigen Thronrede vom 13. April 1852 erklärt, „Sie gedenke in Zukunft so zu regieren, daß niemand bei einem versuchten Wechsel, etwas zu gewinnen hätte.“ Unsere Staatsmänner, die freilich klüger sind, als Sr. australische Hoheit, glauben dem Volke dadurch am besten zu imponiren, wenn sie die gewünschten Reformen abweisen und ihre Verwaltung so lästig machen, daß dem beschränkten Unterthanenverstand ein Wechsel wünschenswerth erscheint.

Dagegen giebt es, so viel ich weiß, kein Beispiel in der Geschichte, daß ein gut regiertes und seinem

Culturgrade angemessen behandeltes Volk sich jemals gegen seinen Oberherrn empört habe, vielmehr hat den weisen und volksfreundlichen Fürsten immer die Liebe und das Vertrauen ihrer Unterthanen zur Seite gestanden. Selbst wenn rings an den Grenzen eines Landes die Flammen des Aufruhr wüthen, wird das Volk, welches seine Bedürfnisse unter einer väterlichen Regierung befriedigt fühlt, sich ruhig verhalten, wie z. B. die Belgier in dem verhängnißvollen Jahre 1848 gethan haben. Nun mag wohl mancher Regent sich mit dem Gedanken schmeicheln, daß seine Regierung eine gute, das Wohl des Volkes bezweckende sei, aber ob dem wirklich so sei, ist darum nicht entschieden. Zur Entscheidung dieser Frage sollte man doch billigerweise auch die Stimme des Volkes hören, welches seine Bedürfnisse am besten kennen muß. Nur der, welcher den Schuh am Fuße trägt, nicht der Schuster, fühlt, wo er drückt. — Von einer guten Regierung wird verlangt, daß sie aller Willkür entsage und sich unter das Gesetz stelle, so daß dasselbe in allen Fällen ohne Ansehen der Person und ohne sophistische Deutung oder Biegung zur Anwendung komme; daß die Gesetze dem Geiste der Zeit und der Culturstufe des Volks entsprechen, daß man nicht zu viel regiere und dem Volke freie Bewegung in der Verwaltung seiner Angelegenheiten gestatte, daß die Verwaltung und Rechtspflege möglichst einfach, unverwickelt und wohlfeil sei. Ein Volk, das sich einer solchen Regierung erfreut, wird

gewiß alle Vorspiegelungen unruhiger Demagogen mit Unwillen von sich weisen und jeder ungesetzlichen Bewegung abgeneigt sein; denn wer sich wohlbefindet, sinnt nicht auf den Umsturz des Bestehenden, worin die Bedingungen seines Wohls enthalten sind.

Aber zum Unglück giebt es in allen Staaten eine starke Partei, welche bei einer liberalen und volksthümlichen Regierung ihre Rechnung nicht findet und sich daher jedem Anlaufe zu zeitgemäßen Reformen mit aller Macht entgegenstemmt. Dazu gehören die Bevorrechteten und namentlich die sonst so mächtige Kaste der alten Feudalaristokratie, welche sich nicht zum Volke rechnet, sondern hoch über demselben zu stehen meint und daher ganz andere Sympathien hat, als das niedere Volk. Diese Herrn sind geschworne Feinde von der politischen Aufklärung der Neuzeit, durch welche sie so viel von ihren alten angemaßten Rechten verloren haben, und können sich nicht darein finden, daß das Volk, dem ihre Vorfahren gewohnt waren, auf dem Nacken zu gehen, auch seine Rechte haben und daß der Geringste aus demselben vor dem Gesetze so viel gelten soll, als einer ihres Gleichen. Da die neuen politischen Ideen, welche ihren Vorrechten nicht günstig sind, vorzüglich seit der ersten französischen Revolution in Umlauf gekommen sind, so möchten sie gern der Welt glauben machen, daß diese Ideen nothwendig zur Revolution führen. So unsinnig und der Erfahrung widersprechend dieses Vorgeben auch offenbar ist, da

umgekehrt der Uebermuth der aristokratischen Zwingherrn und der unerträgliche Druck der Feudallasten schon in ältern Zeiten zu Empörungen und revolutionairen Bewegungen geführt haben, so findet dasselbe doch in den höhern und höchsten Kreisen Glauben und Beistimmung, und veranlaßt die Regierungen gar häufig zur Zurücknahme der dem Volke gemachten Zugeständnisse. Diese, so sehnsüchtig nach den Fleischtöpfen der alten Feudalwirthschaft zurückblickenden Herrn, nennen sich Conservative, weil sie gegen die Revolution eifern und angeblich das Bestehende erhalten wollen, und stehen daher in gutem Credit bei den Regierungen; wenn man ihnen aber genauer auf die Finger sieht, so läßt sich leicht bemerken, daß nur diejenige Kategorie des Bestehenden, welche ihrem Interesse entspricht und ihre Vorrechte begünstigt, ihre Gunst hat. Was aber solche Einrichtungen und Gesetze betrifft, wodurch sie Verluste erlitten haben und aus ihrer exceptionellen Stellung herabgedrückt worden sind, so würden sie sich nicht scheuen, das Verlorne allenfalls auch durch eine kleine revolutionaire Bewegung wiederzugewinnen; wenigstens setzen sie zu diesem Zweck alle ihnen zu Gebote stehenden Chicanen in Bewegung. Es ist ihnen auch schon gelungen, fast in allen Staaten gute und zweckmäßige Einrichtungen, nicht bloß solche, die aus der Revolution stammen, sondern auch ältere, von sehr conservativen Staatsmännern veranlaßte, zu beseitigen. So haben sie z. B. nicht aufgehört, gegen Stein's

vortreffliche Gründungen, denen Preußen im zweiten Jahrzehend dieses Jahrhunderts seine unerwartete Erhebung vom tiefen Sturze und seinen wunderbaren Aufschwung verdankt, zu operiren, und es ist ihnen auch gelungen, zum Bedauern des Volkes, gar Vieles davon umzustürzen, was noch nicht fest genug begründet war, und es lag nicht an ihrem guten Willen, wenn nicht Alles zerstört werden konnte, namentlich das nicht, was schon in den Staatsorganismus und gleichsam in das Blut des Volks übergegangen war.

Auch in Beziehung auf die neuern constitutionellen Verfassungen, die doch schon einen fast halbhundertjährigen Bestand in Deutschland haben, indem ihre legitime Begründung auf dem Wiener Congresse zu suchen ist, zeigt sich diese vornehme und einflußreiche Kaste eben nicht sehr conservativ, denn sie hat es so weit gebracht, daß von diesen Wällen oder Vormauern gegen die absolute Willkür fast nichts als die leere Form übrig geblieben ist, und daß das Volk die Landtage, wo es angeblich repräsentirt werden soll, mehr als eine Last, denn als eine Wohlthat betrachtet. Merkwürdig ist dabei die Erscheinung, daß die beiden entgegengesetzten Parteien der demokratischen Action und der aristokratischen Reaction den Constitutionalismus gleich gründlich hassen und verfolgen, aber freilich aus ganz verschiedenen Motiven; diese weil sie in denselben nur eine ungehörige Schranke der absoluten Willkürherrschaft und einen Feind ihrer Vorrechte erblickt, jene weil sie den

Boden ebnen will für ihre künftige Republik und ein größeres Hinderniß gegen die Einführung derselben in einer guten Verfassung, als in dem ärgsten Despotismus sieht. Wenn aber die sogenannten Conservativen mit der Umsturzpartei in irgend einem Zwecke zusammenstimmt und mit ihr zugleich auf den Umsturz einer gesetzlichen Einrichtung ausgeht, so muß das conservative Element, dem sie huldiget, sehr zweideutiger Natur sein.

Leider übt diese ultraroyalistische Partei, eben wegen der conservativen Tendenzen, die sie zur Schau trägt, einen nur zu großen Einfluß auf die Gewalthaber; man läßt sich von dem Rauschgolde des Patriotismus und der Loyalität, mit welchem sie sich zu behangen pflegt, täuschen, und ihre sophistische Phraseologie wird wie ein Evangelium angenommen. Anstatt auf dem Wege der Reformen fort zu schreiten und die Wünsche des Volkes zu befriedigen, erschrickt man vor den bereits gemachten Verbesserungen, besonders wenn sie aus der Revolutionszeit stammen, weil die reactionaire Politik sich nicht entblödet, den Schluß zu machen, daß Alles, was einen solchen Ursprung habe, zu neuen Revolutionen führe, und nun erfolgen unter dem Applaus der hohen Aristokratie eine Menge von Reactionen, Restrictionen und Restaurationen, und der Regent wird in dem Wahne erhalten, dieses einseitige Beifallklatschen töne aus der Mitte seines ganzen Volkes welches im Stillen über diese Rückschritte seufzt, aber kein Organ hat, seine Klage laut werden zu lassen.

Wenn es nicht bestritten werden kann, was ich eben behauptete, daß eine gute, den Bedürfnissen des Volks entsprechende Regierung die beste Abwehr gegen Revolutionen enthält, so möchte das jetzt beliebte politische System schwerlich haltbare Garantie gegen künftige revolutionaire Bewegungen geben, um so weniger, da es selbst durch eine Revolution von Oben zur Geltung gebracht wird; denn der Triumph der Macht über das bestehende Recht, der Gewalt über die strenge Gesetzlichkeit ist das Wesen der Revolution.

Aber wir wollen nicht über Worte und Namen streiten, wir wollen selbst zugeben, daß starke Machtäußerungen von Seiten unserer Regierungen nöthig waren, um die Revolution zu bändigen, und daß man Recht hatte, diese kräftigen Maßnahmen der höchsten Staatsbehörde gegen die maßlosen Ausschreitungen des demagogischen und demokratischen Unwesens als rettende Thaten zu begrüßen; aber jetzt, da die Ruhe vollkommen wieder hergestellt ist, da das Volk zur klaren Einsicht der Thorheiten und Tollheiten, zu denen es sich von seinen fanatischen Führern verleiten ließ, gelangt ist, sind Gewaltacte nicht an ihrem Orte und am wenigsten läßt es sich rechtfertigen, daß die lästigen Beschränkungen aller freien Bewegung fast in dem Maße gesteigert worden sind, als die Consolidirung gesetzlicher Zustände an Festigkeit gewonnen hat. Das wilde Roß bedarf eines starken Zügels, aber der ist kein guter Reiter, der diesen Zügel um so schärfer anzieht, je

ruhiger der Gang seines Thieres geworden ist. Wir wollen starke Regierungen, denn wir haben gesehen, zu welcher Höhe die Schwäche und Rathlosigkeit derselben den Revolutionssturm gesteigert haben; aber wir unterscheiden Stärke von brutaler Willkür, nothwendige und heilsame Restrictionen von muthwilligen Vexationen.*)

5) Etwas zur Berichtigung der Begriffe von der Stärke des Staats und einer starken Regierung.

Wenn wir die Prämissen zugeben, daß der Staat ein starker, seine Regierung eine kräftige sein müsse, können wir die Folgerungen, die man gewöhnlich daraus zieht, nur mit Einschränkung zugestehen. Wir glauben selbst nicht zu irren, wenn wir die Ueberzeugung hegen, daß die Begriffe, welche in der höhern Politik von einem starken Staate im Umlaufe sind, eine strenge Kritik nicht aushalten; und da die jetzige Reaction, über die wir uns beklagen, von diesen Begriffen ausgeht, indem sie die erwünschte Ruhe und Ordnung im Staatsgebiet am besten dadurch zu sichern meint, daß sie dem Volke die Autorität und Stärke der Regierung in allen Gesellschaftskreisen recht fühlbar macht, welches Verfahren aber auf die Dauer eine be-

*) Diese Bemerkungen über das Bedenkliche der Reaction wurden in den ersten Jahren dieses Decenniums geschrieben; jetzt hat sich vieles zum Bessern gewendet.

deutliche Unzufriedenheit und Erbitterung erzeugt, so nehme ich die Erlaubniß in Anspruch, meine Gedanken über die Begriffe eines starken Staats und einer starken Regierung auszusprechen.

Wenn von der Stärke eines organischen Wesens oder Gebildes die Rede ist, so versteht man darunter nicht die einseitige, nur einem Organe auf Kosten der andern zukommende, sondern die durch den ganzen Organismus in dem Maaße verbreitete Stärke, daß jedem Theile oder Gliede nach Verhältniß seiner Größe und Bestimmung der angemessene Theil davon zukomme. Denn Stärke, am unrechten Orte, trägt fast immer ein zerstörendes Element in sich und in einem Organismus hat das aufgehobene Gleichgewicht nothwendig krankhafte Zustände zur Folge; die Hypersthenie ist in der Regel eben so schädlich, als die Asthenie. Da nun der Staat auch ein Organismus ist oder doch sein sollte, so werden diese Erfahrungen auch auf ihn anzuwenden sein. Will man aber lieber nach dem beliebten Herkommen den Staat als einen künstlichen Mechanismus betrachten, so gelten auch hier die Gesetze der Statik, nach welchem jedem Theile nur der gehörige und kein übermäßiger Grad von Kraft zukommen muß, wenn die Maschine in Gang kommen und ihrem Zwecke entsprechen soll. Wenn die Haupttriebfeder in den untergeordneten Kraftelementen nicht den gehörigen Widerstand findet, so reibt sich die Maschine durch übereilte Bewegung bald auf.

Ein Staat wird demnach nur dann auf den Ruhm, ein starker zu sein, Anspruch machen können, wenn alle seine Organe — oder alle Theile, woraus der Staatsmechanismus zusammengesetzt ist, die verhältnißmäßige Stärke haben. Da nun die beiden Hauptfactoren, welche das Product des Staates bilden, Regierung und Volk sind, und der letztere gerade der Hauptfactor ist, so wird nicht bloß jener, sondern auch dieses auf das Prädicat der Stärke Anspruch zu machen haben, wenn der Staat in Wahrheit ein starker sein soll. Vergleicht man die Regierung mit dem Kopfe, das Volk mit den Gliedern eines menschlichen Organismus, so wird die oft verkannte politische Regel einleuchtend, daß die Regierung ihre Stärke nicht in der Schwächung des Volkes zu suchen habe. Denn sind die Glieder schwach, gelähmt, von convulsivischen Bewegungen durchzuckt, so wird auch der Kopf nicht viel leisten können. —

Die Unordnung, welche in Folge einer schwachen Regierung im Staatsleben sich zeigt, ist schlimm genug; aber der Starrkrampf, in welchen dieses geräth, wenn die Regierung jede selbstständige Kraftäußerung im Volke unterdrückt, ist noch schlimmer. Wenn von zwei entgegengesetzten Uebeln eines sein soll, so scheint die Unfähigkeit einer schwachen oder nachlässigen Regierung die wirksamen Kräfte des Staats in Gleichgewicht zu erhalten, nicht so verderblich, als die Politik einer energischen, welche diese Kräfte zu vernichten sucht, um

keinen Widerstand gegen ihre beschränkenden Maßregeln zu finden. Denn dort bleiben doch die zu einem gedeihlichen Staatsleben nothwendigen Kräfte und erstarken vielleicht im Kampfe um das Gleichgewicht, hier aber schwinden sie allmälig, und kehren nicht auf Commando zurück, wenn zur Zeit der Noth die Regierung ein starkes Volk braucht.

Es muß als Axiom gelten, daß ein Staat ein starkes Volk zur Unterlage haben muß, wenn seine Stärke nachhaltig sein soll. Ein starkes Volk ist aber nur ein politisch freies, d. i. nur den Gesetzen gehorchendes; denn ein Sklavenvolk hat keine moralische Stärke. —

Wenn eine Regierung die Volkskraft deswegen zu schwächen sucht, weil sie deren Mißbrauch fürchtet, so ist diese Furcht kein Beweis von Stärke, sondern von Schwäche und Mißtrauen; denn eine wirklich starke Regierung wird jedem Mißbrauche im Bewußtsein ihrer Stärke zu begegnen wissen, ohne zu dem zweideutigen Mittel zu greifen, alles Kräftige, was schaden könnte, zu schwächen oder niederzudrücken. Der Großherr zeigt dadurch doch gewiß keinen starken Charakter, daß er sich in seinem Serail nur von Verschnittenen bedienen läßt und die Aufsicht über seine Odalisken nicht der Tugend, sondern der Impotenz anvertraut. Schwäche und sklavische Unterwürfigkeit ist eine schlechte Garantie gegen die Gefahren der Empörung. Zum Dolche und Gifte kann auch eine schwache Hand greifen. Eine

Regierung, welche keine selbstständige Kraft im Staate duldet und jede freie Bewegung hemmt, verliert in Zeiten der Gefahr ihren kräftigsten Stützpunkt. Auf einem Staatsfelde, wie auf einem Saatfelde, das zu wenig bearbeitet wird, wächst freilich Unkraut; wird es aber mit den scharfen Zinken strenger Verbote, Drohungen und Strafedicte fortdauernd durchfurcht und zerrissen, so wird zwar das Unkraut, aber auch die Weizensaat vertilgt. Ich will gern zugeben, daß unsere Revolution vieles Unkraut gesäet hat, aber daß die jetzige Reaction mit dem Unkraute auch vielen Weizen ausraufet, das kann nicht in Abrede gestellt werden. Ein Volk, das einer Schafheerde gleicht, ist freilich leichter zu regieren, als ein starkes willenskräftiges aber es folgt auch eben so leicht der Leitung schlauer Verführer. Wenn ein Wolf im Schafspelze auftritt, so lauft ihm die gedankenlose Heerde wohl so bereitwillig nach, als wäre es der gewöhnliche Leithammel. Selbst die neuere Geschichte hat Beispiele, daß Völker Usurpatoren gefolgt sind, wenn sie eine freundlichere Miene annahmen, als man an dem angestammten Fürsten zu sehen gewohnt war.

Um die Stärke einer Regierung anschaulich zu machen, hat man sie mit dem Hammer, das gehorchende Volk aber mit dem Ambos verglichen. Ich würde, anstatt des Ambos lieber einen, zu einem Standbilde umzuformenden Marmorblock setzen, und unter dem Symbole des Hammers nicht einen schweren, Alles zermal-

menden Schmiedehammer, sondern, den leichten Hammer eines Bildhauers denken, welcher den Steinblock zu bearbeiten und eine schöne Götterstatue daraus zu bilden beabsichtiget. Nach diesem Gleichnisse dürfte der Regierungs- oder Gesetzes-Hammer freilich nicht in so gleichförmigen harten Schlägen fallen, wie es gewöhnlich der Fall ist, sondern jeder Schlag müßte nach der bezweckten Bildungsform genau berechnet sein; die Schläge müßten leichter und sanfter werden, in dem Maße, wie das Kunstwerk seiner Vollendung nahet. — Ein Volk, das noch dem rohen Steinblock gleicht, wie z. B. das russische unter Peter dem Großen, verlangt freilich ganz andere Schläge, als ein civilisirtes, welches sich schon zu einer gewissen politischen Kunstform ausgebildet hat, wie unter andern die Deutschen im 19. Jahrhundert. Nicht in den wiederholten gleichen starken Schlägen des Gesetzeshammers, das ist nicht in ewigen Verboten und Strafdrohungen, sondern in kunstgerechten, der zu erzielenden formangemessenen Schlägen, das heißt in solchen weisen Gesetzen und Einrichtungen, welche der Bildungsstufe, worauf das Volk erhoben werden soll, angemessen sind, zeigt sich die Virtuosität einer Regierung. Nicht Stärke, sondern furchtsame Schwäche verräth sie, wenn sie die Schranken des Erlaubten ängstlich immer enger zieht und so die Versuchungen zu Ungehorsam und Widerstand vermehrt. Wir sind nun einmal Eva's Nachkommen und müssen alle von uns sagen nitimur in vetitum; und wenn das Verbot aus

grillenhafter Willkür hervorgeht, so macht man sich aus der Uebertretung nicht einmal ein Gewissen. Nur solchen Gesetzen, welche die codificirten Forderungen der Volksätte und der zeitigen Volksbedürfnisse sind, leistet ein verständiges Volk gern Gehorsam; aber gegen die Gebote der Willkür oder tyrannischer Härte empört sich das moralische Gefühl und der Ungehorsam findet leicht einen Schlupfwinkel in den unverlierbaren Menschenrechten, welche durch eine willkürliche Regierung bedroht scheinen und die zu behaupten, die Pflicht gebeut.

In neuerer Zeit, wo das mittelalterliche Communal- und Corporationswesen mit seinen selbstständigen Sonderinteressen und der Selbstverwaltung derselben in Verfall gerathen ist, und der Standesunterschied an Schärfe verloren hat, suchen die Staatsregierungen ihre Stärke vorzüglich in einer Alles umfassenden Concentration der Verwaltung und so ist dasjenige Verwaltungssystem entstanden, nach welchem sämmtliche Pflichten und Rechte der Staatsgewalt durch von ihr angestellte, ihren Vorgesetzten urtheilslos gehorchende Beamte dergestalt ausgeübt werden, daß die, außerhalb dieser abgeschlossenen Staatsmaschinerie stehenden Staatsangehörigen, als unberechtigter willens- und urtheilsloser Stoff für die Arbeit der aufgestellten Maschine gelten. Dieses, unter dem Namen der Büreaukratie bekannte System führt unvermeidlich zu der folgenreichen Begriffsverwechslung, nach welcher der Staat nicht als das zu einem gesell-

schaftlichen Ganzen organisirte und in der Regierung repräsentirte Volk gefaßt wird, sondern in eine Beamtenhierarchie umschlägt, indem sich die Regierungsorgane allmählig mit dem Staate identificiren.

Dieses Regierungssystem scheint auf den ersten Blick viel Empfehlendes zu haben und die beste Garantie für die so sehr gewünschte Ruhe und Ordnung im Staate zu gewähren. Daß dieser Schein aber trüge, beweiset das von Revolutionen zerrüttete Frankreich, wo das genannte System die höchste Ausbildung erreicht hat und mit einer Strenge gehandhabt wird, daß von einer freien Bewegung und Selbstverwaltung der Kommunen selbst in ihren geringsten Angelegenheiten keine Rede sein kann. Die gerühmte Souverainetät, Freiheit und Gleichheit des französischen Volkes ist zu einer wahren Ironie geworden, und besteht bloß darin, daß man die Leute nöthiget, zu Allem Ja zu sagen, was von der Centralgewalt, die sich durch diese Täuschungen in den Sattel der Regierung geschwungen hat, beliebt wird. Die stereotype Formel: car tel est notre plaisir wurde nicht bloß von den Königen der vergangenen Jahrhunderte gebraucht, sondern auch die nachfolgenden, aus der Revolution hervorgegangenen Autoritäten und Gewalthaber, bis auf Louis Napoleon haben sie nachgesagt, mit kurzen Unterbrechungen, wo auch das Volk seinerseits sagte: mais tel est notre plaisir.

Auch in Deutschland hat die Büreaukratie, die schon

vor 1848 in voller Blüthe stand, nicht vor revolutionairen Bewegungen geschützt, und sonderbar selbst ein großer Theil der Beamtenhierarchie hat auf Seiten der Opposition gestanden und durch seine Renitenz der Regierung Verlegenheit bereitet. Ob durch die beaufsichtigende Disciplin, der man jetzt die Beamten unterworfen hat, ähnliche Erscheinungen in Zukunft werden verhindert werden, steht dahin. Eine zu strenge Schuldisciplin hat gewöhnlich die Folge, daß wenn die Fesseln derselben abgeworfen sind, das Freiheitsgefühl sich recht tumultuarisch und ausgelassen äußert.

Aber das Schlimmste ist, daß sich bei der zu künstlichen Centralisation der Verwaltungsgeschäfte ein Formalismus ausbildet, der immer weiter und tiefer in's Staatsleben eindringt und den Regungen der sittlichen Kräfte, der Bewegung des freien Geistes, und der Entwicklung der natürlichen Rechtsbegriffe feindlich entgegentritt. Der lebendige Inhalt des Staats erstarrt in der Form, gegen welche alle Einflüsse des Zeitgeistes abprallen, und wenn man in dieser versteinerten Form die einzige Garantie der Ruhe und Ordnung erblickt, so übersieht man die Erfahrung, daß dieselbe oft bei dem ersten Stoße weltgeschichtlicher Ereignisse zertrümmert worden ist. Die scheinbare Macht, welche die Regierung durch eine solche Staatsform gewinnt, ist erkauft durch Schwächung der Volkskraft, die, in den beengenden Formen eingeklammert, nothwendig an Energie und Elasticität verliert. Nicht darin soll die Regie-

rung ihre Stärke suchen, den Bogen zu schwächen oder zu brechen, mit welchem sie das Ziel treffen will, sondern in der Geschicklichkeit, auch den starken leicht zu spannen und zu handhaben, das ist, sie soll den Nerv der agirenden und reagirenden Kräfte nicht durchschneiden, sondern ihren Conflict so mäßigen, daß dadurch das Wohl des Staatsorganismus befördert werden kann. Ein Staat, der keine freie Entwicklung der Volkskraft duldet, in welchem sich alles Leben, alle Thätigkeit nach der Regel und Schnur polizeilicher Willkür bewegen soll, kann mit einem altfranzösischen Ziergarten, wo die Gewächse unter der Scheere und Hippe des pedantischen Gärtners verkümmern und verkrüppeln oder auch mit einem Treibhause verglichen werden, wo mancherlei Zierpflanzen, aber keine kräftigen Eichen und Tannen zu Mastbäumen für das Staatsschiff gezogen werden. Ein Staat, der nur auf den Krücken administrativer Formen zu gehen gewohnt ist, kommt nicht vorwärts, am wenigsten wenn er mit jenen Krückstöcken auf die mißbeliebige Reform und Freisinnigkeit losschlägt. Es führt zu bedenklichen Consequenzen, wenn das Volk zu jeder lauten Aeußerung patriotischer Begeisterung, zu jeder öffentlichen Darlegung politischer Gesinnungstüchtigkeit erst polizeilicher Erlaubniß bedarf. Denn es treten in einem Staate zuweilen unerwartete Calamitäten oder Katastrophen ein, wo ein schnelles Zugreifen von Seiten der Zunächstbetheiligten allein Rettung bringen kann. Von einem Volke aber, das

kein Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten haben darf, das gewohnt ist, nur auf obrigkeitlichen Befehl Hand und Fuß zu rühren, läßt sich ein solches Zugreifen nicht erwarten und die beste Gelegenheit zur Hülfeleistung geht in solchen Fällen verloren.

Das sind die nothwendigen Consequenzen von derjenigen Staatskunst, welche den Staat wie eine Maschine mit büreaukratischen Räderwerk betrachtet und behandelt; denn nach dieser Ansicht muß sich das untergeordnete Rad von dem übergeordneten leidend treiben lassen und kein Widerstand, keine unberechnete Gegenwirkung darf vorkommen. Würde im Gegentheile der Staat unter dem Bilde eines Organismus gefaßt und demgemäß eingerichtet, so müßte sich die Frage aufdringen, was aus einem organischen Körper wohl werden müßte, dessen Gliedern keine relative Selbstständigkeit, keine freie Bewegung gestattet wäre, wo das Band der Theilnahme, welches diese Glieder unter einander und mit dem Ganzen in Wechselwirkung erhält, zerrissen wäre. Auch ist eine künstliche Maschine sehr zerbrechlich und vielen Beschädigungen ausgesetzt, denen sie nicht selbst abhelfen kann; während ein gesunder Organismus sich gewöhnlich selbst hilft, durch seine inwohnende Lebenskraft, wenn er zufällig verletzt oder beschädigt worden ist.

Aus diesen Andeutungen geht wohl zur Genüge hervor, daß die Begriffe, welche über einen starken Staat und eine starke Regierung im Umlaufe sind,

mancher Berichtigung bedürftig sind. Ich erlaube mir daher noch einige Bemerkungen.

Stärke ist ein relativer Begriff. Nicht an und für sich kann die Stärke einer physischen oder moralischen Potenz beurtheilt werden, sondern in Beziehung auf andere Potenzen, mit welchen sie in Wechsel-Wirkung steht. Diese Wirkung bleibt oft aus nicht bloß bei einem geringeren, sondern auch bei einem größeren Grade der causalen Kraft, als der ist, den die Verhältnisse erfordern. Auch muß diese Kraft eine gewisse Beweglichkeit und Fügsamkeit haben. Mit einer Kraft, die schwer in Bewegung zu setzen ist, läßt sich nicht gut operiren und ein Wille, der allen vernünftigen Vorstellungen widersteht, ist kein starker, sondern ein Starrwille. Eine geringe Kraft, welche durch künstliche Hebel wirkt, vermag weit mehr als eine große ohne dieselben, aber auch eine Maschine geräth leicht in Stocken, wenn der künstlich in einander greifenden Hebel und Räder zu viele sind, und sie kann durch ein zu starkes Eingreifen der bewegenden Kraft leicht zerstört werden. Eben so leidet auch ein Organismus, wenn das Princip der Action der Reaction zu sehr überlegen ist oder umgekehrt. Diese oder ähnliche Gründe müssen die Beurtheilung leiten, wenn von der Stärke oder Schwäche einer Staatsregierung die Rede ist. Denn man mag nun den Staat als eine Maschine oder einen Organismus fassen und behandeln, immer wird die Stärke des regierenden Princips nicht

an sich, sondern in ihrer Angemessenheit zu der Aufgabe, die gelöset, zu dem Zweck, der realisirt werden soll, zu beurtheilen sein.

Die Stärke einer Regierung zeigt sich demnach nicht darin, daß sie starke Ketten schmiedet, starke Geißeln flicht und schwingt, jeder freien Bewegung und Strömung des Volkslebens starke Schlagbäume und Dämme verbaut, dem freien Worte, der freien Presse Kappzäume und Maulkörbe anlegt, sondern in der Weisheit, mit welcher sie die Bewegungen und Aeußerungen der im Staate wirksamen Kräfte mit dem Staatszwecke in Harmonie zu bringen sucht, wobei der Willkür um so weniger Raum zu gestatten ist, je bestimmter die Wahl der Mittel durch den Zweck vorgeschrieben ist. — Nicht die stärksten Mittel sind in jedem Falle die besten und mit Gewaltmaßregeln überstürzt man gewöhnlich das erwünschte Ziel. Nicht mit Keulen und Ketten, wohl aber mit einem schwachen Stabe läßt sich der kolossale Elephant lenken und leiten: so auch folgt ein tüchtiges Volk williger dem Mosesstabe des Gesetzes, als dem eisernen Scepter der Willkür. Ketten sind gut zum Ziehen physischer Lasten, aber nicht zur Bewegung freier Geister, welche durch Ideen impulsirt werden. Der stärkste Gehorsam wird oft durch die sanftesten Mittel erzielt und erfolgt von selbst, wenn der Gehorchende sich für die Zwecke des Befehlenden interessirt oder doch von der Nothwendigkeit derselben überzeugt ist. Wenn die Regierung auch unbedingten Gehorsam verlangen

kann, so wird sie doch wohl thun, ihre Gebote zu motiviren, weil das moralische Motiv den Zwang entbehrlich macht und der Staat keine bloße Zwangsanstalt, sondern ein rechtlicher Verein vernünftiger Wesen sein soll, deren Denken und Handeln durch Gründe bestimmt wird. — Ein solcher freiwilliger Gehorsam ist aber nur von einem politisch gebildeten Volke zu erwarten, es muß also einer Regierung, die ihren Vortheil versteht, daran gelegen sein, solche Unterthanen zu haben die im Stande sind, auf ihre Zwecke einzugehen und sie zu den ihrigen zu machen. Die Mittel, wodurch eine solche Volksbildung zu erzielen und zu befördern ist, gehören nicht hierher; daß aber das beliebte Bevormundungssystem, die Erschwerung des geistigen Verkehrs, die lästige Controle des Ideenaustausches, das Verbot politischer Besprechungen und dergleichen, zu diesen Mitteln nicht gehören, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Die Ehre, ein freier Staatsbürger zu sein, erkauft jeder verständige Unterthan gern mit einigen Opfern; aber die Pflicht, sich treiben zu lassen, erkennt er nur am Stachelstocke des Treibers und zwar nur so lange, als dieser Stock gehandhabt wird. Ein ehrliebender Gast an der Tafel, wo die Staatswohlthaten hingenommen werden,*) wird, wenn es zur Zahlung

*) Nur der Bettler hat das beneficium flebile nichts beizutragen. Es ist demnach sonderbar, daß eine gewisse Klasse von Reichen auf dieses Benefiz wie auf ein Ehrenrecht Anspruch machen.

kommt, sich nicht erst zwingen lassen, seinen Beitrag zu liefern; wo aber nur von Herrendiensten und Herrengaben die Rede ist, da muß der Hakenstock des Zwanges, der in Büttel und Gerichtsfrohnen seine concrete Darstellung hat, das beste thun. Wenn demnach eine Regierung nur in und mit der freien ungebundenen Volkskraft stark sein kann, so darf sie die freie Bewegung derselben, ungeachtet des möglichen Mißbrauchs, nicht hindern. Eine starke Regierung wird den Mißbrauch der Freiheit nicht fürchten, sondern ihm innerhalb der gesetzlichen Schranken zu begegnen wissen.

Wie bei Gott die absolute Allmacht durch seine Weisheit beschränkt ist, so soll auch die relative Allmacht eines Staatsregenten in der Weisheit ihre Beschränkung finden und auf einen erhabenen Zweck gerichtet sein. Sie soll nicht Furcht und Schrecken, sondern Ehrfurcht und Liebe einflößen. Die Stärke der Staatsregierung wird demnach nicht der rohen, alles zermalmenden Stärke eines fallenden Felsstücks oder eines Mühlsteins gleichen, d. h. sie wird sich nicht die Aufgabe stellen, die natürlichen, zu einer organischen Staatsbildung nöthigen Elemente zu zersetzen und in staubige Atome zu zerreiben, um daraus neugebackene politische Gebilde zu bereiten, sondern sie beweiset sich in der Achtung der natürlichen Gebilde des socialen Lebens. Sie wird nicht jedes selbstständige Element, das ohne Beeinträchtigung des Staatszwecks sich geltend machen will, eifersüchtig niederhalten, bloß weil das

unbeschränkte Walten der Willkür keiner Kraft außer und neben sich Berechtigung zugesteht, sondern sie wird jede selbstständige Sphäre der Wirksamkeit, die, neben andern, in der großen Staatssphäre ohne Gefahr Platz finden kann, für berechtigt halten.

Wenn eine weise Regierung auf Ruhe und gesetzliche Ordnung dringen und jeder ungesetzlichen Ruhestörung mit Nachdruck entgegen treten muß, so wird sie die todte Ruhe und die starre pedantische Ordnung wohl unterscheiden von jener, welche mit immanenter Kraftentwickelung, also mit schöner Mannichfaltigkeit verträglich ist; denn die Ordnung ist ja nur die bestimmende Einheitsidee des Mannichfaltigen. Wenn in todter Ruhe, in steifer monotoner Ordnung der Maßstab für die Vortrefflichkeit eines Staats zu finden wäre, so müßten wir ja auf einem Sklavenschiffe, wo die schwarzen Passagiere hübsch ordentlich eingeschichtet sind, das im Kleinen ausgeprägte Ideal eines vollkommenen Staats erblicken. Freilich gehört keine geringe Stärke des herrschenden Willens dazu, um eine solche Einschichtung eines rechtlosen Volkes in die engen Ordnungsfächer seiner Unterthanenpflichten zu bewirken; aber welche erleuchtete Regierung wird den Ruhm ihrer Stärke darein setzen, über Sklaven zu herrschen, die bloß durch Zwangspflichten gebunden sind? Im Gegentheil wird sie die Verbindlichkeit fühlen, bei allen ihren, auf eine dauernde, ungestörte Staatsordnung hinzielenden Maßregeln die Würde der menschlichen Persönlich-

keit, mit der ihr zukommenden Freiheit des Lebens, Denkens und Glaubens, mit der Integrität des Eigenthums (auch des geistigen) zu achten und diese Achtung in allen ihren Anordnungen zu bethätigen. Ein Staatszweck, oder eine sogenannte Staatsraison, wodurch die Nichtachtung dieser Persönlichkeit geboten wird, ist so gewiß verwerflich, als der höchste Staatszweck gerade darin besteht, der Entwicklung dieser freien Persönlichkeit immer freiere Bahn zu brechen. Eine Regierung, welche diesen Zweck vor Augen hat, kann also ihre Stärke nicht zeigen wollen in Vernichtung der persönlichen Selbstständigkeit und Freiheit der Regierten; vielmehr wird sie erkennen, daß die Menschheit neben den politischen Lebensaufgaben, zwar unter dem Schutze der Staatsmacht, aber zugleich in freier Weise noch andere gleich hohe und selbst höhere Ziele zu verfolgen habe in Wissenschaft, Kunst, Religion, Sittlichkeit, daß also die Existenz des Menschen nicht im Rechtsleben erschöpft werde, nicht im Bürgerthum aufgehe. Alle Kreise, innerhalb deren sich das sociale Leben bewegt verlangen eine gewisse Selbstständigkeit und die Stärke, die der Staat dadurch zeigt, daß er in diese Kreise eingreift, gleicht der Stärke des römischen Soldaten, der in die mathematischen Kreise des Archimedes störend eintrat.

---

6) Der schöne, aber täuschende Schein des Absolutismus.

Ich will es übrigens gar nicht in Abrede stellen, daß der aufgeklärte Absolutismus, in welchem man neuerdings das Muster einer starken Regierung zu erblicken wähnt, sich ein schönes und erhabenes Ideal seiner Regierungsthätigkeit gesetzt haben mag. Es soll vollkommene Harmonie im Staate herrschen; aber die Composition des harmonischen Tonstücks behält sich der Machthaber vor; ob diese Composition den Unterthanen gefällt, ob sie nach seiner Pfeife, nach seinem oft sehr launenhaften Tactschlagen zu tanzen geneigt sind oder nicht, das wird gar nicht in Frage gestellt; es ist, meint man, ihre Pflicht, daran Gefallen zu finden und die vorgeschriebenen Bewegungen zu machen, weil ja Alles zu ihrem Besten dient; das muß genügen. Das Volk soll anständig, rechtlich, sittlich, religiös sein, aber diese löblichen Eigenschaften sollen nicht aus seiner Willensfreiheit hervorgehen, sondern es soll sich dem höhern Willen fügen, weil der beschränkte Unterthanenverstand keines politischen Urtheils fähig ist und in allem seinem Thun auf die Gnadenwirkungen von Oben angewiesen ist. Deswegen wird auch alle Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten wo möglich zurückgewiesen, weil man davon nur Hemmungen der Regierungsthätigkeit erblickt. Aber zum Unglück ist in diesen Tagen der Glaube an keine politische Un-

fähigkeit im Volke nicht mehr verhalten und der kritische Zeitgeist unterwirft Alles seiner Prüfung, auch die Maßregeln der Regierung und selbst die göttlichen Rechte des Monarchen.

Die unbeschränkte Regentenwillkür würde nicht so viele Liebhaber finden, wenn man die Erfahrung beherzigte, daß in einem rein absoluten Staate, wo, dem Grundsatze nach, alle Macht in dem Monarchen concentrirt sein soll, dieser gerade am wenigsten mächtig und befähigt ist, seinen Willen in der Staatssphäre durchzusetzen. Denn, abgesehen von den Hofränken, von den vielen ungehörigen Einflüssen, welche lähmend auf diesen Willen einwirken, wird derselbe selten von den Staatsbeamten unverändert ausgeführt, denn jeder Beamte, obgleich Knecht, dem Regenten gegenüber, ist in seiner Sphäre ebenfalls absolut und behandelt seine Untergebenen nach Willkür, indem er die besten Absichten seines Herrn vereitelt, wenn sie seinem Privatvortheil nicht zusagen. Die Schlachtopfer dieser Beamtenwillkür befinden sich aber in der absoluten Unmöglichkeit, ihre Klagen vor den Thron zu bringen, so daß der Regent bei dem besten Willen den Uebelständen nicht abhelfen kann. Denn in einem absoluten Staate giebt es keine gesetzlichen Organe für die Wünsche und Bedürfnisse des Volks, alle Maßregeln der Verwaltung sind geheim und der Oeffentlichkeit entzogen, und die freie Rede ist ein Verbrechen. Wird auch ausnahmsweise die Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit eines Be-

amten bestraft, so ist dadurch nichts gebessert, denn in der schwülen Atmosphäre der Despotie wachsen der giftigen Hyder der Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit zehn neue Köpfe, wenn einer abgeschlagen wird, und es ist bei aller Energie des Machthabers um so weniger eine allgemeine Hülfe möglich, je kecker die Corruption bis in die Spitzen der Verwaltung emporgestiegen ist. Wie könnte es auch anders sein in einem Staate, wo nicht das unveränderliche Recht, sondern launenhafte Willkür herrscht, welche ihre Motive in der Regel nur von der schmuzigen Selbstsucht hernimmt? Ich glaube daher keinen Fehlschluß zu machen, wenn ich behaupte, daß in einem despotischen Staate die Machtvollkommenheit des Monarchen eitel Täuschung ist; denn Gewaltstreiche sind kein Beweis von Macht, sondern von Schwäche. Wer andere an einer Kette hält, wird selbst von der Kette gehalten, denn er darf sie nicht fahren lassen, wenn das wilde Thier, das in jedem Sklaven schlummert, nicht aufspringen soll. Ein Despot, der sich der Herrschaft des Rechts entzieht, wird unwillkürlich von tausend Einflüssen beherrscht, von seinen Leidenschaften, von der glatten Lüge, der Verstellung und Täuschung, der Intrigue, der Heuchelei und Schmeichelei u. s. w.

---

7) Unterschied zwischen Herrschen und Regieren.

Der Despotismus, von welchem der unbeschränkte Monarchismus bloß dem Namen nach verschieden ist,

regiert nicht, sondern er herrscht, d. h. er betrachtet und behandelt Land und Leute als sein Eigenthum, worüber ihm die freie Disposition zustehe. Herrschen und Regieren sind keineswegs gleichbedeutende Ausdrücke. Herrschen heißt, sich als Herr oder Eigenthümer von Etwas beweisen. Streng genommen kann aber der Mensch nur Herr von einer Sache sein, die er in seinen Besitz gebracht hat und willkürlich zu seinen Zwecken brauchen kann. Wenn der Herr will, daß ein anderer Mensch diesen Zwecken dienen soll, so darf dieser Wille nicht mit Vernichtung, sondern nach gegenseitigem Uebereinkommen nur mit angemessener Beschränkung der Freiheit des Dienenden durchgesetzt werden, d. i. der Mensch, als vernünftiges, sittliches Wesen, darf zwar der Diener, aber nicht der Sklav oder Leibeigene eines andern sein. Einer reinen Willkürherrschaft soll, nach den Forderungen der Vernunft, kein Mensch, der das Ebenbild Gottes an sich trägt, unterworfen sein. Bekanntlich war das Hauswesen der Alten vorzüglich auf den Sklavendienst basirt und deswegen bei den freisinnigen Römern nach Vertreibung der despotischen Tarquinier der Titel Herr (Dominus, qui domui suo praeest et imperat) in politischer Beziehung so wenig beliebt, daß der kluge Augustus sich nicht so nennen ließ, selbst nicht von seinen Kindern.

Etwas ganz anders, als das Herrschen in dem angeführten Sinne, ist dagegen das Regieren, welches als Kunst erlernt und betrieben sein will, daher nur in

gesetzlich geordneten Staaten von einer Staatskunst die Rede sein kann. Der Regent, der seinen Beruf versteht, will sich in Bezug auf den Staat nicht als willkürlicher Herr beweisen, sondern nach den bestehenden Grundgesetzen lenken und leiten, was der Leitung bedarf. Wenn in einem despotischen Staate das: *Sic volo, sic jubeo!* an der Tagesordnung ist, so wird der aufgeklärte Regent seinen Willen dem Gesetze unterordnen, und bei Durchsetzung desselben immer den höchsten Staatszweck vor Augen haben. Mit dem gesetzlichen Regieren, aber nicht mit dem willkürlichen Herrschen, ist es wohl verträglich, daß im Staat gewisse selbstständige Lebens- und Thätigkeitskreise bestehen und sich frei bewegen, wobei die Staatsgewalt weiter nichts zu thun hat, als Raum und Boden für diese Kraftentwickelung zu gewähren, sie zu beaufsichtigen und sie zu leiten, daß mögliche Collisionen vermieden werden. Sie verlangen vom Staate weiter nichts, als die negativen Bedingungen ihrer Entwickelung: Sicherheit und rechtlichen Schutz; wenigstens darf die Pflege, die ihnen die Regierung angedeihen läßt, nicht auf Kosten ihrer Selbstständigkeit erkauft werden. Der Despot kann durch Zwang gewisse Productionskräfte erwecken und in Bewegung setzen, aber sie haben kein selbstständiges Leben und verkümmern bald, wie eine Pflanze auf Steinboden.

Der Unterschied zwischen einer despotischen und einer gesetzlich beschränkten Monarchie liegt also im

Allgemeinen darin gefunden werden, daß dort nach Willkür geherrscht, hier aber nach den Grundsätzen der Staatskunst regiert wird. Während der Regent den, aus dem socialen Leben sich entwickelnden Kräften eine den Staatszwecken entsprechende Richtung zu geben bemüht ist, sucht der despotische Herrscher diese Kräfte niederzuhalten, weil er Widerstand von ihnen fürchtet; am wenigsten will er etwas von der moralischen Volkskraft wissen, sondern unterdrückt sie nach Möglichkeit und vernichtet somit die beste Grundlage eines starken Staates. Weil er seine Unterthanen, wie der Fabrikant seine Maschinen behandelt, sucht er sie mit consequenter Beharrlichkeit zu Maschinen zu machen, und alle Selbstständigkeit, allen eignen Willen in ihnen auszutilgen. Dahin bringt es indeß auch der härteste Despot nicht, weil trotz aller polizeilichen Aufsicht, trotz aller beschränkenden Staatsdisciplin, der Staat doch nicht nach dem Muster eines Jesuitencollegium eingerichtet werden kann; er bleibt immer der Gefahr ausgesetzt, von der schweren Kette, woran er seine Sklavenmasse hält, niedergezogen zu werden, weil selbst im geknechteten Menschen der innere Wille sich nicht fesseln läßt; daher auch in despotischen Reichen Palastrevolutionen und Empörungen nicht zu den Seltenheiten gehören.*)

*) Man denke nur an jenen bekannten ruchlosen Ausspruch eines russischen Magnaten: C'est notre constitution à nous, que le despotisme moderé par l'assassinat.

So viel ist gewiß, die jetzige Welt, so weit sie von der Sonne der politischen Aufklärung erleuchtet wird, will nicht mehr nach Willkür beherrscht, sondern nach weisen Gesetzen regiert sein; am wenigsten hält sie auf die Dauer still, wenn die Herrschaft nach jesuitischen Maximen geübt wird, um unter dem Prägstock einer scharfen Disciplin willenlose Maschinenmenschen auszuprägen. Mag dieser Prägstock noch so thätig sein, es kommen bei der Gegenwirkung des Zeitgeistes keine Automaten des unbedingten Gehorsams heraus, und die Fragen nach den Gründen der politischen Beschränkungen treten trotz aller Verbote auf das Forum der Publicität. Die alte Bereitwilligkeit, sich in jede Laune des Herrschers ohne Murren zu fügen, ist selten zu finden, und ein scharfer Geist der Kritik ist hervorgetreten, der sich auch an das wagt, was sonst für unantastbar und heilig galt. Ihr könnt einzelne Aeußerungen dieses Geistes bestrafen, die Schriften, in denen er sich ausspricht, confisciren, den Geist selbst confiscirt und bannt Ihr nicht. Wie gesagt, die Menschen, wie sie jetzt aus der Bildungsschule der geschichtlichen Entwickelung hervorgegangen sind, wollen regiert, d. i. wie vernünftige freie Wesen behandelt, und nicht beherrscht, d. h. nicht wie Sachen oder Lastthiere behandelt werden.

Man nennt regieren, nach einer gut gewählten Metapher, auch gouverniren; weil bei der Regierung und Verwaltung eines Staates ähnliche Kunstfertigkeiten und Geschicklichkeiten verlangt werden, ähnliche günstige

oder ungünstige Zufälle stattfinden, ähnliche Hindernisse zu überwältigen sind, wie bei der Lenkung eines Schiffes durch das Steuerruder (gubernaculum). Daß nach diesem Bilde von keinem willkürlichen Herrschen die Rede sein kann, ohne das Staatsschiff den größten Gefahren auszusetzen, liegt auf der Hand; in beiderlei Beziehung wird der kräftige Arm eines umsichtigen Steuermanns erfordert, der die Regeln seiner Kunst vom Grund aus versteht und sie keinen Augenblick aus den Augen verliert. Ja, die Stärke einer Regierung liegt in denselben Requisiten, die an einem guten Steuermann gepriesen werden. Wie dieser seine Stärke nicht darin suchen wird, trotz Wind und Strömung das Steuerruder willkürlich oder nach Lieblingsgewohnheiten zu handhaben, so wie der Schiffbefehlshaber seine Autorität nicht dadurch zu zeigen versuchen wird, daß er auch den Winden und Wellen commandiren und das Wetter machen wollte, so wird auch eine weise Staatsregierung ihre Stärke nicht dadurch bethätigen, Alles durchzusetzen, was ihr etwa nach gewissen vorgefaßten Meinungen in den Sinn kommt; es wird ihr nicht einfallen, im Gegensatze mit der Strömung der öffentlichen Meinung und dem Wesen des Zeitgeistes zu operiren, sondern sie wird bemüht sein, sich immer mit Berücksichtigung der politischen Witterung in ihren Operationen streng an die Gesetze der Staatskunst zu binden. Am wenigsten wird sie sich einfallen lassen, zu decretiren, daß eine andere Strömung des Volks

lebens, ein anderer Zeitgeist, eine andere Richtung des politischen Compasses sein solle, sondern sie wird vielmehr die im Staatsleben wirksamen Kräfte nehmen, wie sie gegeben sind und nur dahin sehen, daß sie keine, den Zwecken des Staats zuwiderlaufende Richtung nehmen. Wenn aber ein Staatslenker absolute Ruhe als verläufige Bedingung des Regierens und feste Garantien gegen die hochgehenden Wogen der öffentlichen Meinung verlangen wollte, so würde er einem Steuermanne gleichen, der die Leitung eines Schiffes nur unter der Bedingung zu übernehmen bereitwillig wäre, daß immer ruhige See und günstiger Wind sei.

8) Die Wehrkraft des Staates.

Gewöhnlich legt man, wenn von der Stärke eines Staats die Rede ist, das ganze Gewicht auf eine starke Militairmacht, und ich will nicht in Abrede stellen, daß die Wehrkraft einen sehr wichtigen Factor in der Berechnung der Staatsstärke abgiebt. Auch gehöre ich nicht zu den Declamatoren gegen die stehenden Heere und glaube nicht mit den exaltirten Demokraten, daß sie durch improvisirte Volksbewaffnung ersetzt werden könnten. Die Versuche, die in dieser Beziehung vor einigen Jahren gemacht worden sind, haben ein klägliches Resultat zu Tage gefördert. Aber die ungeheure

Vermehrung der stehenden Heere, wozu die Verhältnisse der Neuzeit geführt haben, halte ich für ein Uebel, für einen Krebsschaden, der an dem Organismus der Staaten nagt und die beste Volkskraft verzehrt. Nicht zur rechten verhaltenden Stärkung, sondern zur Schwächung des Staats führt die Wehrkraft, wenn sie das gehörige Maß überschreitet, so wie überhaupt jeder Organismus geschwächt wird, wenn ein einzelnes Organ sich auf Kosten der andern vergrößert und die besten Kräfte und Säfte des Ganzen an sich zieht. Nur in dem harmonischen Gleichgewicht aller Kraftmomente darf diese Stärke gesucht werden. Nicht allein, daß so viele Productionskräfte dem Lande entzogen werden, als in den stehenden Heeren brache liegen; die Kosten, welche die Unterhaltung derselben erfordern, sind in diesen Tagen fast unerschwinglich geworden, und die Staatsfinanzen seufzen unter einer Schuldenlast, die sich von Jahr zu Jahr vermehrt, ohne daß ein Ende und Ziel abzusehen ist. Wenn dies in Friedenszeiten geschieht, so drängt sich die Frage auf, was wir erleben würden, wenn uns das Schicksal mit einem jahrelangen Krieg heimsuchte. Ohne Geld, ohne viel Geld, ist eine Armee ein Körper ohne Leben; wenn aber ein Krieg, statt mit einer gefüllten Schatzkammer, mit Schulden angefangen wird, womit soll er enden? Es ist eine unvermeidliche Consequenz: je mehr Soldaten in Friedenszeiten gehalten werden, je mehr Luxus mit dem glänzenden Paradewesen getrieben wird, desto

weniger ist man im Stande, einen künftigen Krieg mit Nachdruck zu führen, weil die erschöpfte Finanzkraft der Staaten, die dazu nöthigen Geldmittel nicht herbeizuschaffen vermag.*)

Man erkennt diese Nachtheile, aber unsere weise Staatskunst weiß kein Mittel dagegen, denn, sagt man, stehende Heere sind ein nothwendiges Uebel. Nun wohl, so macht dieses Uebel wenigstens so klein als möglich. Es ist ein Verfahren denkbar, und Preußen, hat nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit, davon Gebrauch gemacht, und dadurch seine nachherige Erhebung vorbereitet, daß nach und nach die ganze waffenfähige Mannschaft der Bevölkerung militärisch eingeschult werde, ohne daß dadurch das stehende Heer vermehrt zu werden brauchte. — Warum, frage ich, macht man bei der jetzigen Finanznoth, nicht von diesem Mittel, das sich in noch größerer Noth probat erwiesen hat, Gebrauch? Die liebe Eitelkeit setzt sich dagegen. Man will nicht bloß eine große Wehrkraft haben, sondern sie auch fort und fort zur Schau und Parade aufstellen und damit prunken.

*) Vielleicht besteht indeß, nach dem Plane der göttlichen Vorsehung, der größte Nutzen der großen stehenden Heere gerade darin, in Zukunft den Krieg unmöglich zu machen, indem durch den ungeheuern Aufwand den sie erfordern, die Geldkräfte der Staaten so erschöpft werden, daß kein Krieg, wenigstens kein langer und nachhaltiger geführt werden kann.

Aber, wird man sagen, muß man denn nicht in diesen Tagen immer ein großes Heer in Bereitschaft haben, nicht sowohl gegen einen äußern Feind, sondern einen innern, die Revolution nämlich, die, wie versichert wird, im Verborgenen lauert, und unfehlbar hervorbrechen würde, wenn ihr nicht immer Tausende und aber Tausende von Bajonetten entgegenstarrten.

Das läßt sich freilich hören, aber sollten denn gegen einige Hunderte unverbesserliche Demagogen, wirklich so viele hunderttausend Bajonette nöthig sein?

Ich sollte meinen, daß die Sicherheit der Staaten besser gewahrt sein würden, wenn man sich entschlösse, lieber an sittliche Ideen, an die ewigen Grundsätze des Rechts und der Billigkeit, als an die physischen Thatsachen der Macht zu appelliren. Nach den Zeugnissen der Geschichte ist selten eine aus der allgemeinen Begeisterung für Freiheit hervorgegangene Revolution durch die Militairmacht, die auch unter dem Einflusse des Zeitgeistes steht, abgewehrt, vielmehr zuweilen selbst eine Verfassungsveränderung von ihr gewaltsam bewirkt werden; man denke nur, um nicht weiter zurückzugehen, an die neuen Revolutionen in Spanien, an den von Saldanha in Portugal und von Louis Napoleon in Frankreich bewirkten revolutionairen Staatsstreich. — Durch solche Vorgänge, an welchen die Geschichte sehr reich ist, wird der Beweis geliefert, daß die Garantie, welche die stehenden Heere gegen Revolutionen gewähren sollen, eine sehr unsichere ist. Wie gesagt, eine gute

gesetzliche, liberale, die Bedürfnisse des Volks (auch die geistigen und moralischen) berücksichtigende Regierung, enthält weit sichere Garantieen in sich, als das stärkste stehende Heer, insofern es gegen innere Empörung aufgestellt ist, abgesehen davon, daß ein solcher Gebrauch der Waffen gegen das eigne Volk sich immer als eine Art von politischem Selbstmord oder Selbstverstümmlung erweiset. Talleyrand soll einst zu Napoleon gesagt haben: *man kann sich auf die Bajonette wohl stützen, aber nicht auf die Dauer darauf sitzen* und diese Wahrheit bestätigte sich an dem scheinbar allmächtigen Kriegsfürsten selbst. Denn obgleich er über Millionen von Bajonetten zu gebieten hatte, fiel er doch zuletzt, weil er die Sympathie der Völker, ja des eignen Volks verloren hatte. Und doch schlagen die Staatslenker diese Sympathie so gering an, und stoßen sie absichtlich von sich, in der Meinung, nur auf diese Art vollständig mit der Revolution brechen zu können.

Man wird diese Bemerkungen mitleidig belächeln, aber ich bin überzeugt, daß die Ereignisse der nächsten Zukunft die Wahrheit derselben bethätigen werden, so wie sie schon von den Erfahrungen der Vergangenheit bestätigt worden sind. Es ist nur schlimm, daß man in den höhern Kreisen des politischen Lebens sich zu vornehm und zu weise dünkt, und zu sehr in vorgefaßten Meinungen oder Theorien befangen ist, um sich von der Erfahrung belehren zu lassen. In diesen

Kreisen kann man sich immer noch nicht davon überzeugen, daß ein starker Staat und eine starke Regierung ein starkes Volk zu ihrer Voraussetzung haben müssen, wenn diese Stärke mehr als leerer Schein sein soll, und daß die Volkskraft nicht bloß in den physischen, sondern auch in den geistigen und moralischen Elementen zu suchen sei. Der Grund, warum so viele Staatslenker dieser Wahrheit die Anerkennung versagen, mag in der Besorgniß liegen, daß ein starkes Volk seine Kraft mißbrauchen und zur Schwächung der Regierung anwenden könnte und freilich so lange eine Regierung ihre Stärke in unbeschränkter Willkür setzt, hat sie einen kräftigen festen Volkswillen zu scheuen, und in diesem Falle kann sie unter und neben sich nur Schwäche, Nachgiebigkeit und Biegsamkeit brauchen, denn wo Stärke ist, ist auch ein starker Widerstand möglich. Auch muß zugestanden werden, daß es keine leichte Sache ist, die beiden Kraftelemente, aus deren harmonischem Zusammenwirken ein musterhaftes Staatsleben hervorgeht, ich meine den von der Regierung repräsentirten Staatswillen und den Volkswillen, so genau gegen einander abzuwägen, daß keiner ein zerstörendes Uebergewicht über den andern gewinne, daß einerseits die Forderung der sogenannten Radicalen, welche auf die unverlierbaren Menschenrechte pochend, dem Volke eine bedrohliche Macht erkämpfen möchten, eben so entschieden zurückgewiesen werden, als andrerseits die entgegengesetzten Bestrebungen der stolzen

Aristokraten und einschmeichelnden Hofsophisten, welche die Willkürherrschaft unter dem euphemistischen Namen des göttlichen Rechts zu einer ewigen Geltung bringen möchten. Wie diese Vermittlung zwischen den autokratischen oder aristokratischen und demokratischen Elementen zu finden sei, ist ein Problem, an dem die Geschichte seit Jahrtausenden gearbeitet hat, und es würde Vermessenheit sein, die Lösung desselben mit einem Zuge aus der Feder blasen zu wollen. Wenn aber die Belehrungen der Geschichte beherziget würden, welche fast auf jedem Blatte ihrer Annalen den Beweis liefert, daß ein Staat im Sinken begriffen ist, dessen Regierung ihre Stärke in der Schwächung der Volkskraft sucht, so würden wir der Lösung dieser Aufgabe bedeutend näher stehen, als es leider der Fall ist. So viel läßt sich indeß sagen, daß es nicht damit gethan ist, den zweiten Factoren des Staats, den das Volk bildet, zu ignoriren oder zu streichen, wie jetzt von vielen Seiten beliebt wird, denn die Zeit möchte schneller kommen als man glaubt, wo man sich von der Falschheit der Rechnung überzeugen wird.

Es ist von jeher der Fehler der praktischen Staatsmänner und Diplomaten gewesen, daß sie zu wenig Gewicht auf die moralischen und psychologischen Kräfte, welche die Menschheit bewegen, gelegt haben. Es fällt ihnen nicht ein, die Macht der Ideen in Rechnung zu bringen, oder wenn ihnen eine Ahnung dieser Macht beikommt, so operiren sie gegen dieselbe mit

physischen Mitteln und suchen dem Einfluß derselben etwa so zu begegnen, wie man beim ersten Erscheinen der Cholera dieser Influenza entgegentrat, indem man einen militairischen Cordon gegen dieselben zog. Nur das was physisch, hörbar, greifbar und wägbar ist, bringen diese Herrn in ihre Rechnung und auf ihre Wage, und überzeugen sich zu spät, daß sie falsche Resultate gewonnen haben. Eben so bedenklich ist es, wenn der Regent seine Person, seinen wechselnden Willen, die Thatsache seiner Macht, nicht sein Amt und das feste Gesetz an die Spitze stellt. Denn eine Macht kann gebrochen, eine Thatsache beseitiget, eine Person sterben oder getödtet werden. Das Recht, die Idee, das Amt überleben ihre Träger. Je persönlicher ein Regiment ist, desto schwächer ist die Grundlage worauf es beruht. Dagegen bietet eine constitutionelle Regierung die stärksten Garantien für ihre Sicherheit und Dauer, denn gegen sie läßt sich kein Gift praepariren, kein Mordgewehr richten. Während der Despotismus auf Dornen liegt, ruht die gesetzliche und milde Regierung ungestört auf Rosen.

Die vorstehenden Bemerkungen über die irrigen Ansichten und Vorurtheile, welche in der gewöhnlichen Staatspraxis der zweckmäßigen Gestaltung und Organisation unsers Staatslebens entgegenstehen, wurden vor mehreren Jahren unter dem Eindruck geschrieben, welchen das rücksichtslose Vorgehen der Reaction auf jeden deutschen Patrioten um so schmerzhafter machen

mußten, je größer und freudiger die Hoffnungen waren, die sich in Folge der Reformbewegungen v. J. 1848 gebildet haben mochten; denn nicht auf den Rückschritt sondern auf den Fortschritt in der Bahn der deutschen politischen Bildung waren diese Hoffnungen gestellt. Freilich hatten diese Hoffnungen schon vorher einen starken Stoß erlitten durch das unheilvolle Thun und Treiben der Demokraten und Demagogen, welche Alles daran setzten, um aus jener Reformbewegung eine förmliche Revolution zum Umsturz alles Bestehenden im deutschen Staatsleben zu machen, um auf den zerstörten Boden eine utopische Republik zu gründen. Daher wurde die Reaction, gegen dies unsinnige Beginnen von allen Vernünftigen auch freudig begrüßt und unterstützt, und man würde sie noch segnen, wenn sie sich darauf beschränkt hätte. Aber bald zeigte es sich, daß der Rückschlag nicht bloß gegen die tollen Extravaganzen des durch die Demagogen fanatisirten Pöbels, sondern auch gegen die mäßigen naturrechtlichen Forderungen des Volks gerichtet war. Die traurigen Vorgänge in Schleswig Holstein und in Hessen, welche jedes deutsche Herz empörten, aber von der Diplomatie mit kalter Gleichgültigkeit, wie etwas das nicht anders sein konnte, angesehen wurden, schienen anzudeuten, daß das deutsche Volk hinfüro keine andern Rechte beanspruchen könne, als die ihm von der Gnade seiner Fürsten zugestanden würden und daß das Festhalten an verbrieften Verfassungen wie ein Verbrechen bestraft werden könne.

Unter dem Eindruck dieser Vorgänge, sage ich, wurden die obigen politischen Phantasien auf's Papier geworfen und daraus ist manche Bitterkeit zu erklären, die man vielleicht darin finden könnte. Sie mögen indeß stehen bleiben, denn die Wahrheit ist immer bitter für diejenigen, die kein Interesse haben, sie zu hören und manche Rügen treffen auch noch jetzt zu. Die Reaction tritt zwar jetzt nicht mehr so rücksichtslos auf, es ist eine gewisse Methode in ihre Operationen gekommen, sie giebt sich das Ansehen bloß für das Wohl des Volkes thätig zu sein, indem sie die Irrthümer der älteren liberalen Politiker und Nationalökonomen bekämpft, und ihre Koryphäen versichern ganz bescheiden, daß sie erst das einzig wahre System der Gesellschafts- und Staatswissenschaft erfunden und daß alle früheren Arbeiten in diesem Fache eitele Pfuscherei gewesen seien; und da sie auch verstehen, diese Behauptung durch sophistische Kunstgriffe plausible zu machen, so darf die Opposition gegen diese Partei und ihr neues politisches Evangelium nicht aufhören und jeder deutsche Patriot, der Beruf dazu fühlt, muß sie üben.

Da ich kein System der Staatswissenschaft aufzustellen beabsichtige, so wird man mir diese aphoristische Darstellungsweise meiner Ansichten zu gute halten. Ich habe mir in diesen Blättern die Aufgabe gestellt, den Menschen durch die verschiedenen Gesellschaftskreise, in welche ihn die Natur oder die Verhältnisse eingefügt

haben, mit der Frage zu begleiten, wie diese Kreise organisirt sein müssen, wenn sie ihm die, zu seiner physischen, geistigen und moralischen Ausbildung dienlichsten Mittel an die Hand zu geben und ihn auf der Bahn des Fortschrittes zu dieser Bildung zu erhalten, geeignet sein sollen. Da nun der Staat diejenige gesellschaftliche Verbindung ist, welche alle anderen als mehr oder weniger nothwendige Theile in sich schließt, so werde ich auch hier der Frage nach der, dem vorgenannten Zwecke am besten entsprechenden Organisation des Staats nicht ausweichen können und nach meiner besten Einsicht etwas zu Beantwortung derselben beizubringen haben, weil die vorstehenden Bemerkungen sich fast nur mit der negativen Seite der Frage, nämlich wie ein Staat nicht organisirt sein soll, beschäftiget haben.

9) Die constitutionelle Staatsform.

Da bin ich nun, um es kurz zu sagen, trotz der Ungunst, die diese Meinung in diesen Tagen findet, noch immer der Ansicht, daß unter den verschiedenen Gestalten, unter welchen ein Staatsorganismus auftreten kann, die beschränkte Monarchie mit einer Volksvertretung diejenige Form ist, welche den Forderungen des Zeitgeistes, den Bedürfnissen des Volks mit dem Zwecke des Staats am besten entspricht.

Freilich sind die Erfahrungen, die man bisher über diese Form, die unter dem Namen des Constitutionalismus bekannt ist, nicht geeignet, sie zu empfehlen, und wenn durch die factische Ausprägung, welche diese Form in den deutschen Staaten erhalten hat, das wahre Wesen des Constitutionalismus dargestellt wäre, so würde ich der erste sein, der für eine Beseitigung desselben stimmte; denn unter diesem thatsächlichen Gepräge ist er mehr eine Last als eine Wohlthat für das Staatsbürgerthum und hat unter andern auch die nachtheilige Wirkung gehabt, daß die Staatsausgaben zu einer fast unerschwinglichen Höhe gesteigert und die Gesetze so ungeheuer vermehrt worden sind, daß man den Faden der Ariadne haben muß, um sich in dem künstlichen Labyrinth der modernen Legislation zurechtzufinden, abgesehen von dem noch größeren Uebel, daß durch die Corruption, die bei den Wahlumtrieben unter den jetzigen Verhältnissen fast unvermeidlich ist, die Sittlichkeit des Volks vergiftet wird.

Aber diese ungünstigen Erfahrungen stammen nicht aus der Natur des Constitutionalismus, sondern aus der schlechten Ausführung der Idee, die ihm zu Grunde liegt. Man darf nur eine gute Idee oder Maxime ungeschickt anwenden, um sie mit scheinbarem Grunde zu verdächtigen. Der Constitutionalismus, dieses Kind des neueren, auf freie Bewegung und Fortschritte im Staatsleben dringenden Zeitgeistes wurde gleich bei seinem ersten Auftreten in Deutschland, als ein Ein-

dringling mit scheelen Augen angesehen und für einen Bastard der französischen Revolution ausgeschrien. Man schlug ihn blutrünstig, gab ihm rechte und linke Backenstreiche und rief dann höhnend: „ecce homo — “ da seht das Jammerbild ohne Saft und Kraft! Und sonderbarer Weise, die Mißhandlung kam von zwei entgegengesetzten Seiten. Die Demokraten fütterten ihn fast zu Tode mit ihrem allgemeinen Wahlrechte und die Aristokraten ließen ihn an ihren engverclausulirten Wahlgesetzen verkümmern und fast verhungern.

Ohne Bild gesprochen, der Grund, warum der Constitutionalismus so herabgekommen ist, liegt darin, daß man die Mittel noch nicht gefunden hat, die zu einer gedeihlichen Volksvertretung erforderlichen Capacitäten in den beiden Kammern zu versammeln. Ich verweise daher die Staatsmänner, denen darum zu thun ist, ein solches Mittel, und zwar ein sehr einfaches und leicht anwendbares, kennen zu lernen, auf die schon angeführte Schrift von Karl Arnd: *Staatsverfassung nach dem Bedürfniß der Gegenwart*, und um die Kenntniß dieses Mittels schnell zu verbreiten und auch unter den Theil des gebildeten Publikums zu bringen, welches gewöhnlich keine staatswissenschaftlichen Schriften liest, will ich es hier anführen.

Der Gedanke, welcher dem Vorschlage des Verfassers zu Grunde liegt, ist kürzlich der, die Communial-, Kreis- und Provinzial-Verbände so zu organisiren, daß sie als Vorschulen zur Ausbildung solcher

Fähigkeiten, Kenntnisse und Tugenden, die man von einem tüchtigen Volksvertreter verlangt, dienen können.

Das System der Volksvertretung beginnt nach dem Gedankengange dieses Autors schon in der Gemeinde. Die Grundlage der Staatsgesellschaft, sagt er, sind die einzelnen Familienverbände, als selbstständige Corporationen betrachtet, deren jede in ihrem männlichen Familienhaupt nach außen vertreten wird. Jedem dieser Familienhäupter muß das Recht zustehen, nicht allein an der Wahl des Gemeinderaths Theil zu nehmen, es muß auch wahlbar sein.

Ist die Wahl des Gemeinderathes vollzogen, so haben die Gewählten aus ihrer Mitte den Vorstand zu wählen, wobei indeß die Mitwirkung der Regierung nicht ausgeschlossen, aber darauf beschränkt sein soll, die Wahlen zu überwachen und sich von der Gesetzmäßigkeit des dabei beobachteten Verfahrens zu überzeugen.

Nach dieser Analogie will nun der Verfasser, daß auch die Kreis- und Provincialvertretung gebildet werde. Zur Wahl der ersteren wären nach ihm jene Männer aus allen Gemeinden des betreffenden Kreises zu berufen, welche durch wiederholte Wahl zu Bekleidung des Bürgermeisteramtes, mehr als einmal würdig befunden werden. Dieser Elite von Wählern soll es dann freistehen jeden selbstständigen Kreisbewohner zu wählen, obgleich anzunehmen ist, daß die meisten Wahlen in die Mitte jener Wahlen fallen werden.

Ganz dasselbe Verfahren soll nun auch bei der Wahl der Provincialvertreter beobachtet werden, indem dazu jene Männer zu berufen sind, welche durch wiederholte Wahl an der Kreisvertretung Theil genommen haben oder noch Theil nehmen, und alle selbstständigen Bewohner der Provinz sollen das passive Wahlrecht besitzen, oder als Mitglieder in Provincialverwaltung zugelassen werden können.

„Auf diese Art," meint K. Arnd, „wäre eine solide Grundlage zum Aufbau einer zweckmäßigen Repräsentativ-Verfassung gewonnen. Nehmen wir, sagt er, den eben entwickelten Organismus der untern Verwaltungsbehörden als bestehend an, so ist nichts einfacher, als den drei Stufen der Volksvertretung, die dieser Organismus enthält, nach demselben Systeme, noch eine vierte Stufe beizufügen, indem die wiedergewählt gewählten Provinzvertreter — als immer bereiter Wahlkörper — alsbald zur Wahl der Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung schreiten können. Diesmal werden wir indessen alle Staatsbeamte und alle weniger als dreißig Jahr alten Staatsbürger von der, allen übrigen zustehenden Wählbarkeit ausschließen."

Man muß gestehen, daß auf diese Art eine zweite Kammer gebildet werden könnte, in welcher die oft gerügten Mängel einer Volksvertretung, nämlich Mangel an Selbstständigkeit und an politischer Bildung der Repräsentanten nicht zu finden sein würden, und so können wir dem Verfasser nur beistimmen, wenn er von

seinem Wahlsystem rühmt, es sei so einfach, so sehr aus den gegebenen Naturverhältnissen von selbst hervorgehend und dem Zweck des Staatsverbands so sehr entsprechend, daß man sich wundern müsse, daß dasselbe noch keine Anwendung gefunden habe, wovon er indeß die Ursache darin findet, daß dies System, während es dem Interesse der ganzen Staatsbevölkerung entspricht, keinem der vielen, unsere öffentlichen Angelegenheiten beherrschenden Sonderinteressen schmeichelt. Man könnte hinzusetzen, daß die mächtige und einflußreiche Partei, welche diese Sonderinteressen vertheidigt, nichts so sehr fürchtet, als selbstständige, charakterfeste Gegner, und also alles daran setzen würde, um ein Wahlsystem zu bekämpfen, welches fast lauter solche Gegner in die zweite Kammer bringen würde.

Was den sinnreichen Vorschlag des Verfassers zur Bildung der ersten Kammer betrifft, so verweise ich auf sein Buch selbst. Er wird, fürchte ich, noch weniger Eingang finden, als der eben erörterte. Denn seine Ansicht von der Bestimmung der ersten Kammer ist eine ganz andere, als die gewöhnliche. Er will sie nämlich als eine Repräsentation der höchsten Bildung und Intelligenz der Staatsgesellschaft angesehen wissen und ihr soll auch der Schutz des Gedankenverkehrs der Nation, der Regierungsgewalt gegenüber, — andrerseits aber auch der Schutz der gesetzlichen Ordnung und der Sittlichkeit, den Ausschreitungen der Presse gegenüber, anvertraut sein. Von diesen verschiedenen Auf-

gaben möchte nur die letztere bestens acceptirt werden, denn wie jetzt die Sachen stehen, ist die erste Kammer keine Repräsentation der Intelligenz, sondern eine Versammlung hochgeborner Pairs, welche keine andere Aufgabe haben, als das historische Recht und Vorrecht durch ihre imposante Persönlichkeit zu schützen.

Es möchte indeß noch lange dauern, bevor die Ungunst, in welcher die constitutionellen Verfassungen bei den Regierungen stehen, aufhören und sich in Zuneigung verwandeln wird, ja man kann behaupten, daß gute und musterhafte Verfassungen dieser Art noch mehr von dieser Ungunst zu leiden haben würden, als schlechte. Man stelle sich eine zweite Kammer vor, worin lauter selbstständige politisch gebildete und geschäftskundige Männer von eiserner Charakterfestigkeit säßen, so daß die Sonderinteressen der mächtigen Partei, die jetzt so viel Einfluß übt, gar keine Aussicht hätten, sich geltend zu machen, wie bald würden wir dann den schon oft gehörten Ruf vernehmen: mit solch einer Kammer läßt sich nicht regieren! und die Auflösung derselben würde diesem Ruf auf dem Fuße folgen. Man kann annehmen, daß der Widerwille gegen Repräsentativ-Verfassungen von Seiten der Minister größer ist, als von Seiten der Regenten; denn diese gewinnen nur dabei, indem die Verantwortung für alle Regierungsmaßregeln ihnen abgenommen und auf die Schultern der Minister gelegt wird, so daß diese in constitutionellen Staaten allerdings einen schwerern Stand haben, als in rein monarchischen

Aber auch viele Regenten verblenden sich gegen den eben erwähnten Vortheil durch den ihren Stolz empörenden Gedanken, daß ihre Macht, die doch unbeschränkt sein sollte, durch solche Verfassungen beschränkt werde. Ich gebe aber zu bedenken, daß der Regent, auch zugegeben sein göttliches Recht, doch immer ein Mensch bleibt und eine unbeschränkte Menschenmacht ein Widerspruch (contradictio in adjecto) ist. Nur die Macht Gottes ist unbeschränkt, oder, besser gesagt, sie ist durch nichts, als durch die göttliche Weisheit beschränkt. Die göttliche Macht durchdringt das unendliche Weltall und bewegt alle Weltkörper nach unveränderlich weisen Gesetzen; diese Gesetze sind aber zugleich Beschränkungen der Bewegkraft, man denke sie hinweg, und die schöne Gotteswelt stürzt in ein unförmliches Chaos zusammen. Etwas dem Aehnliches wird in einem Staate wahrzunehmen sein, an dessen Spitze eine unbeschränkte Macht, — d. i. ein Regent steht, der keine gesetzliche Schranke anerkennt; eine vollständige Anarchie wird in einem solchen Staat herrschen; denn wie könnte da von Ruhe und Ordnung die Rede sein, wo die Laune eines leidenschaftlichen Despoten sich täglich und stündlich ändert. Es ist also kein so großes Unglück, ja es ist vielmehr eine moralische Nothwendigkeit, daß die Regentenmacht durch ein Verfassungsgesetz auf den Staatszweck beschränkt sei. Wollte man dagegen sagen, der Regent kann seine Macht durch seine eigne Weisheit beschränken und braucht dazu keine Constitution, so ge-

denke man doch, daß auch der weiseste Mensch kein Gott ist. Der Reiz unbeschränkter Willkür zu Machtstreichen ist zu groß, als daß auch der weiseste Regent ihm immer widerstehen könnte. Er wird also die Vorkehrungen gern sehen, wodurch vorgesehen ist, daß die Leidenschaft der Herrschsucht mit seiner Weisheit nicht davon laufe, ja wenn diese Weisheit von der rechten Art ist, wird er solche Vorkehrungen selbst anordnen, wie der weise Ulysses, als er befahl, daß seine Schiffsgefährten ihn an den Mastbaum binden sollten, damit er gegen die Sirenenstimmen der Versuchung gesichert sei.

Man hat nicht selten gegen die constitutionelle Staatsform auch den Einwand geltend zu machen gesucht, daß sie mit der nothwendigen Einheit, welche in dem Begriff der höchsten Staatsgewalt liege, unverträglich sei. Dieser Vorwurf, so scheinbar er auch ist, muß zurückgewiesen werden. Die höchste Gewalt ruht im Regenten, das ist ein Axiom, welches auch der Constitutionalismus anerkennt, und in seiner Verfassungsurkunde nachdrücklich ausspricht, denn die höchste Gewalt kann ihrem Begriff nach nur eine sein und sie bleibt die Eine, wenn auch nicht alle Functionen, welche bei der Anwendung dieser Gewalt auf Regierung und Verwaltung des Staats in Anspruch genommen werden, im Regenten vereinigt sind, und von ihm ausgeübt werden, denn eine solche Concentration ist ja in einem großen Staate schlechthin unmöglich. Es ist genug, daß die Staatsgewalt im Regenten ihre alleinige

Wurzel habe, da aber diese Wurzel eine Menge von Zweigen treibt, so ist es absolut nothwendig, daß die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung besondern Beamten anvertraut werden, auf welche der Regent die zur Besorgung dieser verschiedenen Geschäftszweige erforderlichen proportionirten Theile seiner Macht überträgt, und wenn es dem Regenten zweckmäßig dünkt, einen solchen Theil seiner Gewalt auf eine aus seinem Volke ausgewählte Versammlung zu übertragen, so wird an diesem Verhältniß nichts geändert. Wenn dies eine Theilung der höchsten Gewalt sein soll, so kommt sie auch in unbeschränkten Monarchien, und zwar oft in einer recht auffallenden und widerwärtigen Gestalt vor. Denn wie oft hat uns die Geschichte Monarchen vorgeführt, welche nicht bloß einen Theil, sondern ihre ganze Macht an übermüthige Minister oder unwürdige Günstlinge übertragen oder verloren haben, so daß diese mächtiger waren und mehr gefürchtet wurden, als der Schattenregent. Wie oft sind solche geschichtliche Bilder, die uns nur den leeren Schatten der Fürstenmacht zeigen, zur völligen Caricatur geworden, dadurch, daß Günstlinge und Maitressen eine Macht gewannen, die weit größer und einflußreicher war, als selbst die des Regenten und seiner Minister.

Eine organische Einheit läßt sich nicht ohne Mannichfaltigkeit denken. Die Staatsmacht kann als ein Organismus begriffen werden, inwiefern sie zu einer zweckmäßigen Regierung und Verwaltung des Staats

organisirt ist. Während ihre Einheit unbestreitbar vom Regenten repräsentirt wird, manifestirt sich ihre Mannichfaltigkeit in der Hierarchie der Staatsdiener, denen die verschiedenen Zweige der Regierung anvertraut sind. Wenn also die Einheit der Staatsmacht dadurch nicht aufgehoben wird, so kann nichts Verletzendes darin liegen, wenn einem Parlamente Theilnahme an der Gesetzgebung gestattet wird. Die gesetzgebende Gewalt ruht freilich, wie alle Gewalten, auch im Regenten; aber da dieser die Einzelheiten der Gesetzgebung nicht selbst besorgt, so ist es gleichgültig, ob dieses Geschäft von einer Gesetzcommission oder von einer Versammlung von Volksdeputirten betrieben wird, vorausgesetzt, daß sie dazu befähigt sind, denn auch sie können als Staatsdiener betrachtet werden. Es ist dies bloß eine Frage der Zweckmäßigkeit, und bei der Entscheidung derselben ist der Umstand von Gewicht, daß bei der Gesammtheit dieser Deputirten eine genaue Kenntniß von Land und Volk, von seinen Bedürfnissen und Wünschen vorausgesetzt werden kann.

Ein König oder ein Fürst soll am glänzendsten das Ebenbild Gottes ausgeprägt an sich tragen, weil er, wie Gott, zwar nicht die ganze Welt, aber doch ein größeres oder kleineres Stück derselben regiert. Aber es fehlen ihm die göttlichen Eigenschaften, z. B. die Allwissenheit, Allweisheit. Leider hat auch der scharfsichtigste Regent nur zwei Augen, welche nicht hinreichen, das ganze Land zu übersehen, und alle

Uebelstände, die Abhülfe bedürfen, wahrzunehmen; man ist deshalb darauf bedacht gewesen, eine ansehnliche Menge fremder Augen in seinen Dienst zu nehmen und so wenigstens eine relative Allwissenheit zu bilden. Diese Hülfsaugen findet der Monarch auch in seinen Ministern, Kabinetsräthen, Staatsräthen u. s. w., und jeder dieser umsichtigen Herrn hat nun wieder eine nicht geringe Menge untergeordneter Augen, mit den dazu gehörigen Schreibehänden, welche als berichterstattende Telegraphen betrachtet werden können, in seinem Dienste, so daß sich eine Augenpyramide bildet, die sich nach unten hin immer mehr erweitert, nach oben hin aber zuspitzt, so daß das Regentenauge die oberste Spitze bildet.

Das wäre so weit ganz gut. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß unter diesen Miethlingsaugen gar mancher Schalk ist, der entweder falsch sieht oder das Gesehene verkehrt reflectirt, und daß unter jenen telegraphirenden Händen sich viele befinden, welche Schönfärberei treiben, so daß dem höchsten Regentenauge gewöhnlich ein falsches oder verschobenes Bild von den Gegenständen oder Angelegenheiten, die es sehen will, zukommt.

Ließe sich diesem Mangel nicht vielleicht abhelfen? Allerdings, sagt die moderne Staatswissenschaft. Die Augen des Volks stehen immer offen, sie sehen in ihrer Gesammtheit alles, was im Staate vorgeht, und eben so sind auch seine Ohren nicht verschlossen; es käme

also nur darauf an, die schärfsten dieser Seh- und Hörorgane für den Dienst des Regenten zu gewinnen und sie aus dem zerstreuten Volkswissen durch Concentration eine künstliche Allwissenheit zu bilden; mit andern Worten: man muß eine Methode ausfindig machen, um die erfahrensten, verständigsten und geschäftskundigsten Beobachter und Sprecher aus allen Theilen des Landes vor den Thron des Regenten zu versammeln, mit der Erlaubniß, ihre Beobachtungen, Erfahrungen und Ansichten frei auszusprechen. Ist diese Methode gefunden und gewissenhaft ausgeführt, so hat man eine Volksrepräsentation oder Volksvertretung, durch welche, wenn sie wirklich ist, was sie sein soll, dem Regenten nicht bloß alles Wissen mit Inbegriff aller Kenntniß und Weisheit, sondern auch alle Macht, d. i. alle physische und moralische Kraft, die sich in der Masse seines Volkes vorfinden, zur Disposition gestellt wird, um zum Besten des Staats davon Gebrauch zu machen.

Daß das Repräsentativsystem dem Monarchen auch Heiligkeit vindicirt, indem es von der Voraussetzung ausgeht, daß derselbe als Staatsregent nie unrecht thun könne, ist bekannt genug; man scheint aber kein besonderes Gewicht auf diesen moralischen Vorzug zu legen, so wie denn überhaupt die vulgaire Politik den höchsten geistigen Gütern der Menschheit wenig Rechnung trägt.

Doch genug hiervon; denn ich fürchte, über ein unheiliges Thema schon zu viel gesagt zu haben.

Es wird wahrscheinlich noch lange dauern, ehe der Constitutionalismus in seiner ganzen Wahrheit zur Geltung kommen kann.

Da man die aus dem Staatsleben hervorgehende Cultur Civilisation nennt, so mögen zum Beschluß dieser Abtheilung einige Bemerkungen über die Höhe unserer Civilisation folgen.

10) Einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Standpunkt unserer Cultur und Civilisation.

Nur im gesellschaftlichen Leben kann, wie schon gesagt, von einer Cultur oder Bildung des Menschen die Rede sein. Nicht stärker wie der Baum, sondern schwächer wie der einzelne Grashalm wird der Mensch, wenn er vereinsamt aufwächst. Wie Weizenähren müssen die Menschen dicht beisammen stehen, wenn sie gedeihen und gute Früchte tragen sollen.

Aber eine unvermeidliche Folge dieser in der Natur des Menschenthums liegenden Nothwendigkeit der Gesellschaft ist, wie schon gesagt, die Erfahrung, daß sich nicht bloß die Vorzüge, Kenntnisse und Geschicklichkeiten, sondern auch die Mängel und Gebrechen der Gesellschaftsmitglieder gegenseitig mittheilen und gleichsam einimpfen, so daß die Gesellschaft einerseits als

die Pflegerin unserer ganzen Entwicklung, unserer Vorzüge und Tugenden, aber auch andrerseits als die Mutter unserer Laster betrachtet werden kann. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Medium der Mittheilung nicht bloß das Gute, sondern auch das Schlechte und Böse fortpflanzt. Die moralische Contagion ist die schlimmste, denn selbst ein hoher Grad von Cultur kann nicht dagegen schützen und wenn diese den sittlichen Boden verliert, so steht die Gesittung eines Volks oft mit seiner Cultur und Civilisation im umgekehrten Verhältnisse. In einer dichten Bevölkerung, namentlich in großen Residenz- und Handelsstädten entstehen, wenn nicht auf zweckmäßige Lüftung gedacht wird, wie in dichten Wäldern, böse Dünste und sumpfige Stellen mit schädlichen mephytischen Ausströmungen, in deren Folge die Keime des Guten und Schönen verderben.

Es kann daher nicht gleichgültig sein, wie die Gesellschaft beschaffen ist, in welcher der Mensch aufwächst, und wem ernstlich darum zu thun ist, daß der Menschheit geholfen werde, muß sich auch die Aufgabe stellen, das gesellschaftliche Leben im Großen und Kleinen zu verbessern und so viel an ihm ist, die moralischen Sümpfe, welche sich bei der Verfolgung einer fehlerhaften falschen Cultur gewöhnlich bilden, trocken zu legen. Für jeden, der nicht in einer Mönchszelle oder Einsiedelei lebt, wird also die Frage nach der Beschaffenheit unserer gegenwärtigen Cultur von höchstem

Interesse sein, denn die Kenntniß unserer Cultur und Civilisationsverhältnisse wird bei jeder Maßregel zur Verbesserung unsers gesellschaftlichen Lebens vorausgesetzt, und gehört demnach nicht zu den unnützen Fragen. Es sei mir erlaubt, einige Beiträge zur Beantwortung derselben zu liefern.

Cultur und Civilisation werden gewöhnlich als gleichbedeutende Ausdrücke gebraucht, denn unter beiden versteht man das Maß der, einer größern oder kleinern Menschenmasse, zukommenden Bildung. Der Unterschied liegt darin, daß man unter Civilisation die, aus der Civilität d. i. aus dem Bürger- und Staatsthume hervorgehende Bildung versteht, während der Name Cultur keine solche Bezugnahme voraussetzt. Ohne gesellschaftliche Verhältnisse ist freilich, wie gesagt, gar keine Bildung möglich, aber es giebt außer den Staatsvereinen noch andere Gesellschaften, z. B. die Familie, die Gemeinde, die Kirche u. dergl., durch welche humane Bildung erzielt werden kann. Da indeß alle übrigen Gesellschaften ihren Boden und Halt in der allgemeinen großen Staatsgesellschaft haben, so wird in dieser immer die Hauptbedingung aller Bildung zu suchen sein, und die gute oder schlechte Beschaffenheit einer Staatsregierung ist daher für die Cultur eines Volkes eine Lebensfrage.

Bei dieser unverkennbaren Abhängigkeit behauptet aber doch in vieler Beziehung die Cultur oder Civilisation einer Nation einen selbstständigen Charakter.

Es findet hier eine gewisse Wechselbeziehung statt, so daß es in vielen Fällen fast gleichgültig ist, ob man sagt: dieses oder jenes Volk ist schlecht civilisirt, weil seine Staatsverwaltung im Argen liegt, oder seine staatlichen Einrichtungen sind schlecht, weil es in der Civilisation noch sehr zurück ist. Seit 60 Jahren sind die französischen Staatsverfassungen fast ausschließlich aus der Nation hervorgegangen und haben die Veränderlichkeit und Unbeständigkeit derselben getheilt, weil die Civilisation in Frankreich einen von der Staatsmacht unabhängigen Gang nahm. In Spanien hingegen hat es die Regierung zu verantworten, daß ein edles Volk von der hohen Stufe, die seine Civilisation im Mittelalter erreicht hatte, herabgedrängt worden ist. — Der praktische Staatsmann kann sich unter diesen Wechselbeziehungen so benehmen, als wenn alle Volksbildung von seinen Anstalten abhängig wäre, und der Volksfreund und Volkslehrer wird keinen Widerspruch finden, wenn er seinem Publicum sagt, daß sich das Staatsleben in dem Maß vervollkommnen werde, als es selbst besser und gebildeter zu sein sich bestrebe. Denn unsere Staatsbehörden sind ja keine Wesen höherer Art, sondern Menschen, deren Bildung aus der allgemeinen gesellschaftlichen Bildung hervorgegangen ist. Aber soviel läßt sich mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß, wenn eine Staatsregierung im stolzen Selbstvertrauen fortgesetzt die nach dem Stande der Civilisation sich richtenden Bedürfnisse ihres Volks

verkennt, sie über kurz oder lang einer Revolution gewärtig sein muß.

Vergleichen wir nun die Höhe unserer gegenwärtigen Civilisationsstufe mit der Stufe, worauf unsere Vorfahren in den vorhergehenden Jahrhunderten standen, so können wir in gar vieler Beziehung, namentlich in Allem was Wissenschaft, Kunst, Geschmack, Gewerbthätigkeit, Verkehr u. dergl. betrifft, stolz auf dieselbe sein, denn die Fortschritte, welche der menschliche Geist in der Sphäre des Wissens gemacht hat, und namentlich die gelungenen Versuche, die Geheimnisse der Natur zu entschleiern, gränzen an das Wunderbare und der Umfang der dadurch gewonnenen neuen Entdeckungen und Erfindungen, zur Vermehrung und Erhöhung eines anständigen Lebensgenusses, ist unermäßlich. Ist aber die Frage, ob wir durch diese Fortschritte besser, kräftiger, zufriedener, frohsinniger und glücklicher geworden sind, als unsere Altvordern waren, so müssen wir Anstand nehmen, diese Frage unbedingt zu bejahen; was namentlich das Quantum der Zufriedenheit betrifft, deren wir uns im Durchschnitt erfreuen, so ist das nicht sonderlich groß und es gehört kein großer Scharfblick dazu, um häufige Spuren von großer Unzufriedenheit zu bemerken, obgleich unsere vielgeschäftige Polizei Alles thut, um den lauten Ausdruck dieser Unzufriedenheit zu verhindern. Auch ist es ein bedenklicher Umstand, daß die Zahl derer, welche wegen Armuth und Verdienstlosigkeit an den

Wohlthaten unserer modernen Civilisation nicht Theil nehmen können, von Tag zu Tag größer wird. Es müssen also doch wohl unserer Civilisation bei allen ihren Vorzügen, auch eigenthümliche Gebrechen anhaften, für welche wir unsere Augen nicht verschließen dürfen; denn der möglichen Verbesserung des Mangelhaften muß die Erkenntniß desselben vorhergehen.

Als allgemeine Quelle, aus welcher diese Gebrechen entspringen, wird zu bezeichnen sein: die, unter verschiedenen Masken und Verkleidungen einherschleichende Selbstsucht, welche zur Befriedigung ihres maßlosen Hanges zum Wohlleben, ihres Ehrgeizes und Geldhungers das Wohlsein der Familien, des Gemeinwesens, des engern und weitern Vaterlandes und alle höhern Anliegen der Menschheit auf's Spiel setzt und oft unter scheinbaren Vorwänden in den Staub tritt. Die Gesetze, Ordnungen und Einrichtungen des bürgerlichen Lebens dienen so wenig zur Beschränkung dieses Treibens, daß die selbstsüchtige Speculation sich oft daraus Schutzschirme und Sauvegarden gegen die drohende Strafe zu bereiten weiß, ja, daß sie gar häufig Gelegenheit findet, diese Einrichtungen in Schulen, Kirchen, Gerichtshöfen, Staatsämtern, Künsten und Gewerben zu ihrem Vortheil auszubeuten. Die Religion und Moral der gewöhnlichen Weltmenschen sind weiter nichts als anständige Mäntel, welche umgehangen werden, um die Blößen der Unsittlichkeit und Lieblosigkeit zu verhüllen und während christliche Menschen-

liebe in aller Munde ist, lauert Falschheit und Betrug im Herzen Vieler, zur Berückung des arglosen Freundes. — So früh als möglich wird die harmlose Jugend auf den Gesichtspunkt erhoben, nach welchem reiches Vermögen als der höchste Preis geistiger und leiblicher Anstrengungen erscheint und das Lebensglück nicht anders als mit goldener Einfassung sich darstellt. Gemüthsruhe, Tugend, Wohlwollen, gutes Gewissen sind in den Augen dieser Glücksjäger, untergeordnete Güter, die man ja wohl Anstands halber mitnehmen könne, wenn sie nicht zu weit aus dem Wege liegen, aber Mühe und Opfer dürfen sie nicht kosten, sonst läßt man sie unangerührt liegen. Aeußere Ehr- und Rangsucht werden höher verwerthet als Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit, Vorrecht mehr als Recht, Titel mehr als Verdienst, und der Schurke von Rang und Einfluß wird gepriesen, während der unbegüterte Biedermann unbeachtet bleibt und gelegentlich verspottet wird.

Das aus den Zeiten des Faustrechts stammende historische Recht, — in den Augen der Vernunft oft das schreiendste Unrecht, — wird von seinen bisherigen Nutznießern wie eine Goldmine ausgebeutet, wenn auch das ungeschützte Feld des natürlichen Rechts darüber verschüttet werden sollte und die egoistische Sophistik der Bevorrechteten weiß zur Rechtfertigung dieses Verfahrens gar plausible Gründe aufzustellen, wobei ihr die jetzt unter den Hochgestellten so sehr verbreitete Revolutionsfurcht sehr zu statten kommt. Denn

da die Waffen der Demokraten in der Revolutionszeit vorzüglich gegen das lästige Vorrecht gerichtet waren, so tritt jetzt, nachdem die Angriffe, wie man glaubt, auf immer zurückgeschlagen worden sind, die bevorrechtete Aristokratie wie eine verfolgte Unschuld auf und ihre Ansprüche auf Entschädigung und Einsetzung in den vorigen Stand, finden bei allen Feinden der Revolution eine ziemlich günstige Aufnahme.

So macht sich in allen Lebenskreisen die Selbstsucht geltend und gewöhnlich um so auffallender, je höher diese Kreise liegen. Die vervielfältigten Bedürfnisse der Sinne und der Eitelkeit verschlingen die ganze physische und moralische Thatkraft des Menschen und lassen der Liebe, die sich in Andern sucht und erkennt, keinen Raum. Wo fände man in der schimmernden Sphäre der prunkenden Alltäglichkeit und vornehmer Philisterhaftigkeit Gedankengröße, Schwung der Gefühle, Sinn für das ewig Wahre, Schöne und Gute? wo Selbstverläugnung, Aufopferung, Unabhängigkeit des Geistes. Mit Haben, Gewinnen, Besitzen, Genießen schließt sich der Ideenkreis und die Gewohnheit des Gemeinen bildet eine Kette um den Menschen, die zu zerreißen nur Wenige die Kraft haben. Was aber das Schlimmste ist, in dieser gemeinen Gesinnung, die sich nicht über den Erdenstaub zu erheben vermag, geben gewöhnlich die Großen und Vornehmen den Geringeren mit verführerischem Beispiele voran und wer edle Gesinnung, Charakterstärke und Gedankengröße in

Marmorpalästen sucht, wird nicht viel finden, am wenigsten Begeisterung für weltbeglückende Ideen.

Freilich ist dieser Götzendienst der Selbstsucht und der Sinnlichkeit nichts Neues, und kann nicht wohl als ein Characterzeichen der modernen Civilisation angegeben werden. Die Klagen über den Schmuz der Habsucht, des Geld- und Ehrgeizes, über den Cultus der Sonderinteressen, denen alle Rücksichten auf das Gemeinsame untergeordnet werden, sind alt genug und die Thatsachen, worauf sich diese Klagen gründen, sind in früherer Zeit weit häufiger und greller hervorgetreten als jetzt. Das specifisch Neue, welches zu dem Alten hinzugekommen ist, besteht in der Feinheit, in dem sinnreichen Raffinement, in der systematischen Kunstfertigkeit, womit die Selbstsucht ihre Zwecke verfolgt und zu erreichen sucht. Es hebt sich besonders der Umstand hervor, daß neben den Dienst des thierischen Lebens das Wissen des Bessern, die Erkenntniß des Wahren und Guten getreten ist, ohne einen merklichen Einfluß auf die Verbesserung unserer Gesittung gewinnen zu können, indem alle Verstandesbildung zur Beförderung materieller Interessen, alle wissenschaftliche und Kunstthätigkeit zur Verfeinerung sinnlicher Genüsse verwendet, alle Sophismen des Verstandes zum Geltendmachen der Sonderinteressen aufgeboten werden.

So wenig nun das zum Lobe unserer modernen Civilisation gereicht, so müssen wir doch einen gewissen Fortschritt darin erkennen, daß die Selbstsucht nicht so

unverhüllt, so rücksichtslos ungeschliffen und roh jetzt auftritt, und sich nicht, wenn ihr die Macht zur Seite steht, mit solcher Härte und Grausamkeit geltend macht, als es früher und namentlich in dem, von den Romantikern gepriesenen Mittelalter der Fall war. Die moderne Civilisation, mit allen ihren Gebrechen hat doch wenigstens eine gefällige, abgerundete äußere Form; sie hat das rohe anstößige eckige Wesen unserer Vorfahren abgestreift, und ist unaufhörlich bemüht, die Formen des gesellschaftlichen Lebens zu verschönern, weicher und bequemer zu machen. Dagegen ließe sich nichts sagen, wenn nur nicht dieser Hang nach Verfeinerung und Bequemlichkeit in Weichlichkeit und Ueppigkeit ausartet und somit ein übertriebener Luxus mit seinen verderblichen Folgen herbeigeführt würde.

Der Luxus mit seinem Bestreben durch schöne Formen zu glänzen, ist zwar an sich nichts Verwerfliches, sondern kann vielmehr als eine wirksame Triebfeder, wodurch die Gewerbsthätigkeit und der Handelsverkehr einen raschern Umschwung erhält, betrachtet werden; abgesehen davon, daß er in der eleganten Welt oft wie ein Zauberschlag auf die verschlossene Hand des Geizes und der Habsucht wirkt und sie zum Oeffnen und Mittheilen nöthiget. Aber wenn der Luxus das gehörige Maß überschreitet und alle Stände der Gesellschaft durchdringt, ist er unstreitig vom Uebel und dieses Uebermaß haben wir in der Neuzeit zu beklagen. Wer sich einer Erinnerung von 50 — 60 Jahren er-

freut und die ehemaligen Formen des häuslichen und geselligen Lebens mit den jetzigen vergleicht, wird finden, daß das Uebel nicht bloß in den höheren Klassen der Gesellschaft stehen geblieben ist. Fast allgemein ist das Streben nach kostspieligen Genüssen und eiteln Prunk und es gilt für viele als Ehrenpunkt, um jeden Preis die Mittel zur Befriedigung dieses eiteln Strebens herbeizuschaffen, sollte auch der einzusetzende Preis Ehre und Gewissen sein. Die künstlichen Bedürfnisse haben sich so vermehrt, daß der Reiche nicht reich genug ist, sie zu befriedigen und der Unbemittelte, um nicht zurückzubleiben, sich kopfüber in Schuld und Schulden stürzt. Auch für den Armen hat die moderne Civilisation in dem leidigen Korngeist für einen Luxusartikel des Genusses gesorgt, welcher ihn zwar eine kleine Weile für das Gefühl seines Elendes abstumpft, aber auch nun in ihm die Kraft ertödtet, mit welcher er allein dasselbe siegreich bekämpfen konnte.

Man erkennt die Uebel, welche der übertriebene Luxus anrichtet, seufzt darüber, aber niemand hat den Muth, es mit der That und gutem Beispiele zu bekämpfen. So lange es für einen Ehrenpunkt gilt, die Forderungen des zur Gewohnheit gewordenen Luxus zu befriedigen, gehört mehr Charakterstärke dazu, als den meisten Menschen zu eigen ist, um sich in dieser Beziehung zu beschränken und in den verschiedenen Lebensformen der edeln Einfachheit zu huldigen, die auch ihre eigenthümliche Schönheit hat. Das ist aber eben

das Unglück der Zeit, daß Charakterstärke nicht unter die Vorzüge gehört, womit sich unser Stolz brüsten könnte. Von der Trias, **Weisheit**, **Schönheit** und **Stärke**, welche wie drei Säulen den Bau des einzelnen und gesellschaftlichen Lebens tragen sollen, ist die dritte sehr wankend und wurmstichig. Die Stärke wird in den höheren Regionen der Gesellschaft, wo man das Feine und Zarte liebt, wenig geschätzt und wenn man den Kultus der Weisheit und Schönheit um so eifriger zu betreiben scheint, so waltet dabei häufig das Mißverständniß ob, daß man Wissen für Weisheit und glänzenden Schein gewöhnlich für Schönheit nimmt.

Es ist demnach wohl nicht zu viel gesagt, wenn man das Hauptgebrechen unserer Generation mit dem allgemeinen Namen der Schwäche oder des Mangels an physischer und moralischer Stärke bezeichnet. Daß die körperliche Stärke der Menschen in dem Maße abnimmt, als die Civilisation steigt, liegt in der Natur der Sache und läßt sich nicht wohl ändern; denn wer wollte die starken Fäuste des Mittelalters mit seinem Faustrechte zurückwünschen, um in den Fehden und Gewaltthätigkeiten desselben eine Uebungsschule für starke Muskeln zu haben. Aber das nöthige Maß dieser Stärke könnten wir doch durch zweckmäßige Uebung uns zu eigen machen, ohne in den Mißbrauch derselben zu verfallen, namentlich könnte der scharfe Zahn, mit welchem die Ueppigkeit am Marke unserer Kraft nagt,

ausgebrochen werden, ohne daß wir nöthig hätten, zu der Rohheit der alten Zeit zurückzukehren. Noch weit bedenklicher jedoch, als der Mangel an leiblicher, ist das Deficit von geistiger und moralischer Kraft, die in den zierlichen Formen unserer geschniegelten und gebügelten socialen Verhältnisse nicht gedeihen will, so daß man fast erschrickt, wenn von der Stärke des Willens und des Charakters die Rede ist. Die moderne Civilisation fürchtet für ihre feingezirkelten Ordnungskreise fast mehr von dem verletzenden Fußtritte der Stärke als von dem Pesthauche schleichender Niederträchtigkeit. Unsere häuslichen und politischen Einrichtungen sind so glatt polirt, so fein gerundet, so künstlich verschlungen, daß ein starker Griff oder Tritt in dieselben, sie verletzen und zerstören konnte. Daher scheuen auch unsere Staatsbehörden nichts mehr, als den starken Willen oder Charakter eines selbstständigen Mannes und die Polizei erschrickt, wenn ein fest auftretender Fuß ihre symmetrisch geordneten Kreise berührt.

Nach den Ansichten, die sich jetzt in den höheren und höchsten Sphären der Staatsgesellschaft gebildet haben, darf in der Charakteristik eines brauchbaren Subjects, besonders, wenn vom Staatsdienste die Rede ist, kräftiger Wille, selbstständiges Urtheil, unbeugsame Charakterstärke und strenge Wahrheitsliebe nicht vorkommen; denn welcher Vorgesetzte würde mit einem Untergebenen, der seine geistige Unabhängigkeit zu be-

wahren sucht, etwas zu thun haben wollen. Wie würde doch von selbständigen Geistern die elastische Fügsamkeit und Schmiegsamkeit zu hoffen sein, welche in der Hierarchie des Staatsdienstes so nothwendige Requisite sind, wie in der Hierarchie der römischen Kirche unbedingter Glaube, weil beide Gewalten die eigene Prüfung verdammen. — Weil der unabhängige selbständige Mann nicht mit gekrümmtem Rücken umherschleicht und nicht geneigt ist, ein unterthäniges Ja zu stammeln, wo das Gewissen ein starkes Nein verlangt, deswegen wird er gescheut, gefürchtet und gehaßt, man schiebt ihn zurück, während der Heuchler und Maul-Schwätzer den Vorsprung gewinnt und bei einiger Gewandtheit der Gunst der Großen gewiß sein kann. Verleugnung des eigenen Urtheils wird als Beweis loyaler Gesinnung genommen und belohnt, während jede Opposition oder Protestation gegen das Ungerechte und Unwahre in der beliebten Tagespolitik als Mangel an schuldigem Respecte, ja vielleicht als Beweis revolutionärer Gesinnung verpönt ist. Auch die Presse soll keinen freimüthigen Charakter haben, und man thut alles Mögliche, um sie zur elenden Servilität herabzudrücken.

Weil es aber schwer ist, einen starken Charakter, der wie ein Baumstamm schon viele spröde Jahrringe angelegt hat, geschmeidig und biegsam zu machen, so sind die Lenker des Staats und der Kirche ängstlich darauf bedacht, gleich bei der ersten Erziehung das Werk zu beginnen und die Schuldisciplin so einzurichten,

daß gehorsame Unterthanen und brauchbare, das heißt geschmeidige Staatsdiener in Zukunft zu erwarten sind. Damit kein widerspenstiger Wille aufkomme, wird der Wille überhaupt durch starke Beschränkungen frühzeitig gebrochen; damit das selbstständige Urtheil sich nicht bilden könne und das Selbstdenken keine naseweisen Querfragen thun möge, wird den Schülern nicht allein das Beten, sondern auch das Nachbeten, besonders des religiösen Unterrichts, zur Pflicht gemacht und in den Gelehrtenschulen wird dafür gesorgt, daß durch den lastenden Apparat diverser Gelehrsamkeit die freie geistige Kraft der Schüler unter dem gehörigen Druck erhalten werde, und der Verstand sich nicht zur freien Prüfung erheben könne. Dabei hat das Gedächtniß so viel zu thun, daß ohnehin für das Geschäft der Beurtheilung keine Zeit übrig bleibt; mit den vielen Lucubrationen wird nicht bloß das leibliche, sondern auch das geistige Auge geschwächt, und somit bewirkt, daß die, mit Wissen aller Art wie Kapaune ausgestopften Jünglinge, ohne geistige Zeugungskraft, ohne Kraft- und Freiheitsgefühl in die Schranken treten, um eine sogenannte Carrière zu machen. Wer aber zum Ziel gelangen will, muß den letzten Rest der Charakterfestigkeit ablegen, er darf nicht im Heldencothurne, sondern muß in dem weichen Soccus einer Bedientenrolle auf der Staatsbühne auftreten.

Wo aber der, in den höchsten Regionen beliebte Pietismus Einfluß auf das Schulwesen hat, da wird

das Werk dieser entkräftenden Disciplin dadurch gekrönt, daß der fromme Religionslehrer den natürlichen Menschen als ein verworfenes, dem Teufel verfallenes Geschöpf darstellt, das geneigt ist, sich durch den Koth aller Laster nach dem Schwefelpfule der Hölle hinzuwälzen, wogegen es kein anderes Rettungsmittel giebt, als Verzichtleistung auf die eigene Kraft und blindgläubiges Vertrauen auf die Gnade Gottes, welche gewonnen werden kann, durch blinden Glauben, trübselige Geberdung und durch Schelten und Schmähen auf die leidige Vernunft und die Vernunftgläubigen. Durch diese Methode glaubt man gute Bürger für den Himmel nicht bloß, sondern auch für den Staat zu bilden und in der That, wer gewohnt ist, sich Gott nach dem Bilde eines schwachen, wunderlichen, willkürlichen Regenten zu denken, der seine Günstlinge aus devoten Knierutschern wählt, wird es auch ganz in der Regel finden, wenn die Beherrscher der Erde sich über die Gesetze wegsetzen, und ihre Günstlinge aus dem Heere ihrer Schmeichler auswählen. Aus einer solchen Schule, wo die jungen Leute, zum blinden Glauben dressirt werden, kann freilich keine Opposition oder Fronde gegen die Fürsten und ihre Diener hervorgehen.

Auch an unsere Universitäten, diesen alten Freistätten geistiger Freiheit, an denen sich selbst die Despotie früherer Jahrhunderte nicht vergriff, hat man sich gewagt und mancher erleuchtete Staatsmann ist vor dem Gedanken nicht erschrocken, aus Wohnsitzen der Wissen-

schaften wo möglich literarische Haspelhäuser zu machen, wo das vorgeschriebene Pensum unter polizeilicher Aufsicht regelmäßig abgehaspelt werden soll. Bis dato ist indeß dieses Ideal geistiger Knechtschaft noch nicht realisirt.

Sonst erfreute sich wenigstens die weibliche Jugend einer glücklichen Dispensation von gelehrter Schuldressur; man gestattete den heranwachsenden Jungfrauen auch ohne pedantische Gelehrsamkeit gute Hausfrauen und Mütter zu werden. Jetzt aber müssen sie, wenn sie sich vom Pöbel unterscheiden wollen, auch durch literarische Impfanstalten, höhere Töchterschulen genannt, hindurchgehen, wo sie nicht allein in den sieben freien Künsten wohl dressirt, sondern auch in die Geheimnisse der Metrik, Mythologie, Literaturgeschichte u. s. w. eingeweiht werden. Auf diese Art erhält die Gesellschaft zwar viele gelehrtthuende Damen; ob aber auch gute Hausfrauen und sorgfältige Mütter, das ist eine andere Frage. Ueberbildete Frauen werden keine kräftigen Söhne erziehen können, und man ist dabei der Gefahr überhoben, daß keine revolutionairen Gracchen aus ihrem Schooße hervorgehen.

So sind alle Zustände und Einrichtungen in unserm öffentlichen und Familienleben mehr auf Nachgiebigkeit, Nachsicht, Schwäche und Geschmeidigkeit, als auf moralische Stärke und Charakterfestigkeit berechnet. Auch hat man sich an diese dürre Steppe unserer Civilisation so gewöhnt, daß, wenn ausnahmsweise einmal

Männerstolz vor Königsthronen auftritt, alle Welt in Erstaunen geräth und der Pöbel einen solchen Mann, der festen Schritts sein Ziel verfolgt, wie ein Meerwunder angafft und wie der römische Pöbel ängstlich schreit: foenum in cornu habet; hunc tu Romane caveto!

Man erwartet von der Religion die allmälige Heilung der Gebrechen unserer Civilisation. Aber so lange der religiöse Schulunterricht selbst noch an auffallenden Gebrechen leidet, hat diese Erwartung wenig Grund. Wie kann man hoffen, durch kirchliche Institutionen die Sittlichkeit zu befördern, wenn diese Bildungsanstalten so beschaffen sind, daß das sittliche Element immer mehr aus unserm religiösen Leben entweicht, was nothwendig der Fall sein muß, wenn alles Gewicht auf blindes Glauben und äußern Ceremonialdienst gelegt wird. Nur wenn unser Christenthum das ist, was es nach der Idee seines Stifters sein soll, eine Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit, die sich durch thätige Bruderliebe bethätigt, wird es sich auch als eine Kraft Gottes, die Gläubigen selig, d. i. moralisch besser zu machen, beweisen. Wäre unsere Erziehung so beschaffen, daß mit der Lehre Jesu zugleich seine Gesinnung und seine reine Sittlichkeit Wurzel fassen könnte, so würden die Hauptmängel unserer Civilisation bald beseitigt sein.

Das leistet der jetzt so beliebte Pietismus nicht mit seiner altkirchlichen Weltanschauung, nach welcher

der Mensch nur durch Entsagung auf alle Lebensfreuden sein Heil schaffen soll. Indessen hat diese Richtung, welche das Licht der Vernunft und die Heiterkeit des Lebens gleich stark scheut, nach dem Gesetze des Antagonismus eine andere entgegengesetzte hervorgerufen, welche insofern noch verderblicher ist, als sie die höhern geistigen Bedürfnisse des Menschen verkennt und seine Bestimmung bloß auf das Erdenleben und die in ihm enthaltenen materiellen Genüsse beschränken möchte. Diese Richtung, welche dem frechen Unglauben mit demselben Fanatismus huldigt, wie die Gegenpartei den blinden Glauben predigt, ist von einer Anzahl exaltirter Himmelsstürmer ausgegangen, welche schon vor mehrern Decennien unter dem Namen des jungen Deutschlands auftrat. Sie hat aber ihre Wurzel nicht in der deutschen Bildung, sondern in Reminiscenzen aus der Schule der französischen Encyklopädisten. Nach der Ansicht dieser modernen Reformatoren, die mit souverainer Verachtung auf die Heroen unserer klassischen Literatur herabsehen, soll unsere Cultur und Civilisation eine ganz andere Grundlage erhalten, als die bisherige war. Wenn man früher die Befreiung des Geistes von den schädlichen Einflüssen der rohen Sinnlichkeit, durch die Vermittlung der sittlichen Ideen des Guten, Wahren und Schönen, als die große Aufgabe unserer Bildung betrachtete, so ist in dieser neuen Schule im Gegentheil von der Emancipation des Fleisches die Rede. Nur auf die Erde soll unsere

Bestimmung beschränkt sein und die Sehnsucht nach einem höhern Leben soll wie ein hohler Traum ohne Bedeutung und Realität aufgegeben werden. Die Emancipation der Frauen und die Profanation der Ehe gehört auch zu den Lehrsätzen dieser Schule, so daß, wenn dieselbe allgemeinen Beifall und Eingang fände, die Familie als Grundsäule der Gesellschaft ihrer sittlichen Würde ganz entkleidet wäre, und das häusliche Glück sein Fundament verlöre. Glücklicherweise ist unser Nationalleben noch nicht so tief von der französischen Frivolität durchdrungen, als daß diese geistigen und moralischen Bacchanalien beim deutschen Volke Anklang finden könnten. Wenn zur Zeit der Revolution sich viele von den hochtönenden Phrasen dieser unberufenen Weltverbesserer bethören ließen, so war diese thörichte Exaltation einem Rausche vergleichbar, der bald vorübergeht und Reue und Beschämung zurückläßt.

Wenn nach den bisherigen Erörterungen unsere Civilisation noch viele Schattenseiten hat, so dürfen wir doch an der gedeihlichen Fortbildung unsers Nationallebens nicht verzweifeln, denn bei aller moralischen Corruption und Fäulniß, wovon es theilweise durchdrungen ist, hat sich doch im Innern desselben ein gesunder moralischer Kern erhalten, der unter begünstigenden Umständen wohl die Keime einer bessern Gesittung und der uns noch fehlenden Nationaltugenden entwickeln könnte. Dieser Kern ist vorzüglich in der

Mittelklasse der Gesellschaft zu finden und zwar aus dem naheliegenden Grunde, weil diese Klasse bei selbsterworbenem Wohlstand sich gleichweit entfernt gehalten hat von dem zersetzenden Einflusse der Ueppigkeit des großen Reichthums und dem demoralisirenden Elende, welches die Armuth begleitet. Da nun in neuerer Zeit diese Klasse eine um so breitere Basis ihres Bestehens gewinnt, je mehr der Druck, der früher auf dem Ackerbau und dem Gewerbefleiße lastete, durch die Fortschritte der Nationalökonomie beseitiget wird, so ist es gegenwärtig zur Unmöglichkeit geworden, daß eine ganze Nation, wie einst die Römer, in dem Pfule des sittlichen und politischen Verderbens untergehen könne.

Haben wir noch viele Mängel und Gebrechen unsers socialen Lebens zu beklagen, so müssen wir doch gestehen, daß in der Neuzeit sich eine lange Reihe von Verbesserungen Bahn gebrochen haben, und daß viele Hindernisse beseitiget sind, welche den Fortgang und Aufschwung unserer Cultur sonst hinderten. Man denke nur an die Greuel des entsetzlichen s. g. Faustrechts, an die volksverderblichen Fehden und Privatkriege, an die Leibeigenschaft mit ihren empörenden Plackereien, an die Ketzergerichte, die Hexenprozesse mit ihren Folter- und Marterkammern und an andere Formen des politischen und religiösen Unsinns, welche der bessern Bildung weichen mußten. Es ist jetzt freilich eine Zeit der Reaction und in den Kreisen

derer, welche für ihre Vorrechte zittern, werden Stimmen laut, welche unsere moderne Bildung verschreien und zur Rückkehr in die alte gute Zeit auffordern. Aber diese Bestrebungen und Rufe haben keinen andern Erfolg, als daß der verständige Theil der Nation sie verlacht. Es haben sich in unserm Volksleben zu viele und zu starke Quellen der Einsicht des Bessern geöffnet, als daß sie durch die Steinwürfe der reagiren Dunkelmänner verschüttet werden könnten, und wenn es den Feinden unsrer modernen Bildung gelänge, Dämme gegen die Strömung der Neuzeit aufzuführen, so würden sie dadurch weiter nichts bewirken, als eine Ueberschwemmung, die für ihre mißliebigen Restaurationen sehr gefährlich werden könnte.

Es ist nicht zu verkennen, daß, trotz allen Aufforderungen zur Ruhe, sich überall eine Rührigkeit offenbart, wie sie noch nicht dagewesen ist. Da wo, wie in Deutschland, dieser Rührigkeit die politische Sphäre verschlossen blieb, hat sie sich mit um so größerm Eifer dem weiten Felde des Verkehrs und der materiellen Interessen zugewendet, und es hat hier ein Aufschwung stattgefunden, von welchen man vor wenigen Decennien noch gar keinen Begriff hatte. Die Elementargeister des Wassers, des Feuers und der Luft scheinen durch einen Zauberbann in die Botmäßigkeit des denkenden Menschen gekommen, um in seinen Werkstätten und Handelsstraßen wie Sklaven und Ruderknechte zu arbeiten, und sie arbeiten wirklich bald einzeln, bald

zusammengekoppelt mit einer Kraft, Ausdauer und Pünktlichkeit, die Erstaunen erregt, wie dienstbare Geister, durch Faust's Höllenzwang beschworen, aber in der That keinem andern Zauber, als der Macht der Wissenschaft gehorchend. Selbst die geheimen Kräfte der Electricität und des Magnetismus braucht diese Macht zu Boten- und Heroldsdiensten und sie realisiren durch ihre Schnellläufe das Mährchen von den Siebenmeilenstiefeln oder übertreffen es vielmehr weit über alle Berechnung. Nach allen Richtungen sind die bequemsten Communicationswege eröffnet, so daß mit den Leibern zugleich die Geister der Menschen sich berühren, Gedanken auswechseln und Kenntnisse einsammeln.

Freilich steht diese Rührigkeit und Thätigkeit im Gebiete der materiellen Interessen nicht unmittelbar mit der sittlichen Bildung in Verbindung, aber es ist doch schon viel gewonnen, wenn ein bewegendes Princip in das stagnirende Leben eines Volkes kommt. Durch die Künste der Gewerbthätigkeit und die zu ihrer Ausbildung erforderliche Wissenschaft, wird freilich nur zunächst der Verstand gebildet und mit Kenntnissen bereichert, aber das Licht des Verstandes, wenn es auch mehr erleuchtet als erwärmt, ist doch auch etwas werth und muß schon deswegen als ein Moment zur Beförderung der Gesittung in Anschlag gebracht werden, weil dem Rechtthun das rechte Wissen vorausgeht. Ferner ist zu bedenken, daß die Gewerbthätigkeit den

Wohlstand eines Volks sichert und durch Wohlstand der Fortschritt auf der Bahn sittlicher Bildung erleichtert wird. Der Mensch muß erst seine Subsistenz gesichert sehen, er muß mit den natürlichen Bedürfnissen abgeschlossen haben, bevor er auf die sittlichen Forderungen der Vernunft hören und denselben Folge geben soll. Wenn unser Lebensbaum gute Blüthen und Früchte tragen soll, muß seine physische Wurzel in einem gedeihlichen Boden befestiget sein. Aus den schmuzigen Hütten der Faulheit, der Armuth und des Elends geht die Tugend so selten hervor, als aus den prunkenden Gemächern der reichen Ueppigkeit.

Es läßt sich demnach nicht verkennen, daß unsere Civilisation in der neuern Zeit große Fortschritte gemacht hat, so daß kein Verständiger sich in die vergangenen Jahrhunderte zurücksehnen wird. Ich habe das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts, diese gepriesene Zeit der Aufklärung, durchlebt und kenne die verschieden Formen der damaligen Civilisation aus eigner Anschauung. Mehr äußere Gravität als jetzt wurde damals allerdings von den Hochgestellten zur Schau getragen und viele Unterwürfigkeit machte sich bei den Niedrigstehenden bemerkbar, aber jene Gravität hatte manches Anstößige und Eckige und diese Unterwürfigkeit konnte fast kriechend genannt werden. Uebrigens befand sich der fleißige Bürger ganz wohl, denn der Raupenfraß des Luxus hatte die Blüthe seines Wohlstandes noch nicht angetastet und seine Festfreuden

waren weniger kostbar und viel gemüthlicher als jetzt. Auch wußte damals der schlichte Bürger und Landmann noch nichts von den vielen Sorgen, die ihm jetzt die öffentlichen Angelegenheiten machen, er brauchte nicht als Landschaftsdeputirter sich mit Bewilligung der Steuern zu befassen und für die Verwendung derselben zu bekümmern. Viel Freiheit gab es auch, zwar nicht für die Staatsbürger, aber doch für Bettler, Landstreicher, fechtende Handwerksburschen, Quacksalber, Marktschreier, Balsamträger, Prager Studenten, Bänkelsänger u. dergl. Der steife unbehülfliche Zeitgeist veranschaulichte sich bei den Männern in kurzen Hosen, langen Wickelstrümpfen, großen Schuhschnallen, steifen Manchetten, wohlgepuderten Locken- oder Stutzperrücken und langen steifen Zöpfen, und bei den Frauen in hohen Absätzen, hohen Hauben auf großen Haarwülsten, steifen engen Schnürbüsten, langen Schleppen u. dergl. Sowohl der commercielle als der Rechtsverkehr schien absichtlich auf eine behagliche langsame Bewegung berechnet, deß gaben Zeugniß die inpracticablen Landstraßen, die noch inpracticablern Proceßwege, der Brief- und Canzleistyl mit seinen ellenlangen Titulaturen u. dergl. Wenn man sich im Geiste aus dem Wagen eines Eisenbahnzuges in eine sächsische Landkutsche, wie sie vom seligen Gellert beschrieben ist, versetzt, so gewinnt man einen Maßstab zur Vergleichung der Bewegung des jetzigen mit dem damaligen Leben.

Da demnach gar nicht abzuläugnen ist, daß unsere gegenwärtige Civilisation eine bessere geworden ist, als sie in frühern Zeiten war, so können wir die Ueberzeugung festhalten, daß dieselbe im Fortschritt begriffen ist, und daß sie in Zukunft sich auch von den Makeln befreien werde, welche ihr zu dieser Zeit noch anhaften. Wir lassen uns in dieser Ueberzeugung nicht dadurch irren, daß jetzt in manchen Kulturkreisen Rückschritte geschehen, denn dieselben sind nur nothwendige Rückschläge von dem zu raschen übereilten und tumultuarischen Vorwärtsgehen, das sich im Jahre 1848 bemerkbar machte. Diese Reaction wird vorübergehend sein, und zwar um so schneller, je heftiger sie nach rückwärts drängt, denn so will es das ewige Gesetz des Antagonismus, daß Bewegung und Gegenbewegung (Action und Reaction) sich gegenseitig ausgleichen. Was auch die Feinde des Fortschritts thun und beginnen mögen, unsere Cultur wird nicht zur Rückkehr zu bringen sein, und die kleinen Rückschritte, die man jetzt in mancher Beziehung macht, werden sich bald wieder in schnelle, weitausgreifende Fortschritte verwandeln. Wenn die Cultur in einem Volke sich einmal Bahn gebrochen hat, läßt sie sich nicht auf das Commando gewisser Dunkelmänner aufhalten und zur Umkehr bewegen. Die Geister lassen sich nun einmal nicht in Fesseln legen, und die Ideen, wofür sich ein Volk einmal begeistert hat, sind deswegen nicht verloren, wenn das Feuer der Begeisterung zu lodern

aufhört. Wie sich der Wind dreht, kann es wieder aufflammen, und der neuerwachte Enthusiasmus für freisinnige Ideen sprengt dann die Bande, durch welche sie bisher niedergehalten wurden.

Nichts ist so sehr geeignet, die Selbstsucht der Menschen zu überwinden und der Civilisation eine sittliche Richtung zu geben, als eben die Begeisterung für großartige Ideen. Wenn dieses geistige Feuer, welches, wie das physische, ansteckend ist, die Gemüther der Menschen ergreift, so sind sie im Stande, der Idee, welche eben die Geister bewegt, die schwersten Opfer zu bringen und z. B. für Gott und Vaterland, für religiöse oder politische Freiheit Alles zu thun und zu leiden. Die Machtträger, welche die Geschicke der Völker leiten, sollten, wenn ihnen die Gesittung derselben am Herzen liegt, eine solche geistige Bewegung nicht hemmen, sondern nur für die rechte Leitung sorgen, damit sie nicht die gesetzlichen Schranken überschreite. Es ist eine kindische Furcht, in jeder ungewöhnlichen Bewegung der Geister, die Vorzeichen einer Revolution zu erblicken, erst durch unklugen Widerstand kann sie stürmisch werden und sich überstürzen. An sich hat geistige Regsamkeit, lebhafte Theilnahme des Volks an politischen, religiösen und kirchlichen Fragen etwas Gutes und kann als Beweis für die gedeihliche Fortbildung der Civilisation gelten. Wird sie zu stark, so ist die freie Presse das beste Ventil, um diese Bewegung auf das gehörige Maß zurückzu-

bringen. Wo sie aber gar nicht zu finden ist, da steht die Civilisation noch auf der untersten Stufe oder ist im starken Rücklaufe.

11) Einige Worte und Bedenken über die zunehmende Massenarmuth.

Bei der Erörterung der gegenwärtigen Zustände, habe ich eine schon vielversprechende, sehr bedenkliche Erscheinung der neueren Zeit unerwähnt gelassen, weil ich die Besprechung darüber wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes einem eigenen Abschnitte vorbehielt. Diese Erscheinung, auf welche ich die Aufmerksamkeit meiner Leser ganz besonders lenken möchte, ist die zunehmende Verarmung der arbeitenden Klassen, welche wie ein Krebsschaden am Wohlstande der Gesellschaft nagt und dieselbe mit unheilvoller Erschütterung bedroht.

Arme hat es zu allen Zeiten gegeben und eine bescheidene Armuth in dem Sinne eines beschränkten, aber hinreichenden Besitzes der Mittel zu Befriedigung unserer geistigen und leiblichen Bedürfnisse ist kein Unglück, vielmehr ist eine solche Armuth, mit Zufriedenheit gepaart, oft der Gegenstand des Lobes der Weisen des Alterthums und der Neuzeit gewesen. Wenn aber die Armuth einen solchen Grad erreicht, daß der Mensch nicht im Stande ist, seine dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, wenn diese mit dem größten Elende ge-

paarte Armuth dem Umfange nach immer zunimmt, so ist das eine sehr bedrohliche Erscheinung für die Gesellschaft; denn wenn der Mensch sich von allen rechtlichen Subsistenz-Mitteln entblößt sieht, so kommt er leicht auf den Gedanken, zu unerlaubten zu greifen. Die äußerste Noth stellt den Armen in die Alternative, entweder sein natürliches Recht, zu leben, aufzugeben oder sich an den Rechten Anderer zu vergreifen, und es ist nicht zu verwundern, wenn er sich bei dieser bedenklichen Wahl nicht von den Gesetzen, sondern von dem natürlichen Erhaltungstriebe leiten läßt. Wenn demnach in einem Staate eine große Masse solcher Elenden befindlich ist, die weiter nichts zu verlieren hat, als ein barmvolles Leben, so kann ihr leicht der verzweifelte Gedanke aufstoßen, einen Umsturz der socialen Verhältnisse zu versuchen, bei welchem es im schlimmsten Falle nichts zu verlieren giebt, als dieses werthlose Leben.

Es ist also wohl der Mühe werth, auf Mittel zu sinnen, wodurch diese Zustände, welche für unsere socialen Verhältnisse so gefahrdrohend sind, verbessert werden könnten, und nicht bloß der Menschenfreund, der uneigennützige Patriot, sondern auch der kalt berechnende Staatsmann, sollten sich aufgefordert fühlen, nach besten Kräften Mitarbeiter an der großen und schwierigen Aufgabe zu werden, wie der so bedenklichen Verarmung der arbeitenden Klassen gesteuert werden könne. In einem Landstriche, wo viele Sümpfe sind,

ist nicht gut wohnen, aber die moralischen Sümpfe der Armuth und des Elendes sind noch viel schlimmer, denn in ihnen erzeugen sich stinkende Laster und aus den mephitischen Dünsten, die aus ihnen aufsteigen, können sich leicht revolutionaire Gewitterstürme entwickeln.

Wenn man einem Uebel entgegenwirken will, muß man vor allen Dingen auf die Ursachen zurückgehen, wodurch es veranlaßt wurde. Die Ursachen der Verarmung liegen theils in dem Menschen selbst, theils in äußeren Verhältnissen und sonach scheidet sich diese Volksnoth nach ihren Quellen in eine verschuldete, aus dem fehlerhaften Betragen des Individuums hervorgehende und in eine unverschuldete, in äußeren Verhältnissen liegende, die der Mensch nicht ändern kann. Trägheit, Faulheit, Arbeitsscheu, verbunden mit übermäßiger Genußsucht, also überhaupt die Laster führen den ihnen ergebenen Menschen unvermeidlich der Armuth entgegen. Aber das ist nichts Neues, nichts in den Zuständen der Gegenwart besonders Begründetes. Die in der fehlerhaften Lebensführung selbstständiger Personen liegenden Ursachen der Armuth, sind so alt wie die bürgerlichen Gesellschaften und mit ihnen zugleich entstanden. Nur eine andere Form haben vielleicht die der Armuth entgegenführenden Laster durch die fortschreitende Civilisation genommen, oder es sind Lebensweisen entstanden, wodurch diese Laster besonders begünstigt wurden. So ist z. B. der in unsern Tagen

so hochgestiegene Luxus eine Klippe geworden, an welcher der Wohlstand vieler Familien gescheitert ist und sich in Armuth verwandelt hat. Das moderne sociale Leben bietet überall so viele Anstalten, so viele verführerische Einladungen zur Befriedigung der Genuß- und Vergnügungssucht an, daß mehr Selbstbeherrschung, als sich bei unserer Generation findet, dazu gehört, um diesen Lockungen zu widerstehen. Spiellust, Trunklust, Tanzlust, finden jetzt fast auf jedem Schritte, den der Müßiggänger thut, Gelegenheit zu Befriedigung und wenn bei vergnügungssüchtigen Menschen die Summe der täglichen Zeit- und Geldverluste zusammen gezählt wird, so ist das Resultat Mangel und Armuth.

Aber dagegen läßt sich directer Weise nichts thun, der Mensch ist in seinem Privatleben ein selbstständiges, unabhängiges Einzelwesen, er hat die freie Wahl zwischen Gutem und Bösen, zwischen Tugend und Laster; man kann ihn demnach auch nicht zwingen, diejenigen Laster fahren zu lassen, die zu seiner und der Seinigen Verarmung führen. Nur indirect durch Vorstellungen, Belehrungen und Warnungen kann hier der Menschenfreund wirken. Besonders hat der Staat und die Kirche die Pflicht durch bessere sittlich-religiöse Jugenderziehung und Volksbildung jenen Lastern entgegenzuarbeiten, und die Gelegenheiten zu unsittlichen Vergnügungen möglichst abzuschneiden.

In gar vielen Fällen ist jedoch die Armuth unverschuldet, und viele Tausende von Unglücklichen haben

ihre ganze Lebenszeit hindurch mit ihr zu ringen, denn die Ursachen derselben liegen in äußeren Verhältnissen, die der Mensch nicht umgestalten kann. Wenn durch solche ungünstige Verhältnisse und Conjuncturen für eine gewisse Klasse der Gesellschaft die Nahrungsquellen versiegen, da hilft kein Fleiß, kein redlicher Eifer in Erfüllung der Berufsgeschäfte, um das Elend abzuwehren; es dringt trotz aller Anstrengung in die beschränkten Familienkreise und erreicht oft eine schauderhafte Höhe.

Wenn wir übrigens auf die Ursachen zurückgehen, wodurch ein so großer Theil des Volks zum Proletariat herabgedrückt worden ist, so dürfen wir uns nicht wundern, daß die Massenarmuth jetzt so groß ist. Man denke nur an die ungeheuren Verluste, welche der Volkswohlstand durch die unaufhörlichen Fehden der gewaltthätigen Dynasten und Raubritter im Mittelalter und durch die langjährigen Kriege in der neueren Zeit erleiden mußte. War nicht vor dem Eintritt des Landfriedens der Ertrag des Gewerbfleißes des Bürgers und der schweißtriefenden Arbeit des Landmanns täglich und stündlich der Zerstörung, dem Raube und der Plünderung ausgesetzt, ohne daß es ein Mittel gab, sich der drohenden Gewaltthätigkeit zu entziehen? Wurde doch allein durch den dreißigjährigen Krieg fast ganz Deutschland in eine blutige Wüste und Einöde verwandelt und glichen doch die meisten der einst blühenden Fluren einem offenen Grabe, in welches die ver-

hungerten Menschen schaarenweise hinabstürzten, so daß die Bevölkerung an vielen Orten auf die Hälfte, ja auf ein Viertel herabsank. Wenn man bedenkt, daß allein durch diesen Krieg der deutschen Nation der Boden der leiblichen und geistigen Cultur unter den Füßen schwand, so kommt es uns wie ein Wunder war, daß sie diesen Boden doch wieder hat gewinnen können. Und wie viel Kriege sind diesem Riesenkriege nachgefolgt, die, wenn auch im kleinen Maaßstabe, beträchtliche Theile von Deutschland durchzogen und verheerten! Das ist freilich immer so gewesen; so lange es Gesellschafts- und Staatsvereine giebt, hat der Krieg gewüthet, und immer hat sich in den nachfolgenden Friedensjahren der zerrüttete Wohlstand des Volks wieder gehoben. Aber nicht Allen gelingt es, das Verlorene wieder zu gewinnen, immer wird eine große Anzahl der Bevölkerung in Armuth zurückbleiben und bei jedem neuen Kriege wird sich diese Zahl vermehren und die Summe der Besitzlosen wird größer werden.

Die Hauptursachen, wodurch die Massenarmuth nach und nach eine so furchtbare Höhe erreicht hat, sind aber nicht allein in den früheren fehlerhaften Gestaltungen des politischen Lebens, sondern vorzüglich in den verschiedenen Stadien zu suchen, welche von der Staatskunst und Nationalökonomie, oft im schnellen Wechsel durchlaufen werden. Bis in's vorige Jahrhundert hinein waren unsere Staatseinrichtungen so beschaffen, daß auf das Volkswohl wenig, oder keine

Rücksicht genommen wurde. Was man Volk nannte, das ist, was nicht zur Feudalaristokratie oder zu den Beamten gehörte, war für die regierenden Herrn nur insofern von Wichtigkeit, als davon Dienste und Abgaben zu ziehen waren, oder auch Kriegsknechte daraus gebildet werden konnten. Daher staunte man es wie ein bisher unerhörtes Paradoxon an, als Friedrich der Große den Satz aufstellte, daß der Fürst der erste Diener des Staates sei, das heißt, daß sein Wille dem höchsten Staatszweck untergeordnet und das allgemeine dauernde Volkswohl sein höchstes Gesetz sein müsse. Wenn wir die ganze Reihe der deutschen Kaiser, Könige und Fürsten durchgehen, so werden wir nur wenige finden, die für das Volk ein Herz hatten, und die ganze europäische Geschichte spricht bloß von einem Bauernkönige, welcher Titel dem volksthümlichen edeln Casimir d. Gr. von Polen, noch dazu anfangs als Spott- oder Spitzname beigelegt wurde, aber von ihm bestens acceptirt wurde. Auch nur von einem Bürgerkönige haben wir gehört; aber Louis Philipp, den das französische Volk als solchen jubelnd begrüßte, wurde später unter Verwünschungen verjagt, weil er den Erwartungen desselben nicht entsprach und die goldenen Berge, die das Proletariat von der Zaubermacht Louis Napoleons erwartet, werden wohl auch nicht erscheinen. Es ist empörend wie die Landbesitzer und Bauern in der langen Zeit behandelt wurden, als das Lehens-system noch in seiner höchsten Blüthe stand, und es

ist nicht lange her, daß die Regierungen endlich darauf sannen, die schweren lähmenden Fesseln, welche dieses System der nützlichsten Staatsklasse auflegte, zu erleichtern. Aber von den vielen Tausenden, die in Folge des früheren Druckes besitzlos geworden und dem Proletariat verfallen sind, konnte es nur wenigen gelingen, wieder zu einigen Besitzungen zu gelangen. Nehmen wir nun dazu, welche Wunden das Merkantilsystem und später die unbeschränkte Concurrenz dem Nationalwohlstande geschlagen hat, so darf man sich nicht über die Höhe, welche der Pauperismus oder die Massenarmuth in diesen Tagen erreicht hat, sondern vielmehr darüber wundern, daß dieselbe nicht noch beträchtlicher ist.

Es ist merkwürdig, daß die verschiedenen Systeme der Volkswirthschaft, welche so nachtheilig auf unsern Nationalwohlstand gewirkt haben, sämmtlich aus Frankreich gekommen sind. Selbst das verderbliche Feudalsystem hat seine Wurzel im alten Gallien, wenn wir dem Bericht des Julius Cäsar trauen dürfen, welcher im sechsten Buche, Cap. 13—15 seiner Commentarien ausdrücklich bemerkt, daß es in Gallien nur zwei Klassen von Menschen gebe, welche auf Achtung Anspruch machen können, die Druiden nämlich und die Ritter. Das übrige Volk, setzt er hinzu, wird als Sklaven gehalten und hat keine bürgerlichen Rechte. Auch begaben sich Viele, welche entweder von Schulden, oder von hohen Steuern, oder von dem Druck der Mächtigen zu leiden hatten, in die Leibeigenschaft der Edeln. Wer erkennt

in diesen Andeutungen nicht den Anfang des später so ausgebreiteten Lehensystems, welches von den fränkischen Königen, und namentlich von Carl dem Großen und seinen Nachfolgern sehr leicht nach Deutschland verpflanzt werden konnte, da die Deutschen für fränkische Moden so sehr empfänglich sind. Verlust des freien Grundbesitzes, Verarmung des Mittelstandes und Arbeitsnoth waren die unvermeidlichen Folgen dieses Systems, welches die jetzt so einflußreiche Junkerpartei so gern restauriren möchte. Die alten Deutschen wußten nichts von der Knechtschaft und Leibeigenschaft, welche folgerichtig aus dem Feudalwesen hervorging und den ursprünglichen deutschen Charakter verdunkelte. Nach Tacitus und nach J. Cäsar (Lib. VI. c. 22) hatte Deutschland einen zahlreichen Mittelstand aus großen und kleinen Grundbesitzern bestehend, welche durch eine freie Grundverfassung mit einander verbunden waren, da weder Lehensherr noch Priester die Volksfreiheit beschränkten. Die kleinen Bauern verloren mit der Freiheit ihr Grundeigenthum, wurden mit Frohnden und andern Leistungen belastet und verfielen der Leibeigenschaft. Daß dadurch der Grund zu einem Proletariat gelegt wurde, das sich immerfort vermehrt und ausgebreitet hat, liegt auf der Hand. Die Blüthe des Lehenwesens ist zwar vorbei, aber seine Spuren sind noch sichtbar genug; wo große Domainen oder Rittergüter sind, hat der Bauer wenig Land, und die ersteren behaupten noch in vielen Provinzen die Steuerfreiheit

Die Leibeigenschaft, Frohnden und Servituten sind großentheils beseitiget, aber die Ablösungen der letzteren sind lästig und oft unerschwinglich.

Auch das dem Volkswohlstande so nachtheilige Mercantilsystem ist eine französische Erfindung, da es bekanntlich von dem sonst so verdienstvollen Colbert ausgebildet wurde. Nach diesem System wird der Fabrikant und Kaufmann auf Kosten aller übrigen Staatsbürger begünstiget, und weil der Ackerbau bei der Regierung keine Aufmunterung und Unterstützung findet, verarmt der Bauer wegen Mangel an vortheilhaftem Absatz, da nur Geld und keine Tauschwaaren eingeführt werden sollen. Weil nun aber der künstliche Bau des Fabrikwesens vielen Erschütterungen ausgesetzt ist, so werden, wenn ein theilweiser Einsturz erfolgt, viele Tausende von armen Arbeitern auf den Sand gesetzt und somit das Proletariat oft bedeutend vermehrt.

Diesem Mangel suchte das ebenfalls in Frankreich erfundene physiokratische Freiheitssystem abzuhelfen, fiel aber in den entgegengesetzten Fehler, indem es durch die unbeschränkte Gewerbefreiheit eine mächtige Concurrenz hervorrief und durch Auflösung der Innungen und Corporationen einer Menge von Fuschern und Bönhasen freie Bahn eröffnete, wodurch ein großer Theil der zunftiggebildeten Gewerbtreibenden den Boden verlor und zur Klasse der armen Tagelöhner herabgestoßen wurde.

Wenn wir diesen Andeutungen zu Folge, Frankreich

keinen Dank schuldig sind für die uns zugeschickten Systeme, in Folge deren Anwendung sich eine so große Massenarmuth gebildet hat, so haben wir uns noch weniger zu erfreuen und zu bedanken für die eben daher uns zugekommenen Recepte und Heilmittel zur Abhelfung des besagten Uebels, da bei genauer Prüfung sich herausstellt, daß diese Mittel schlimmer sind als das Uebel selbst.

Die Zaubermittel, von welchen man eine radicale Beseitigung und Ausrottung der Massenarmuth erwartet, sind unter dem Namen des Communismus und Socialismus bekannt genug. Die Hauptgedanken der verschiedenen socialistischen Systeme sind Gleichheit, d. i. eine solche Organisation der Arbeit, daß jedem Arbeiter nach Verdienst die angemessene Belohnung werde. Association der Arbeit, Beseitigung der Concurrenz, an deren Stelle die brüderliche Liebe treten soll: das sind die Forderungen, die man an die moderne Gesellschaft stellt. Leider hat sich aber auch in dieser Beziehung die oft gemachte Erfahrung bestätiget, daß das, was sich in der Theorie ganz vortrefflich ausnimmt, sich in der Praxis als schlechthin unausführbar zeigt. Die Versuche, die man mit dem socialistischen System nach verschiedenen Modificationen gemacht hat, sind schmählich gescheitert. Die großen, nach der Februarrevolution angelegten Nationalwerkstätten, welche das Problem der Arbeitsorganisation lösen sollten, haben dem Staate Millionen gekostet, und kein anderes

Resultat gehabt, als daß dadurch die Faulheit begünstiget und somit die Noth der getäuschten Arbeiter vermehrt wurde.

Indessen waren die communistischen und socialistischen Ideen auch in Deutschland eingedrungen und im Jahre 1848 wurden sie von den arglistigen Demagogen als ein brauchbarer Hebel benutzt, um die unruhigen Volksmassen zu fanatisiren und in vielen Volksversammlungen hörte man das verhängnißvolle Wort: Theilung! wobei man sich der unsinnigen Täuschung hingab, daß bei einer gleichen Vertheilung des Vermögens alle Menschen, wo nicht reich, doch wohlhabend werden müßten. Um die Absurdität dieses Gedankens, der noch in vielen Köpfen spuken mag, nachzuweisen, hat Friedrich Schulz in Jena in seiner Schrift über die Arbeitsfrage, der ich hier Manches entlehnt habe, eine Berechnung aufgestellt, aus welcher hervorgeht, daß die Armen bei der gewünschten Vertheilung, an welche sie so sanguinische Hoffnungen knüpfen, nichts der Rede werthes gewinnen würden. Wegen dieses, alle Erwartungen widersprechenden Resultats, kann ich es mir nicht versagen, die leicht verständliche Rechnung hier anzuführen.

Dabei ist vorausgesetzt, daß nach den in Preußen gemachten Erfahrungen 100,000 steuerpflichtige Haushaltungen sich nach dem angegebenen Verhältniß in die folgenden vier Klassen vertheilten:

		Einnahme	Familien
1.	Klasse der Reichen von durchschnittlich	3000	143
2.	„ des höhern Mittelstandes	1000	2506
3.	„ des niedern Mittelstandes	400	14,710
4.	„ der Dürftigen	150	82,641

Eine 5. Klasse, welche, weil sie keine Steuern zahlt, hier nicht mit gezählt ist, wird zu 5000 Familien angenommen.

Dies vorausgesetzt würde die Gesammteinnahme von 100,000 Familien betragen:

1. Klasse	143	mal	3000	—	429,000	Einnahme
2. „	2506	„	1000	—	2,506,000	„
3. „	14,710	„	400	—	5,884,000	„
4. „	82,641	„	150	—	12,396,150	„
					21,215,150	Gesammtsumm.

Diese Summe unter die Anzahl der Familien 100,000 vertheilt, giebt 202 Thlr. jährlich, 16 Sgr. 7 Pf. täglich für eine Familie und für eine Person die Familie à 5 Personen gerechnet: 3 Sgr. 3 Pf.

Da nun jetzt eine Familie der 1. Klasse jährlich 150 Thlr. und also täglich 12 Sgr. 1 Pf. Einnahme hat, so würde ihr Gewinn jährlich auf 52 Thlr. und täglich auf 4 Sgr. 3 Pf. belaufen, welcher Betrag auf 5 Personen vertheilt, 10 Pf. giebt.

Wir sehen aus dieser Zusammenstellung, wie sehr sich die Armen täuschen, wenn sie sich von communistischen Träumen bethören lassen und von einer gleichmäßigen Vertheilung des Einkommens eine bedeutende Verbesserung ihrer Lage erwarten. Anstatt die Armen reich zu machen, würde vielmehr eine solche Theilung

alle Klassen in die gleiche Kategorie der Bedürftigkeit versetzen. Und dann denke man sich die entsetzlichen Folgen einer solchen Maßregel: die völlige Lähmung der Productionskraft der Nation; das Verschwinden des Erwerbeifers, des Verfalls aller großartigen Manufacturen und Fabriken u. s. w. Die Täuschung kommt daher, daß man nicht bedenkt, wie beträchtlich die Anzahl der Bedürftigen und Armen gegen die Wohlhabenden und Reichen ist; sie kann in Deutschland zu 7/8 angenommen werden. Wenn auch das Feldgeschrei der Socialisten: nicht Eigennutz und Concurrenz, sondern brüderliche Liebe eine Wahrheit würde, so wäre uns damit noch nicht geholfen. Denn gesetzt, die brüderliche Liebe würde durch einen Zauber in die Herzen aller Reichen verpflanzt, so daß sie geneigt würden, einen Theil ihres Ueberflusses ihren armen Brüdern mitzutheilen, so würde das zwar einzelnen Armen zu gute kommen, aber die Massenarmuth würde dadurch nicht sonderlich vermindert werden. Nicht durch Wohlthaten und Almosen kann in dieser Beziehung eine durchgreifende Abhülfe der Noth geschafft werden, sondern dadurch, daß man den Bedürftigen in den Stand setzt, sich selbst mit Anstrengung seiner Kraft zu helfen.*)

*) Es ist merkwürdig, daß schon Aristophanes in seinem Plutos die communistischen Ideen bekämpft. In der interessanten Scene, worin die Penia (die Armuth) auftritt, um

Gleichwohl liegt etwas Wahres in den Prämissen, nach welchen der Communismus gegen die Persönlichkeit des Eigenthums polemisirt. Mit der Persönlichkeit des Eigenthums ist unvermeidlich der mögliche Mißbrauch verbunden, daß kolossale Reichthümer sich neben schauderhafter Armuth aufthürmen, daß, während der Eine seinen Besitz zur Ueppigkeit mißbraucht, der Besitzlose von den Wohlthaten der Civilisation fast ganz ausgeschlossen ist und oft dem furchtbarsten Elende anheimfällt. Diese Widersprüche können einigermaßen dadurch ausgeglichen werden, daß in der Gesellschaft ein Besitzthum geschaffen wird, welches den individuell persönlichen Character verliert. Hat doch jeder Verein zur Beförderung eines gemeinschaftlichen Zwecks in der Vereinskasse ein solches Besitzthum. In den Vereinen zur Hebung der arbeitenden Klassen, wie sie sich in diesen Tagen hier und da gebildet haben, sehen wir wenigstens im Kleinen das Ideal des Communis-

die Träumereien des Chremylos von dem Glück, welches der gleiche Reichthum unter den Menschen verbreiten würde, zu widerlegen, weist sie nach, daß diese gleiche Vertheilung das größte Unglück wäre, weil dadurch die Auflösung aller bisherigen socialen Verhältnisse nothwendig herbeigeführt würde, da ja in diesem Falle niemand dem andern Dienste zu leisten bereitwillig sein könnte. Uebrigens ist die Penia des Aristophanes nicht die äußerste Armuth oder Bettelhaftigkeit, sondern sie repräsentirt den bescheidenen Mittelstand, der arbeiten muß, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen und seine natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen.

mus realisirt. Sollte dies nicht auch im größern Umfange geschehen können? Ist der Staat nicht ein Verein im Großen, der unter andern auch die Aufgabe hat, alle Klassen der Gesellschaft, also auch die Klasse der besitzlosen Arbeiter, vorwärts zu bringen? Liegt nun in der starren Ausschließlichkeit des Eigenthums ein Hemmniß für das leichte Fortkommen dieser Klasse, so hat ja der Staat die Macht, diese Starrheit gleichsam flüssig zu machen. Das persönliche Eigenthum soll zwar dem Staate heilig sein, das hindert indeß nicht, daß derselbe einen Theil dieses Besitzes für seine Bedürfnisse, oft ziemlich willkürlich in Anspruch nimmt.

Da hätten wir ja in dem Staatsvermögen, zum Theil wenigstens, was der Communismus will: ein Eigenthum, dem die Kategorie der individuellen Persönlichkeit abgeht, an welchem also alle Klassen der Gesellschaft einen verhältnißmäßigen Anspruch für ihre Zwecke in Anspruch nehmen können. Das geschieht auch: der Staat sorgt durch Gerechtigkeitspflege, gute Polizei, Unterrichtsanstalten aller Art, öffentliche Arbeiten u. dergl., für die Bedürfnisse aller Klassen der Staatsangehörigen, aber nicht immer in dem gehörigen Verhältniß, so daß die arbeitende Klasse gewöhnlich zu kurz kommt, oder, was das Schlimmste ist, keine Empfänglichkeit für die dargebotenen Staatswohlthaten hat. Erst in der neusten Zeit hat man von Seiten des Staates angefangen, dieses Mißverhältniß in Vertheilung der Staatswohlthaten etwas auszugleichen.

und die Aufmerksamkeit auf die so lange vernachlässigte Klasse der armen Proletarier zu richten, denn sie hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten so unangenehm bemerkbar gemacht, daß es nicht ferner ungestraft erlaubt ist, die Bewegung der Unzufriedenheit, welche von der Presse des Hungers veranlaßt ist, der Bücherpresse, deren Sündenregister ohnehin schon groß genug ist, in die Schuhe zu schieben. Aber freilich ist in dieser Beziehung noch viel zu thun, und es wird noch lange dauern, bevor man die beste Methode entdeckt, um den Sumpfboden in den niedrigsten Regionen des Staatslebens auszutrocknen, worauf jetzt so viele Menschenpflanzen verderben oder zu Giftpflanzen werden.

Freilich ist das Problem, welches der Staat in dieser Beziehung zu lösen hat, kein leichtes. Es ist überhaupt schwer, das rechte Maß zu finden bei der Leitung der bürgerlichen Verhältnisse, damit auf der einen Seite die individuelle Freiheit nicht verletzt und auf der andern dem Mißbrauche dieser Freiheit entgegen gearbeitet werde. Ein plumpes Zufahren und Eingreifen in die Bewegung der Industrie und des Verkehrs, ist, wie die Erfahrung gelehrt hat, immer von Uebel. Die Staatsregierung wird demnach der steigenden Verarmung mehr indirect als direct entgegen zu wirken haben, und in dieser Richtung ist in neuerer Zeit wirklich Vieles geschehen, was Anerkennung verdient.

Preußen ist in dieser Beziehung mit rühmlichem Eifer vorangegangen. Es hat zuerst mit Erfolg die

Leibeigenschaft und das Frohnwesen aufgehoben, indem es nicht bloß dahin bezügliche Gesetze gab, sondern auch für den Wohlstand und die Bildung der ehemaligen Leibeigenen Sorge getragen hat, so wie auch der Ackerbau durch die Ablösungen von den Fesseln der lästigen Servitute befreit und durch die Zusammenlegung der Grundstücke, bequemer und gewinnreicher gemacht wurde. Auch von den Banden des Merkantilsystems suchte der gebildete Geist der Preußischen Regierung das Volksleben zu befreien und in dieser Weise hat Preußen seit 1815 den Fehler wieder gut gemacht, den es 1808 beging, als es dem physiokratischen Freiheitssystem huldigend, das Zunftwesen aufhob. Diese Verbesserungen kommen zwar dem Proletariate nicht unmittelbar zu gut, aber sie setzen doch demselben einen Damm entgegen, welcher der Vermehrung desselben durch verarmte Bauern und Handwerker entgegenwirkt.

Ueberhaupt, wenn nicht bloß von Palliativmitteln gegen die zunehmende Verarmung die Rede sein soll, so muß eine Umbildung des wirthschaftlichen Volkslebens nach bewährten Grundsätzen in Angriff genommen werden. Dazu gehören vor allen Dingen die Verbreitung nationaler Aufklärung im Volke, sittliche und religiöse Erziehung der Jugend, mögliche Verbreitung des vaterländischen Gemeingeistes, richtige Proportion im Landbesitz, Fürsorge für die Armen durch Spar- und Leihkassen, Hülfs- und Rettungs-

ssen, Versicherungsanstalten, Kleinkinderbewahranstalten, Kindergärten u. dergl. Je besser eine Staatsverfassung ist, je sicherer die Garantien sind, die sie für die politische Freiheit der Bürger enthält, desto besser wird auch für den Wohlstand derselben und für die Abwehr der Verarmung gesorgt sein; denn die bürgerliche Freiheit enthält auch die Freiheit der Disposition über Arbeit, Land und Kapital, so daß auf diese Art so viele Güter erzeugt werden, als das Volk braucht, und dem Armen dadurch immer eine Quelle des Verdienstes offen steht.

Welches aber auch die Mittel sein mögen, welche am wirksamsten gegen die zu große Verarmung der unteren Schichten der Gesellschaft in Anwendung zu bringen sind, so viel steht fest, daß es eine dringende Aufgabe für unsere Regierungen und jeden Patrioten ist, wofern sie nicht bloß die Gegenwart, sondern auch die Zukunft des Vaterlandes gesichert sehen wollen, dieser Verarmung und den daraus entspringenden Uebeln entgegen zu arbeiten.

Vierte Abtheilung.

Der Nationalverband.

1) Der Nationalverband im Allgemeine

Außer dem Staatsvereine giebt es noch einen a
in welchem, wie in dem Familienvereine, der
gleich bei seiner Geburt eingefügt ist, dem er
angehört, ohne ihn verlassen zu können, währe
ihm freisteht, den Staatsverband, in welchem ihn
falls seine Geburt versetzt hat, zu verlassen, wie
dieses Recht in diesen Tagen von unsern Zeitge
durch Auswanderungen nach Amerika häufig in
wendung gebracht wird. Dieser wichtige Verein
welchem jeder Mensch seine ganze Lebenszeit hin
gehört, bildet sich naturwüchsig aus der Nation
und ist nur selten mit dem Staatsvereine von gle
Umfange, sondern gewöhnlich größer, zuweilen
kleiner als dieser, so daß mehrere Nationalitäte
einem und demselben Staate verbunden sind, in wel
Falle das Gefühl, zu einer Nation zu gehören,
weit stärker ist, als das Bewußtsein, Staatsbürge

sein, daher die häufigen Unruhen und Conflicte in Staaten, die verschiedene Nationalitäten umfassen.

Der Impuls, welchen das Nationalgefühl den davon beseelten Menschen giebt, ist oft so stark, daß daraus Thaten hervorgehen, welche die Bewunderung der Mit- und Nachwelt herausfordern. Das kleine Griechenland wurde durch sein stolzes Nationalgefühl befähigt, dem mächtigen Perserreiche und seinen Millionen Kriegern einen Widerstand entgegenzusetzen, der an das Wunderbare grenzte, ja selbst über seine Flotten und Heere Siege zu erringen, die nicht genug gepriesen werden können. Als aber in den Griechen mit dem Fortschritte ihrer Cultur der Patriotismus Rückschritte machte, als das allgemeine Nationalgefühl sich abschwächte und mehrere, auf einander eifersüchtige Republiken entstanden, da war es um ihre alte Nationalgröße, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit geschehen; sie mußten sich, gleich so vielen andern Völkern, unter das eiserne Scepter der Römer beugen.

Hier mag sogleich die nicht uninteressante Bemerkung beherziget werden, daß die Stärke des Nationalgefühls gewöhnlich im umgekehrten Verhältniß steht mit dem Höhengrade der Civilisation eines Volkes. Je roher die Völker sind, je weniger die geistige Bildung in ihnen Wurzel gefaßt hat, desto stärker tritt gewöhnlich ihr Nationalstolz hervor und sie werden dadurch befähigt, selbst dem mächtigsten Feinde Widerstand zu leisten, während mehr cultivirte Völker, denen

die Begeisterung des Nationalgefühls fehlt, ihre Unabhängigkeit fast ohne Widerstand verloren haben. Wenn diese Bemerkung richtig ist, so dürfen wir uns nicht wundern, daß Napoleon, nachdem er Italien erobert, die mächtigen Monarchien von Oesterreich und Preußen niedergeworfen und Deutschland fast zu einer französischen Provinz gemacht hatte, allein in dem schlecht civilisirten und politisch zerrutteten Spanien und in dem von allgemeiner Volkscultur fast ganz entblößten Rußland die Schranke fand, welche seine Eroberungssucht nicht überschreiten konnte; eine Schranke, die ihn nicht allein zur Umkehr nöthigte, sondern auch seinen tiefen Fall zur unmittelbaren Folge hatte.

Das geschwächte Gefühl der Nationalität erstarkt und macht sich in der Regel sehr bemerkbar, wenn in einer Nation etwas ungewöhnlich Großes geschieht, oder wenn Männer auftreten, welche der Nation Ehre machen. So begeisterten sich im siebenjährigen Kriege fast alle verständigen, unbefangenen Deutschen für die ungemeine Heldengröße des großen Preußenkönigs und die Tapferkeit seines Heeres, obgleich Deutschland, den politischen Conjuncturen zu Folge, auf der Seite der Feinde dieses großen Königs stehen und mithelfen mußte, ihn zu bekämpfen. Aber das moralische Interesse behielt die Oberhand über das gewöhnliche; man freute sich fast über die eignen Niederlagen, wenn nur dadurch der Glanz des großen Friedrich vermehrt wurde. Man betrachtete diesen Krieg als einen Heldenkampf der

deutschen Freiheit gegen fremde Uebermacht, als ein siegreiches Ringen des Geistes des Lichts mit dem Geiste der Finsterniß und er erhielt noch besonders dadurch eine nationale Seite, daß die Franzosen, deren Uebermuth die Deutschen so oft empfunden hatten, darin so häufig als lächerliche Caricaturen erschienen.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war das Gefühl der Nationalität in den Deutschen fast ganz erloschen und es war so weit gekommen, daß Napoleon die Erinnerung daran mit Kerker und Tod bestrafte, wie das Schicksal des Hofrath Beckers und des Buchhändlers Palm beweiset. Siehe, da kam 1812, wie ein Zeichen vom Himmel, die Katastrophe, wodurch Napoleon ganz unerwartet von der Höhe seiner Gewaltherrschaft herabgestürzt wurde, und wie mit einem Zauberschlage flammte in Deutschland das vorher fast ganz erloschene Feuer der Begeisterung für deutsche Nationalität auf. — Solcher Beispiele lassen sich noch mehrere anführen.

Etwas Aehnliches erlebten wir 1848, als in Deutschland die Nachricht von der französischen Revolution wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel erscholl und die Deutschen daran erinnerte, daß auch sie eine Nation wären und eine einheitliche starke Verfassung verlangen könnten.

Aber wenn bei uns das Nationalgefühl ausnahmsweise einmal von Feuer der Begeisterung auflodert, so ist unsere gute Polizei gleich besorgt, es möchte ein

politischer Brand daraus entstehen und ist emsig bemüht es zu löschen.

Das Gefühl der Nationalität tritt selbst in rohen Gemüthern oft ganz unwillkürlich hervor. So, nach einer bekannten Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege in jenem österreichischen Krieger, welcher einem preußischen Reiter, der einen Franzosen verfolgte, auf dessen Gespräche: „Bruder Deutscher, laß mir den Franzosen!“ erwiederte: „Nimm ihn hin!“

So viel im Allgemeinen über Nationalität und die wichtige Bedeutung des Nationalverbandes. Ich gehe von diesen Bemerkungen nun zu deutscher Nationalität über und erlaube mir dabei einige flüchtige Blicke auf die deutsche Geschichte zu werfen.

Nur zu gegründet ist die Klage, daß das Gefühl, zu einer großen Nation zu gehören, bei uns Deutschen eben nicht stark sei und zu Zeiten ganz erstorben zu sein scheine. Darin liegt unstreitig der Hauptgrund, daß Deutschland den Nachbarstaaten gegenüber eine so untergeordnete Rolle spielt, und fast alles politisches Gewicht verloren hat, wenn von europäischen Angelegenheiten die Rede ist. Das war nicht immer so; es gab eine Zeit, wo die Deutschen eine starke mächtige Nation bildeten und jeder patriotische Deutsche stolz war, dazu zu gehören. Es verlohnt sich also wohl der Mühe, den Ursachen nachzuforschen, wodurch Deutschland dieses sein altes wohlberechtigtes Uebergewicht verloren, durch welche Fehler es von seiner ehemaligen politischen Höhe

herabgesunken sei. Werfen wir nun einen Blick auf die deutsche Geschichte, so läßt sich nicht verkennen, daß Deutschland in politischer Beziehung im gleichen Verhältniß mit dem stärkern oder schwächern Bewußtsein seiner Nationalität gestiegen und gesunken ist, woraus sich von selbst die Beantwortung der Frage ergiebt, was die Deutschen in Zukunft zu thun haben werden, um auf dem politischen Theater eine wichtigere und ehrenvollere Rolle zu spielen als bisher.

---

2) Allmählige Schwächung des Nationalgefühls und Patriotismus der Deutschen nach den Zeugnissen der Geschichte.

Fragen wir, ob die Deutschen in den vielen Jahrhunderten ihres Bestehens Fortschritte in ihrer Cultur, Civilisation, Gesittung, geistigen Bildung und in der Gestaltung ihres Privat- und Staatslebens gemacht haben, so wird wohl kein Verständiger diese Frage verneinen, ja man wird sogar eingestehen müssen, daß sie in gar vieler Beziehung einen bedeutenden Vorsprung vor den übrigen europäischen Völkern gewonnen haben. Oder sollten wir mit den exaltirten Romantikern die Zustände des Mittelalters wegen einiger Vorzüge, welches es gegen die jetzige Zeit aufzuweisen hatte, zurückwünschen? Sollen wir die vielen Plackereien, an welchen die armen Deutschen in jener früheren Zeit und

zum Theil in den nächstvergangenen Jahrhunderten zu leiden hatten, als da sind unaufhörliche Kriege, Fehden und Gewaltthätigkeiten, Rechtsverachtung, unerträgliche Leibeigenschaft, Weglagerung, verbunden mit Raub und Mord, unsinniger Aberglaube, fanatische Wuth, welche die Menschen wegen Religionsfragen wie wilde Tiger auf einander hetzte ꝛc., ꝛc., sollen wir, frage ich, das Alles vergessen, und etwa wegen der größern Kraft, Stärke und Selbstständigkeit der Menschen, jener Zeit vor der jetzigen den Vorzug geben? Möge dies eine gewisse Junkerpartei, welche den Verlust ihrer früheren Vorrechte bedauert, thun, kein Verständiger, kein wahrer Patriot, der das Wohl des Ganzen beherzigt, wird mit ihr sympathisiren.

Wir haben demnach in Bezug auf unsere Kultur und Bildung alle Ursache mit den inneren Zuständen unseres Vaterlandes zufrieden zu sein; denn, wenn auch noch hier und da Mängel sich bemerkbar machen, die manchen frommen Wunsch aufregen, so sind doch die Uebelstände nicht so allgemein und so tief einschneidend, als in älteren Zeiten und vor Allem haben wir zu rühmen, daß in diesen Tagen Recht und Gerechtigkeit in der Regel ohne Ansehn der Person geübt wird, und daß wir uns einer strengen Gesetzlichkeit erfreuen.

Aber nicht so günstig kann unser Urtheil ausfallen, wenn wir die äußeren Verhältnisse Deutschlands in's Auge fassen, denn diese bieten keine hinlänglichen Ga-

rantien für die Errungenschaften unserer fortschreitenden Civilisation und Cultur. Wer weiß, welche Bedingungen dazu gehören, daß eine Nation Vertrauen zu der unerschütterlichen Dauer ihrer inneren Zustände fassen könne, wird zugeben müssen, daß dem deutschen Volke gar viele dieser Bedingungen abgehen, und daß Deutschland in Beziehung auf seine Machtverhältnisse in einer respectgebietenden Lage sich befinde, wird wohl so leicht kein Verständiger behaupten. Deutschland hat gar keine auswärtige Politik; wer das nicht wüßte, dürfte sich nur nach Holstein begeben, um zu sehen, wie schmählich ein edler deutscher Volksstamm von einer undeutschen Regierung behandelt wird, ohne daß ein Hahn danach krähet, am wenigsten der Hahn, der auf dem Capitol des höchsten deutschen Senats zur Bewachung der deutschen Freiheit und Selbstständigkeit aufgestellt sein und rufen sollte: videant Consules, ne quid detrimenti capiat respublica germana*).

Wenn ein kleiner Staat so etwas gegen das große Deutschland ungestraft wagen kann, läßt sich daraus abnehmen, was dieses würde zu erwarten haben, wenn es etwa so unglücklich wäre, den Unwillen oder die

*) Wir freuen uns, daß das in diesen Tagen sich geändert hat, indem die Großmächte Oesterreich und Preußen, den unerhörten Unbilden, die sich Dänemark gegen deutsche Provinzen erlaubt hat, kräftig entgegengetreten sind und sonach zu hoffen ist, daß nun auch der Bundestag den muthwilligen Uebergriffen die nöthigen Schranken entgegensetzen

Eroberungsgelüste der beiden Großmächte, die es in Osten und Westen zu Nachbarn hat, zu erregen. Deutschland hat zwar jetzt eine bedeutende Landmacht, aber sie ist in verschiedene ungleiche Theile zersplittert und von divergirenden Interessen beseelt: es fehlt ihr das gebietende Haupt und der nationalpatriotische Gedanke, der sie zu etwas Großem begeistern könnte. Die deutsche Wehrmacht hat der Nation in dreißig Jahren mehr als eine Milliarde gekostet, und hat doch bis jetzt keinen Schritt gethan, um die deutschen Interessen gegen das Ausland zu wahren.

Deutschland liegt an drei Meeren, es hat große schiffbare Flüsse und viele Handelsschiffe, aber es hat keine Kriegsflotte, welche seine Seegrenzen und seinen Handel beschützen könnte, und soll, wie es scheint, nach höchstem Schicksalsbeschluß keine haben, damit seine Meere von Engländern, Russen, Dänen, Schweden und Holländern ungestört beherrscht werden können. Es ist demnach nicht einmal Herr über die Mündungen seiner Flüsse und muß fremde Wachtschiffe in seinen

werde. Man spricht zwar von auswärtigen Mächten, welche für Dänemark Partei ergreifen. Aber es wäre doch eine unauslöschliche Schmach, wenn Deutschland fremde Einmischung in seine Hausangelegenheiten duldete.

Nach den neuesten Nachrichten hat der erlauchte Bundestag diese Sache wirklich zur Hand genommen, und, wenn nicht alle Zeichen trügen, wird er mit der gehörigen Energie auftreten.

Strömen dulden. Es hat, wie sich demnach von selbst versteht auch keine Colonien zur Aufnahme des in diesen Tagen so aufgeschwollenen Stromes deutscher Auswanderer, welche jetzt fremde Länder und andere Welttheile zum Nachtheile des Vaterlandes mit deutschem Gut und deutscher Arbeitskraft bereichern.

Aber ich will diese Litanei nicht fortsingen, weil sie schon so oft ohne Nutzen und Frommen gesungen worden ist. Es sind das bekannte, vor der Hand unabstellbare Klagen über Mängel, die sich nicht von gestern oder vorgestern herschreiben. Einst freilich war es nicht so, wie uns die ältere vaterländische Geschichte sagt, die uns überhaupt gar Manches lehrt, was, wenn wir es beherzigen wollten, zu unserm Frommen dienen könnte. Nichts aber ist lehrreicher als der Nachweis, den sie giebt, durch welche Tugenden die deutsche Nation einst zu einer bewundernswürdigen Höhe politischer Macht emporgestiegen und durch welche Fehler sie von dieser Höhe wieder herabgesunken ist. Die Geschichte ist eine ernste Mahnerin, diese Fehler in Zukunft zu vermeiden, indem sie uns die tiefgreifenden Folgen derselben vorhält. Ueberhaupt führt die gesteigerte Einsicht in die geschichtliche Entwicklung eines Volks zu einer größeren Freiheit und Nationalselbstständigkeit, welche sich im Verein mit der Kenntniß der tiefeinschneidenden Verhältnisse des Weltlaufes als die Bedingungen des dauernden Volkswohls darstellen. Auch bei dem Fehlschlagen kühner Hoffnungen gewährt die

geschichtliche Belehrung dem rastlos vorstrebenden Menschengeist gar viel des Trostes und der Freude.

Es sei mir daher erlaubt, einige flüchtige Blicke auf unsere geschichtliche Vergangenheit zu werfen, um einige Andeutungen zu geben, durch welche ungünstigen Verhältnisse, Mißgriffe und Nationalfehler Deutschland von seiner ehemaligen Höhe politischer Bedeutendheit herabzusteigen genöthigt, und zu der unbedeutenden Stellung verdammt wurde, die es als europäische Macht nun schon seit Jahrhunderten auf dem Welttheater einnimmt. Wenn der deutschen Nation recht oft und eindringend die entsetzlichen Folgen ihrer Parteiungen und der divergirenden Verfolgung von Einzelinteressen vorgehalten werden, so läßt sie sich vielleicht endlich bewegen, davon abzustehen und das allgemeine Nationalinteresse zum Ziele ihres Strebens zu wählen. Freilich läßt jetzt der deutsche Patriotismus kleinmüthig die Flügel sinken, nachdem er vergeblich versucht hat, sie zum Fluge zu erheben, und die Scheere der polizeilichen Censur ist eifrig thätig, sie im gehörigen Schnitt zu erhalten; aber es wird doch eine Zeit kommen, wo sie ihre Schwungkraft wieder gewinnen, wenn die guten Deutschen sich endlich durch die bisher gemachten geschäftlichen Erfahrungen bewegen lassen, klug zu werden und die Fehler zu vermeiden, die ihre Reichseinheit vernichtet, ihr Nationalbewußtsein geschwächt haben.

Es tönt uns wunderbar in die Ohren, wenn die

Geschichte uns von der alten Größe und Herrlichkeit des jetzt so niedergedrückten deutschen Vaterlandes erzählt; wir können es kaum glauben, wenn wir hören, daß unter Conrad II. (1024—1039) das deutsche Reich selbst das große und herrliche Burgund umfaßte, das heißt, die Länder Savoyen, Provence, Dauphiné, Franche-Comté, Möpelgard unter deutscher Reichshoheit standen, so, daß Toulon und Marseille gewissermaßen deutsche Häfen waren. Doch war dies eine unnatürliche Verbindung und wir wollen es nicht bedauern, daß sie bald wieder aufhörte. Bedenken wir aber die Unabhängigkeit, welche der römische Stuhl und die katholische Kirche noch jetzt im 19ten Jahrhundert der weltlichen Macht gegenüber in Anspruch nehmen, so muß es uns fabelhaft vorkommen, daß im 11ten Jahrhundert ein deutscher König, Heinrich III. (1039—1056) drei Päpste absetzen und deutsche Bischöfe auf den römischen Bischofsstuhl erheben konnte. Wenn wir hören, wie geringschätzig die Mailänder in diesen Tagen von den Deutschen urtheilen, welchen Contrast damit muß die Behauptung eines alten Mailändischen Publicisten Alciatus bilden, daß der deutsche Kaiser Herr der Welt sei, zu Meer und Land, sagt er weiter, herrscht der Kaiser; ihm sind Venedig, Sicilien, Spanien und England unterworfen. Auch der König von Frankreich hat ihn als seinen Oberherrn anzuerkennen und selbst dieser darf ohne seine Erlaubniß keinen Krieg beginnen. — König Conrad III. schrieb noch im 12. Jahrhundert

die denkwürdigen Worte: Alle, welche unsere Reichsgewalt beleidigt haben, sind nachdrücklich zur Fügsamkeit gebracht worden, und Frankreich wie Spanien, England, Dänemark und die benachbarten Staaten beschicken uns in täglichen Gesandtschaften mit schuldigem Gehorsam und gebührender Ehrerbietung theils durch Geißeln, theils durch Eid versprechend, unsern Befehlen mit Eifer nachzukommen.

Das waren nicht etwa eitle Prahlereien, hohle Phrasen, so wie sie jetzt auf dem politischen Theater an der Tagesordnung sind, sondern die Thatsachen entsprachen den rühmenden Worten; denn wie schwankend und wechselnd auch das Uebergewicht sein mochte, das Deutschland auf die anderen Staaten ausübte, so viel ist doch gewiß, daß in den bezeichneten Jahrhunderten alle, zum großen deutschen Stamme gehörigen Völkerschaften bei'm Reiche waren, — so Holland und die Niederlande, so Elsaß, Lothringen und die deutsche Schweiz; ja es waltete weithin an den Küsten der Ostsee in Liefland, Kurland und Esthland bis zum 16. Jahrhundert deutsches Wesen.

Aber legen wir kein zu starkes Gewicht auf diese äußeren Machtverhältnisse, namentlich nicht auf den Glanz, welche die römische Kaiserkrone dem Reiche brachte; denn dieser Glanz ist mehr blendend als befruchtend gewesen, weil die deutschen Könige durch ihre Kaiserwürde veranlaßt wurden, sich in die italienischen Angelegenheiten zu mischen und die wichtigeren An-

liegen Deutschlands zu vernachlässigen. Indem sie sich abmühten, den Kaiserthron in Italien aufzurichten und fest zu begründen, verlor ihr Königsstuhl in Deutschland eine Stütze nach der andern, und brach unter den letzten Hohenstaufen fast ganz zusammen, so daß man seine Trümmer, die im Inlande keine Liebhaber fanden, bei'm Auslande feilbot.

Erfreulicher ist der Anblick der deutschen Volkskraft, die seit Heinrichs I. (918—936) weiser und kräftiger Regierung wunderbar erstarkte. Die Freiheit, die man den Städten gewährte, wurde die Mutter einer Betriebsamkeit und eines Wohlstandes, die zu großen patriotischen Unternehmungen reizten. Wer denkt hier nicht unwillkürlich an die Kraftentwicklung des unter dem Namen der Hansa bekannten Städtebundes, deren Schiffe weithin das Meer bedeckten und beherrschten, so daß Deutschland auch als Seemacht und als Handelsstaat den ersten Rang unter den europäischen Staaten einnahm und lange behauptete. London, Bergen, Nowgorod und Antwerpen waren Stapelplätze der Hansa, welche den Handel mit Dänemark, Schweden, Polen und Rußland ausschließlich betrieb. Die Macht dieses Bundes, der über 100 Schiffe gebot, war so groß, daß er unter andern den König Philipp von Frankreich nöthigte, den Britten die französische Küste zu verschließen, und England zwang, den Frieden mit 10,000 Pfund Sterling zu erkaufen, Dänemark feilbot, Liefland eroberte und in allen Seekriegen den Ausschlag gab.

Mit ähnlicher Uebermacht beherrschten gleichzeitig die Städte im südlichen Deutschland den Handel nach der Levante und der rheinische Städtebund besaß im Mittelmeer den größten Theil des Welthandels.

Welchen beschämenden Contrast bildet diese altdeutsche Seemacht mit unserer jetzigen Ohnmacht zur See.

Daß Wohlstand und Bildung durch diese rege Thätigkeit sehr gewannen, läßt sich leicht abnehmen und wird von gleichzeitigen Schriftstellern anerkannt. So sagt Aeneas Sylvius in einem Schreiben an Macchiavelli: „Wer die Wahrheit sagen will, der muß zugestehen, daß kein Volk in Europa reinlichere und freundlichere Städte hat als die Deutschen; ihre Tempel und Geräthschaften sind die prächtigsten, ihr Reichthum ist unermeßlich und die Freiheit ist nirgends so völlig wie bei den Deutschen entwickelt.“ — Den größten Ruhm gewann unser Vaterland durch die schöpferische Kraft des deutschen Erfindungsgeistes, indem alle Erfindungen, welche damals in der Geschichte der Menschheit Epoche machten, von dem germanischen Stamme ausgegangen sind, z. B. das Schießpulver, die Oelmalerei, die Buchdruckerkunst, die Kunst in Kupfer zu stechen und Augengläser zu schleifen u. s. w., nicht zu gedenken der durch Copernicus und Kepler zuerst wissenschaftlich begründeten Astronomie. Selbst fremde Schriftsteller gestehen, daß das Ausland die besten Künstler, Architekten, Bildhauer, Steinschneider &c.

aus Deutschland bezogen und daß unser Volk im Mittelalter den Vorzug in der Kriegsbaukunst, Mechanik und vielen andern Künsten behauptet habe.

Diese auffallenden Resultate bürgerlicher Rührigkeit und Tüchtigkeit liefern den thatsächlichen Beweis von der mächtigen Triebkraft, die im germanischen Stamme liegt, und wenn wir bedenken, daß diese Erfolge hervortraten zu ein. Zeit, die noch nicht von der modernen Aufklärung berührt war, wo es noch keine bevormundende Regierung, keine überall einschreitende und nachhelfende Polizei gab, so sind wir wohlberechtiget, daraus den Schluß zu ziehen, daß jene Kräfte, diese im Volke liegenden Fruchtkerne zu ihrer Entwicklung weiter nichts bedürfen, als Raum zu freier Bewegung und Unabhängigkeit von fremder Willkür. Unsere Altvordern fanden in dem Vereins- und Corporationswesen die beste Schule zur Ausbildung ihrer Anlagen und die Bedingung, durch vereinte Kräfte Großes zu schaffen. Wenn, wie man jetzt glaubt, das Volk von den Regierungen erst geschult werden müßte, damit es etwas Tüchtiges schaffe, so wären die großen Leistungen des Mittelalters ganz unbegreiflich, weil sich damals die Landesherrn um die Entwicklung der Volksanlagen wenig oder nicht bekümmerten. Es gab leider damals kein büreaukratisches Verwaltungs- und Bevormundungssystem. Aber auch ohne dasselbe, ohne die Gängel- und Leitbänder, die jetzt dem Volke, wie man glaubt, unentbehrlich sind, leistete der beschränkte

Unterthanenverstand Größeres als jetzt alle Staatsschulen zu leisten vermögen. Ja, unser Vaterland war trotz dieser Mängel und vielleicht gerade deswegen groß und ehrwürdig und hervorragend vor allen übrigen Staaten, es war noch im 14. und 15. Jahrhundert an Macht, Wohlstand, Bürgerfreiheit und Kunstfleiß allen europäischen Völkern weit überlegen und mit hoher Achtung wurde sein Name auch im Auslande genannt, denn das stolze Gefühl einer großen Nationalität anzugehören, war noch lebendig im deutschen Volk.

Wo ist diese Machtentfaltung, die Herrlichkeit des deutschen Reiches, wo ist dieses Reich selbst geblieben? wo ist der deutsche König oder Kaiser, dessen Hoheit von allen anderen Reichen anerkannt wurde? Wohin sind die deutschen Provinzen Liefland, Curland, Esthland, die Niederlande Elsaß, Lothringen, die deutsche Schweiz gekommen? Man zeige uns die deutsche Flotte, welche wie die der Hansa und des rheinischen Städtebundes die Meere beherrscht und den benachbarten Seestaaten Gesetze vorschreibt? Nicht einmal der schwache Anfang zu einer Seemacht, welche die vorübergehende Begeisterung des Volks vor einigen Jahren schuf, hat sich erhalten können. Wo liegen die Ursachen dieser Verluste, dieses Verfalls einer weiland so bedeutenden politischen Größe? Ach, sie liegen mir allzu offen vor aller Augen, und werden doch wie durch einen bösen Zauber festgehalten, so daß sie immer noch fortwirken und jeden neuen Aufschwung verhindern.

An die Stelle des alten Unabhängigkeitssinns der Bürger trat und tritt noch Unselbstständigkeit, Schwäche, feige Schmiegsamkeit, und eine Art von Bedientengeist, der im 17. und 18. Jahrhundert absichtlich cultivirt wurde und jetzt wieder begünstiget wird, nachdem das deutsche Volk vor einigen Jahren zum Schrecken seiner Vormünder Miene machte, ihn abzuschütteln. Diese Abschwächung des Volks wurde veranlaßt und methodisch unterhalten durch den Uebermuth, die Hab- und Herrschsucht der Landesherrn, der Feudalaristokraten, des Ritter- und Junkerthums, welche keine beschränkende Macht über sich, keine selbstständige Kraft neben und unter sich dulden wollten und den thatkräftigen Bürger tief verachteten.

Das in neuerer Zeit verloren gegangene Geheimniß der mittelalterlichen Herrlichkeit des deutschen Reichs lag in der Unabhängigkeit und in dem Ebenmaß der politischen Bedeutung der verschiedenen Stände, welche durch ihre regsame Wechselwirkung auf einander Reichthum und Fülle verbreiteten und der Nationalmacht Nachdruck verliehen. Der Kaiser voll Ansehn und Hoheit, doch beschränkt durch die Fürsten des Reichs; die Fürsten mächtig und gebietend, gleichwohl gezügelt durch einen reichen unabhängigen Adel; der Adel einflußreich und hervorragend, aber in Schranken gehalten durch einen wohlhabenden thatkräftigen und wehrhaften Bürgerstand — so waren die Verhältnisse der verschiedenen Stände. Von einem berechtigten Bauernstande

war freilich zu jener Zeit wenig die Rede, denn dieser trug das Joch der Leibeigenschaft. Glänzten Kaiser, Fürsten und Adel durch Ritterlichkeit, freien Anstand und Kunstsinn, so wetteiferten die Bürger unter sich durch Gewerbfleiß, Treue und Biederkeit. Auf diese Art standen die Elemente des deutschen Volkslebens, abgesehen von der Dissonanz der Leibeigenschaft, in Harmonie und boten einen festen Grund, worauf sich die politische Größe und Herrlichkeit unsers Vaterlandes aufbauen konnte.

Aber dieses schöne Gleichmaß wurde gestört, als nach und nach der Gemeinsinn verschwand und engherzige Selbstsucht an dessen Stelle trat; als in Folge dieser selbstischen Bestrebungen ein Stand den anderen anfeindete und zu unterdrücken suchte. Es kam eine Zeit, wo die Städte, uneingedenk ihres Ursprungs und ihrer Geschichte, das Landvolk zu unterjochen suchten, während Fürsten und Adel die selbstständigen Bürger zu willenlosen Unterthanen erniedrigten, und das Joch der Leibeigenschaft, unter dem die Bauern seufzten, immer drückender machten. Durch den Vertilgungskampf der Dynasten und des Adels gegen die Städte fiel das Bürgerthum, und zur Strafe dafür sank auch bald die Freiheit und Macht des Adels. Da nun auf dieser Macht und auf der Tüchtigkeit der Bürger die Stärke der Kaiser gegen die Fürsten beruhte, so verfiel auch die bisher von den Kaisern repräsentirte Reichsgewalt. Die Fürsten, ohne Interesse für das National-

gedeihn, suchten nur ihre Privatmacht auf Kosten der Reichsmacht zu vergrößern. Nach dem Abgang der Hohenstaufen und des kräftigen Rudolph's von Habsburg wurden fast lauter schwache charakterlose Kaiser gewählt, welche ihre Erhebung mit dem Opfer der kaiserlichen Vorrechte und des Reichsguts erkaufen mußten oder freiwillig hingaben, um den Beistand der Fürsten bei der Ausführung irgend eines dem Reiche schädlichen Lieblingsplanes zu gewinnen. So wurden die Landesherrn immer mächtiger und unabhängiger, und von der alten strahlenden Kaisermacht, so wie von der Reichsherrlichkeit blieb in späteren Zeiten wenig mehr als ein Schatten übrig. Diesem Schicksale hätten die Kaiser entgehen können, wenn sie sich mit dem Machtelemente der Städte befreundet und die Bundesgenossenschaft des kräftigen Bürgerthums, das ihnen bereitwillig entgegenkam, gesucht hätten; aber das geschah nur selten und ohne Consequenz. Der aristokratische Stolz verschmähte eine dauernde Verbindung mit plebejen Elementen; gerade wie jetzt, wo man ein Liebäugeln mit der Revolution darin erblicken würde, wenn eine Regierung die Sympathien des Volks für sich zu gewinnen suchte. Nur die äußerste Noth nöthigt zuweilen die großen Herrn, diese Sympathien zu cultiviren; wenn aber die Noth vorüber ist, werden die guten Dienste vergessen, welche das Volk voll Vertrauen auf die Dankbarkeit der hohen Herrschaften geleistet hat, und das Werkzeug, von welchem die Rettung gekommen ist, wird wohl gar gebrochen

So ging es auch damals; der letzte Anker, welcher das Staatsschiff des deutschen Reichs hätte retten können, die mächtige Bürgerkraft, die sich in den Städten entwickelt hatte, wurde von dem Kaiser und den Fürsten absichtlich gebrochen und so ist gekommen, daß sich die Fülle, Herrlichkeit und Großartigkeit des deutschen Staatslebens in die aller Nationaleinheit feindliche Fürstenmacht auflösete, deren sich isolirende Starrheit bis auf den heutigen Tag nicht hat durchbrochen werden können.

Die Reformation, welche in Beziehung auf die religiösen, sittlichen und allgemein humanen Zustände so wohlthätig gewirkt hat, führte, weil sie die Fesseln des alten Autoritätsglaubens nur theilweise zu sprengen vermochte, eine durchgreifende Kirchenspaltung herbei, wodurch die Zerrissenheit und der Verfall des deutschen Reichs vollendet wurde. Es kam im 17. Jahrhundert so weit, daß sich die Deutschen in einem dreißigjährigen Kampfe auf Tod und Leben mit fanatischer Wuth gegenseitig zerfleischten, und daß sie fremde Söldner herbei riefen, um ihnen in diesem blutigen Geschäfte beizustehen. Deutsche Kaiser, zum Schirm und Schutz der germanischen Fluren, gegen einheimische und ausländische Feinde berufen, waren es, unter deren Auspicien die Flammen dieses Kriegs von dem vergifteten Athem des Fanatismus angeblasen wurden, die bald eine solche Verbreitung gewannen, daß sie unser ganzes schönes Vaterland ergriffen und durch Ströme von Blut nicht

ausgegossen werden konnten. Von dem Greuel der Verwüstungen, die in diesem Kriege an der Tagesordnung waren, mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß gleich im Anfange desselben in Böhmen grausame Hinrichtungen, Aechtungen, Vermögensconfiscation mit einander wetteiferten, die armen protestantischen Landesbewohner zur Verzweiflung zu treiben; wurden doch von den vom Schwerte Verschonten allein 30,000 Familien ins Elend getrieben, weil sie sich nicht wollten in die Messe treiben lassen. Zu Ende dieses entsetzlichen Kriegs glich Deutschland fast überall einer Brandstätte voller Schuttbaufen und es kann als Beweis von der Rührigkeit der deutschen Nation gelten, daß nach dem Frieden in einigen Jahrzehnten, die Spuren der Zerstörung schon ziemlich wieder verwischt waren.

Der Protestantismus wurde zwar gerettet, aber mit Hülfe fremder Mächte, die sich ihren Beistand theuer bezahlen ließen. Denn zu allen Zeiten hat sich die Wahrheit bestätiget, daß die Herbeiziehung auswärtiger Mächte in die innern Angelegenheiten eines Volkes, um Zwistigkeiten zu schlichten, viel Unheil gebracht und gewöhnlich den Verlust der nationalen Freiheit und Unabhängigkeit zur Folge gehabt hat. Das hat sich auch im westphälischen Frieden und dessen Folgen bestätiget. Wenn wir es einerseits mit Dank erkennen müssen, daß die protestantische Kirche und der protestantische freie Geist nicht unterdrückt wurde,

so haben wir es dagegen zu beklagen, daß die politische Freiheit und Selbstständigkeit, so wie der letzte Rest der Einheit des deutschen Reichs verloren gingen. Das geschwächte und zerrüttete Vaterland mußte den Beistand, den Schweden und Frankreich dem Protestantismus leisteten, mit dem Verluste seiner schönsten Provinzen theuer bezahlen, und sich vorzüglich von letzterm oft die brutalste Behandlung gefallen lassen. Von dieser Zeit bis 1813 hat Frankreich nicht aufgehört, sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, und in seine gesegneten Fluren die Kriegesfackel zu werfen.

Man kann also wohl sagen, daß der Westphälische Friede Deutschland noch tiefere Wunden schlug, als der vorhergehende Krieg, denn sie sind bis auf diesen Tag nicht vollständig wieder geheilt. Deutschland, an allen Stellen blutend, wurde nicht nur in Beziehung auf seine äußern Verhältnisse zur Ohnmacht heruntergedrückt, sondern auch seine innern Angelegenheiten so zerrüttet, daß es sich so leicht nicht wieder erheben konnte. Nach den Bestimmungen dieses Friedens erhielten die Reichsstände volle Landeshoheit und waren sogar befugt, zu ihrer Erhaltung und Sicherheit Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen. Man hatte freilich die Bünde gegen Kaiser und Reich ausgenommen, allein dieses Recht deutet schon die volle Unabhängigkeit an, weil es ein Ausfluß der Souverainetät ist, und die Fürsten haben bis auf neuere Zeit von denselben zum Nachtheile des Reichs und der

Kaisergewalt öfters Gebrauch gemacht, und die beigefügte Beschränkung wurde zum leeren Schall.*)

Was aber die deutsche Reichseinheit durchaus aufheben mußte, war die seltsame Bestimmung dieses Friedens, nach welcher alle Theilnehmer desselben, somit auch die Kronen Frankreich und Schweden für die Aufrechterhaltung aller Artikel desselben die Gewähr übernehmen sollten. Sonach erhielten die genannten Mächte das Recht, sich fortwährend in die innern Staatsangelegenheiten der Deutschen zu mischen. Schweden hat diesen Einfluß zwar nach dem Tode Carls XII. verloren, aber Frankreich hat ihn bis ins erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts behalten und die gänzliche Zerrüttung und endlich Vernichtung der Reichseinheit ist die Folge davon gewesen.

Aber der verderblichste Einfluß, der über den Rhein her auf Deutschland überströmte, war eine moralische

---

*) Das hat sich bald nachher gezeigt; denn schon im Jahre 1658 gelang es Frankreich, durch die den deutschen Fürsten vorgespiegelte Furcht vor der Uebermacht Oesterreichs, den sogenannten rheinischen Bund zu Stande zu bringen, an welchem Braunschweig, Hessen-Kassel, Pfalz-Neuburg und vorzüglich die Kurfürsten von Mainz und Köln Antheil nahmen. So ging mit diesem ersten, unter dem Einflusse des westphälischen Friedens abgeschlossenen Rheinbunde, das deutsche Reich seiner Auflösung entgegen, wie sie denn auch der Form nach durch den zweiten Rheinbund 1805 vollendet wurde.

Contagion, die bald die höhern Klassen der Gesellschaft ergriff und nach und nach den Kern der Nation zu vergiften drohte. Die entsetzliche Unsittlichkeit, und besonders die schamlose Ueppigkeit, welche unter dem Namen der Galanterie unter Ludwig XIV. und seinem Nachfolger am französischen Hofe herrschend war, wurde von den deutschen Fürsten und Grafen eifrig nachgeahmt; mit den Flittern der Hofpracht behangen, bildete das galante Laster gleichsam einen integrirenden Theil der fürstl. Würde. Jeder der deutschen Dynasten, wie winzig auch sein Land war, wollte wenigstens ein Miniaturbild vom großen Ludwig sein und seine Residenz zu einem Klein-Paris machen. Die Landeseinkünfte wurden dazu verwendet, den Schmutz der Unsittlichkeit mit den glänzendsten Farben und Flittern zu umgeben und das galante Unwesen unter recht pomphaftem Geräusch auftreten zu lassen. Die Maitressenwirthschaft gehörte zum guten Ton, und das italienische Sängerwesen mit seiner Frivolität und seinen Prostitutionskünsten drängte sich fast an allen Fürstenhöfen und Bischofsitzen ein. Opernsänger und Sängerinnen, Castraten, Geiger, Pfeifer, Comödianten und Pantalone und endlich die verderblichste Gattung dieser Virtuosen, eine Fluth von Tänzerinnen, ausgelernt in allen Buhlkünsten, überschwemmten die geistlichen und weltlichen Fürstenhöfe von Deutschland. Um das zu dieser prunkenden Hofwirthschaft erforderliche Geld aufzubringen, erlaubte man sich die ärgsten

Erpressungen, und trieb jüdischen Schacher mit Aemtern und Ehrenstellen, ja mit Recht und Gerechtigkeit; so in Würtemberg, in der Pfalz, am Rhein, in Baiern, und wie es in Sachsen unter August dem Starken und später unter Brühl zugegangen, ist bekannt genug. Wurde doch selbst der hannöversche Hof, einer der anständigsten der damaligen Zeit unter Ernst August, von einer unverschämten Buhlerin, Elisabeth v. Meißenberg (vermählte v. Platen) beherrscht, deren Eifer- und Rachsucht, wie man sagt, der letzte Königsmark fiel und spurlos verschwand.

Daß die von den Fürstenhöfen und den höhern Ständen zur Schau gestellte galante Lebensweise eben keine Schule der Sittlichkeit war, versteht sich von selbst, und wenn auch kein anderer Schaden dadurch gestiftet worden wäre, so wurden doch die Begriffe von Schicklichkeit und Wohlständigkeit gar sehr verwirrt und die Fürstenwürde, die den Unterthanen heilig sein sollte, sank gar sehr in der öffentlichen Meinung.

Was aber das Empörendste dabei ist, nicht bloß den Verdienst ihrer Arbeit, sondern auch nicht selten das Blut und das Leben ihrer Söhne mußten die Unterthanen hergeben, um ihren Oberherrn die Mittel zu verschaffen zur Unterhaltung des kostbaren Hofprunks und der gierigen Ueppigkeit. Die regierenden Herrn schämten sich nicht, einen förmlichen Menschenhandel zu treiben und ihre Landeskinder wie Viehstücke an die Holländer und Engländer zu verkaufen. Die Söhne

des sonst auf seine Freiheit so stolzen Deutschlands, mußten es sich gefallen lassen, in Africa oder Amerika zur Schlachtbank des Krieges geführt zu werden, um die Freiheit fremder Völker zu unterdrücken. Der Kurfürst von Hessen zog allein für solche verschacherten Söhne seines Landes 21 Mill. Thlr. und bestrafte die Väter mit Halseisen, die Mütter mit dem Zuchthause, die sich eine Klage erlaubten.

Die natürliche Folge dieser Hof- und Staatswirthschaft und der mit galanter Unsitte gepaarten Willkür auf den Fürstenthronen, war eine sehr bemerkbare Erstarrung des Staatslebens, und durch das Eindringen der höfischen Schamlosigkeit in die niedern Lebenssphären, Vergiftung der Sittlichkeit und Lähmung der Volkskraft. Nimmt man nun dazu die elende Reichsverfassung, in deren verrostetem Maschinenwerke erst so viele Räder aufgezogen, so viele Gewichte angehängt werden mußten, bevor sie in Bewegung kommen konnte, so begreift man, warum das einst so kräftige und stolze Deutschland eine so erbärmliche Rolle auf dem politischen Theater des 17. und 18. Jahrhunderts Frankreich gegenüber gespielt hat. Ludwig XIV. vergalt die Gelehrigkeit, womit die deutschen Fürsten seinen Hof zu copiren und französische Ueppigkeit nach Deutschland zu verpflanzen suchten, mit Hohn, und behandelte Deutschland, als wäre es eine von Frankreich abhängige Provinz gewesen. So ließ er mitten im Frieden Straßburg mit vielen andern Städten und

Districten ohne weiteres wegnehmen und gebot seinen Kriegsknechten Mordbrenner zu werden, indem er sie verheerend die schöne Pfalz durchziehen ließ, so daß die blühendsten Städte, namentlich Heidelberg, Manheim, Speier, Worms, Frankenthal und viele andere mehr oder weniger in Trümmer sanken.

In dem spanischen Erbfolgekriege gegen Frankreich, waren die deutschen Waffen in Verbindung mit den englischen und holländischen glücklich, und wenn der Kaiser dieses Glück schnell benutzt hätte, so würde er vielleicht die Zurückerstattung des Elsaß erhalten haben, wenigstens war der tiefgebeugte stolze Ludwig zur Zurückgabe von Straßburg geneigt. Aber diese günstige Aussicht ging verloren, als es der schlauen Politik Frankreichs gelang, mit England und Holland einen Separatfrieden (zu Utrecht 1713) abzuschließen und Deutschland mußte sich in dem Frieden zu Rastatt 1714 nicht unbedeutende Nachtheile und Verluste gefallen lassen.

Abgesehen von dem polnischen Erbfolgekrieg, entbrannte in der Mitte des 18. Jahrhunderts schon wieder ein lange anhaltendes Kriegsfeuer, welches entsetzliche Verheerungen anrichtete. Es waren der Oesterreichische Erbfolge-Krieg und die damit in Verbindung stehenden drei Schlesischen Kriege, in welchen nicht bloß Deutsche gegen Deutsche kämpften und sich gegenseitig zu vernichten strebten, sondern auch fremde Mächte beigezogen wurden, um die Wunden recht tief zu

machen, welche Deutschland geschlagen wurden. Aber ewig merkwürdig ist der dritte Schlesische oder der siebenjährige Krieg, denn es wird damit der Beweis geliefert, was deutsche Kraft vermag, wenn sie von einem großen umfassenden Geiste und einem starken Willen geleitet wird. Wir sehen in diesem Kriege die wunderbare Erscheinung, daß ein Markgraf von Brandenburg, wie Friedrich der Große von seinen Feinden höhnend genannt wurde, den Kampf gegen Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden, Sachsen und das deutsche Reich zu gleicher Zeit mit dem glänzendsten Erfolge besteht. Der große Mann wagte nicht allein diesen Kampf, sondern beschloß auch unerschrocken seinen Feinden zuvorzukommen. Und welche unerschütterliche Geistesgröße und Charakterstärke bethätigte er in den langen Bedrängnissen und vielfachen Wechselfallen des ungleichen Kampfes. Seine unerschöpfliche Gabe, stets aus eignen Kräften neue Hülfsmittel zu schaffen, seine genialen Entwürfe als Feldherr, die Unerschrockenheit, welche er in den größten Gefahren zeigte, sein Gleichmuth, die unerschütterliche Ausdauer im Unglück, sein hohes Selbstgefühl, mit welchem er stets den Tod der Erniedrigung vorzog und selbst in den verzweifeltsten Lagen sich keine unwürdige Nachgiebigkeit abpressen ließ, müssen im hohen Grade die Verehrung der Nachwelt erregen. Ist es ein Wunder, wenn ein Mann wie dieser, ein Ferment in die deutsche Nation warf, das sie aus ihrer Erstarrung aufrüttelte und den Sinn

zur Nationalität anregte? Ja, die Größe Friedrichs wirkte mit wunderbarer Macht auf die Deutschen, und jeder Patriot empfand Freude über seine Siege. Während die deutschen Höfe, entweder von Neid oder von Furcht, befangen waren, wurde das Volk unwillkürlich von Bewunderung hingerissen und pries mit Begeisterung die Thaten des Helden. Friedrich war der erste Wecker des schlummernden Nationalgefühls der Deutschen und selbst gegen seine Absicht der Verläufer der deutschen Regeneration, welche sich vollenden wird, wenn wieder ein Mann, wie Friedrich der Große auf dem preußischen Königsthrone sitzt.

Diese Kriege sind aber besonders deshalb merkwürdig, weil sich damit Preußen eine nicht unwichtige Stellung unter den europäischen Mächten errang und somit ein Gegengewicht bildete gegen das Uebergewicht der Macht, welche Oesterreich bisher in Deutschland geübt hatte. Die Schwere dieses Gegengewichts zeigte sich auch bald, indem Friedrich der Große den Versuch Josephs II., Oesterreich durch Baiern zu vergrößern, vereitelte. Freilich war es nun auch um die Reichseinheit geschehen, denn wie hätte sich das selbstständige Preußen der Oberhoheit des Kaisers unterordnen und seine Maßregeln von den Beschlüssen des Reichstags abhängig machen können? — Deswegen widersetzte sich Friedrich II. den Plänen Josephs II. nicht sowohl aus deutschem Patriotismus, sondern aus politischen im eignen Interesse liegenden Gründen; er wollte nicht,

daß das schon mächtige Oesterreich durch die Einverleibung von Baiern noch mächtiger würde.

Es ist merkwürdig, daß Männer, wie Friedrich II. und Joseph II., die sonst in Jahrhunderten nur einzeln auftreten, jetzt zugleich auf mächtigen Thronen erschienen und man muß es bedauern, daß sie, was freilich nach der Lage der Verhältnisse unvermeidlich war, mit einander in Collision kamen. Denn Joseph war, wenn auch nicht seinen Thaten, doch seiner Gesinnung nach groß und achtungswürdig, und sein Ehrgeiz läßt sich wohl entschuldigen. Er stand als Haupt des Hauses Habsburg, dessen Interesse mit dem Deutschlands identisch zu sein schien, der Idee der deutschen Nationaleinheit, ungleich näher als Friedrich II., der nur das streng preußische Interesse verfolgte. Dabei gehört er entschieden der idealen Richtung an und umfaßte seine politischen Reformen nicht als kalter Staatsmann, sondern als warmer Menschenfreund. Er glaubte an eine höhere Bestimmung der Völker, und war deshalb mehr der Repräsentant seiner Zeit als Friedrich II. Aber mit allen seinen hohen Gaben und Anstrengungen konnte dieser Kaiser keine Reform der schwerfälligen Reichsverfassung bewirken, nicht einmal eine durchgreifende Verbesserung und Beschleunigung des Schneckenganges des Reichskammergerichts vermochte er mit allen seinem Eifer durchzusetzen; überall stand ihm die engherzige Eifersucht der deutschen Fürsten entgegen. Das deutsche Reich ging unaufhaltsam seinem Unter-

gange entgegen; indeß würde es vielleicht, wie einst das Byzantinische noch Jahrhunderte lang hingesiecht haben, wenn nicht die französische Revolution gekommen wäre, welche in ihren verschiedenen Phasen und Kämpfen unsägliches Unheil über Deutschland gebracht, aber auch eine Menge von neuen Ideen in Umlauf gesetzt hat, die den Keim zu neuen Bildungen enthielten, so daß unsere gegenwärtigen Zustände ihren Grund in dieser furchtbaren Katastrophe zu suchen haben. Aber bevor es zu diesen Neubildungen kam, mußte unser liebes Vaterland einen langen Zeitraum schwerer Prüfungen durchlaufen.

Unser armes Volk hat viel unglückliche Zeiten zu beklagen gehabt, aber niemals hat es eine Periode seiner Geschichte durchlaufen, die für die deutsche Ehre schmachvoller, für das Nationalgefühl demüthigender gewesen, als die vom Lüneviller Frieden 1801 bis 1812. Denn es war in diesem Zeitraume fast ganz der Willkür der übermüthigen Franzosen hingegeben, und der gewaltige Dictator, der die Erbschaft der Revolution angetreten hatte, behandelte Deutschland nicht viel anders als eine eroberte Provinz. Das Entsetzlichste dabei aber war der Umstand, daß deutsche Fürsten getreulich mithalfen bei dieser Brandmarkung der alten deutschen Ehre, und sich freuten, wenn unter ihrer Mitwirkung ein Bollwerk des Reichs nach dem andern niedergeworfen wurde. Zwar beleuchtete im vorletzten Jahre 1799 des vorigen Jahrhunderts ein

rübergehender Sonnenblick des Glücks die deutschen Waffen und es schien als wenn jetzt schon die Nemesis die Frevel der revolutionairen Regierung in Frankreich bestrafen wollte. Die Franzosen wurden von den verbündeten Oesterreichern und Russen aus Italien vertrieben und auch in Deutschland erfocht der Erzherzog Karl glänzende Siege. Aber der patriotische Feldherr wurde durch Mangel an Unterstützung und andere ungünstige Conjuncturen gehindert, die errungenen Vortheile zu verfolgen und trat voll Unwillen zurück. Die deutschen Fürsten hatten für Alles Geld, was ihren Luxus fröhnte, nur nicht zu Rüstungen gegen den Reichsfeind; sie hatten Soldaten für Holland und England, aber nicht für den Kaiser und das Reich. Der Herzog Friedrich von Würtemberg, der seine Unterthanen früher an die Holländer verkauft hatte und sie gelegentlich wie Jagdhunde brauchte, behauptete mit frecher Stirn, daß sie nicht dahin zu bringen wären, Leib und Gut gegen die Franzosen zu vertheidigen und auch Hessen-Kassel und andere Fürsten, welche den Engländern mehr als 20,000 Mann verschachert hatten zur Unterdrückung fremder Freiheit, konnten, wenn es galt die deutsche Freiheit zu vertheidigen, keinen Mann entbehren.

Im Frieden von Campoformio hatte der Kaiser für das Reich wenig Sorge getragen, aber in den Friedenstractaten von Lüneville gab er es völlig preis. Während man sich hernach in Regensburg 16 Monate

über die Entschädigungen der Fürsten zankte, wurden die Fetzen des zerrissenen Reichs wie alter Trödel von Talleyrand zu Paris an den Meistbietenden versteigert und die feigen Diplomaten überboten sich in Schmeicheleien, um sich dem französischen Minister gefällig zu machen. Selbst deutsche Fürsten erschienen in den Gemächern des ersten Konsuls zu St. Cloud, sich bückend und kriechend, um ein gutes Stück von dem, am deutschen Reiche begangenen Raube zugeworfen zu erhalten und auch in Rastatt wurde im Jahre 1803 diese diplomatische Seelenfischerei fortgetrieben. Selbst der Kaiser, der sich Mehrer des Reichs nannte, nahm daran Theil, indem er den Breisgau für seinen Vetter den Herzog von Modena in Anspruch nahm. Preußen hatte sich schon im Baseler Frieden 1795 vom deutschen Reiche völlig losgesagt, und dachte bloß auf eigne Vergrößerung; Baiern, Würtemberg und Baden standen ohne Scheu ganz offen auf Seiten des Reichsfeindes und griffen zu, um womöglich recht viel von dem, durch diplomatische Rechtsverdrehungen sanctionirten Raube zu erhalten.

Unter diesen Umständen konnte Bonaparte es schon wagen, durch einen Einfall in Hannover die kaum geschlossenen Verträge zu verhöhnen und das Völkerrecht, durch Wegführung des Herzogs von Enghien vom deutschen Gebiete, zu verletzen, über welche Unthat kein deutscher Fürst den geringsten Laut des Unwillens hören ließ.

Es zeigte sich in dieser Zeit recht auffallend, wie tief eine sonst kräftige Nation sinken kann, wenn kein Band der Einheit sie umschlingt, kein Nationalgefühl sie belebt, wenn sie in ihren theuersten Angelegenheiten keine Stimme hat und ruhig zusehen muß, wie sie von ihren Diplomaten verrathen und verkauft wird. Anstatt mit vereinten Kräften die einzig mögliche Rettung zu suchen, ließ man das deutsche Reich in Trümmern sinken und jeder, der die Macht dazu hatte, suchte sich davon so viel anzueignen, als er konnte. So bestätigte sich jetzt an unserm armen Vaterlande, was Kaiser Karl IV. im Eingange seiner goldenen Bulle sagt: omne regnum in se divisum desolabitur, nam principes ejus facti sunt socii furum.

Daß aus dem deutschen Volke noch nicht alle Kraft entwichen war, davon hat es auch in dieser Periode bei verschiedenen Gelegenheiten den Beweis geliefert. Als z. B. eine Armee Jourdans vom Erzherzog Karl bei Würzburg im Jahre 1796 geschlagen worden war, hatte das Volk so wenig Furcht vor dem Reichsfeinde, daß es ihn mit eigner Kraft zu vertreiben wagte. Erbittert über die Erpressungen der Franzosen, ergriffen die fränkischen Bauern gegen dieselben die Waffen und erschlugen sie auf ihrem Rückzuge massenweise. Und das geschah zu derselben Zeit, wo der Kurfürst von Baiern, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden den Frieden von den Franzosen mit vielen Millionen und unerschwinglichen Lieferungen

erkauften. Auch die Bauern in Schwaben bewaffneten sich wieder die Neufranken und lieferten somit den Beweis, welche Mittel zur Reichsvertheidigung eine fähige Regierung selbst unter unglücklichen Conjuncturen würde gefunden haben, wenn man auf den Gedanken gekommen wäre, diese vereinzelten Kräfte zu einer allgemeinen Landwehr zu organisiren. — Die deutsche Nation mußte jedoch den bittern Leidenskelch erst bis auf die Hefe austrinken, der Druck des französischen Joches mußte erst bis auf Mark dringen, bevor ein solcher Gedanke realisirt wurde.

Nachdem durch den Preßburger Frieden Oesterreich geschwächt und verstümmelt und dagegen Baiern und Würtemberg auf dessen Kosten ungebührlich vergrößert worden waren, weil Napoleon diese Mittelmächte zu seinem Zweck, Oesterreich und Preußen für immer auseinander zu halten gebrauchen wollte, schloß der französische Dictator mit den Fürsten des südwestlichen Deutschlands einen Vertrag, durch welchen dieselben unauflöslich an Frankreichs d. h. an seine persönliche Interessen gefesselt sein sollten. In diesem Vertrage, genannt der Rheinbund, sagten sich diese Fürsten förmlich von Deutschland, d. h. ihrem Vaterlande los und stellten sich unter den Schutz und die Leitung des Reichsfeindes, ja sie errötheten nicht zu erklären, daß Napoleon derjenige Monarch sei, der das wahre Interesse Deutschlands am besten befördere. Nachdem dieser dem deutschen Reiche seinen Tod auch noch officiell an-

gekündiget und durch seinen Gesandten in Regensburg erklärt hatte, daß er das Dasein einer deutschen Reichsverfassung nicht mehr anerkenne und demnach das deutsche Reich aufgelöset sei, blieb dem Kaiser Franz II. freilich nichts weiter übrig, als der Würde eines deutschen Kaisers zu entsagen, was am 6. August 1806 geschah.

Nun kam die Reihe an Preußen, welches völlig isolirt und aller Sympathien beraubt auf den ersten Stoß zusammenfiel; und da auch der erneute Versuch Oesterreichs, sich den eisernen Armen des unwiderstehlichen Eroberers zu entziehen, nur dazu diente, seine Macht und seinen Uebermuth bis zum höchsten Gipfel zu steigern, so schien die Unterjochung Deutschlands vollendet zu sein und Napoleon war factisch Herr und Gebieter der weiland freien und mächtigen deutschen Nation. Ein französisches Königreich entstand in der Mitte von Deutschland und noch drei andere Könige gingen aus der neuen Napoleonischen Königsfabrik hervor, welche neben der Obliegenheit der Unterwürfigkeit und Vasallenschaft gegen den gewaltigen Dictator, auch die Pflicht hatten, jeden Aufschwung deutscher Kraft zu verhindern. Die Deutschen sahen sich nicht allein ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit beraubt, sondern sie mußten auch mithelfen, wenn es galt andere Völker, z. B. die Spanier unter das französische Joch zu beugen und wurden genöthiget drein zu schlagen, wenn im eignen Vaterlande der Versuch zu einer Erhebung gemacht wurde.

Die geistige Knechtschaft, welche Napoleon in Deutschland übte, war womöglich noch drückender als die physische; denn sie ging so weit, daß es für ein Verbrechen galt, deutscher Patriot zu sein, und für Hochverrath, die Nation an ihre angestammte Kraft zu erinnern.

Dessen ungeachtet wäre vielleicht doch schon im Jahre 1809 eine wirksame Volkserhebung erfolgt, wenn Oesterreichs Freiheitsproclamationen mehr als schöne Worte gewesen wären. Wenigstens zeigte der Aufstand in Tyrol, was ein kleiner von Vaterlandsliebe begeisterter Volksstamm vermöge, aber auch zugleich wie der österreichische Machiavellismus solche Freiheitsbestrebungen zu würdigen und zu belohnen pflege.

An Moskaus alter Kaiserburg fand endlich Napoleon, wie alle unersättlichen Welteroberer, sein Mene, Mene Tekel*) vom Finger der Nemesis geschrieben, und ein Umschwung erfolgte, der die Rechnungen der scharfsinnigsten Politiker, welche an die Unwiderstehlichkeit der entfesselten Volkskraft nicht glauben, zu Schanden machte. Freilich übernahm der Himmel die Initiative zu diesem Umschwung, aber wer hätte es für möglich gehalten, daß Preußen, das niedergeschmetterte, an tausend Wunden blutende Preußen diese unerwartete Wendung benutzen, sich wie ein gewappneter Riese erheben und dem übrigen Deutschland vorausgehen könnte

*) Das Ende deiner Herrschaft ist gekommen.

im großen Werke der Befreiung. Ich kann mir nicht versagen, hier etwas länger zu verweilen, um die Frage zu beantworten, wie dieses Wunder möglich wurde und die kunstvollen politischen Hebel in Erinnerung zu bringen, wodurch der Aufschwung des preußischen Volkes bewirkt wurde. Ich halte es um so nöthiger von Zeit zu Zeit an diese Epoche zu erinnern, je eifriger die bald nachher eintretende Reaction bemüht war, diese Hebel in Mißkredit zu bringen und als verbrauchte Werkzeuge in das Dunkel der Vergessenheit zurückzustellen. Um diese Erinnerung noch belehrender zu machen, erlaube ich mir des Contrastes wegen, die Ursachen, welche den Fall Preußens bewirkten, mit diesen Hebeln im gedrängten Umrisse zusammen zu stellen, durch welche seine unerwartete Erhebung möglich wurde.

Im deutschen Fürstenbunde (1785) hatte Friedrich der Große seinen Nachfolgern die Lehre gegeben, daß Preußens natürliche Stellung nicht in Allianzen mit Oesterreich und Rußland, sondern im festen Anschluß an das übrige, der Leitung bedürftige Deutschland bestehe. Sein richtiger Blick ergriff somit die Politik, welche für Preußen als die einzig richtige und naturgemäße gelten sollte; Verbindung mit den schwächern deutschen Staaten zu einem starken compacten Ganzen. Aber diese Politik kam bald in Vergessenheit. Im Baseler Frieden isolirte sich Preußen vollständig von dem übrigen Deutschland, nur darauf bedacht, sich auf Kosten desselben zu vergrößern; und wenn Frankreich diese Ver-

größerung zugab, so schien es dabei dieselbe Politik zu beobachten, von welcher sich ein guter Oekonom leiten läßt, wenn er sein Schlachtvieh fett macht, um es gelegentlich um so vortheilhafter abzuschlachten. — Zum Unglück war die innere Politik eben so fehlerhaft als die äußere. Die Verwaltung und das Kriegswesen waren in abgezirkelten, pedantischen Formen erstarrt, man machte in beider Beziehung Paradeschritte, die nicht vorwärts führten. Jeder Fortschritt war als revolutionair verdächtig und die neuen Zeitideen könnten, meinte man, nur zum Umsturz führen.

Aber der Umsturz kam doch trotz aller conservativen Maximen. Bei Jena brach die alte Größe Preußens zusammen. In erschreckender Weise zeigte sich die Hohlheit des glänzenden Staatsgebäudes, aus welchem der Geist des großen Friedrich, der Geist selbstständiger Kraft entwichen war. Es waren nicht die Demokraten, Liberalen oder Constitutionellen, welche diesen Umsturz vollendeten; nein die Männer, welche die stärksten Festungen und zahlreiche schlagfertige Kriegsheere dem Feinde ohne Schwertstreich übergaben, gehörten derjenigen Kaste an, in welcher man die stärksten Stützen des Thrones zu erblicken meinte, die den Ruf: Für König und Vaterland immer im Munde führten, und die gewiß Großes würden geleistet haben, wenn die Franzosen vor ihrem Bramarbasiren davon gelaufen wären.

Damals bewährten sich diese stolzen Pfeiler sehr

schlecht, die hielten den Fall des Staats nicht auf, beschleunigten ihn vielmehr und dieser Fall war so tief, daß gar keine Möglichkeit einer Wiedererhebung abzusehen war. War der Staatsboden doch zerrissen und zerstückelt, das Land ausgesogen, an allen Theilen verwundet und blutig geschlagen von der scharfen Geißel des Krieges und nirgends eine Aussicht auf Linderung der Noth. Unerschwingliche Kriegssteuern (154 Mill. Fr.) lasteten auf dem armen Lande und französische Garnisonen lagen auch noch nach dem Frieden in den Festungen. Die Continentalsperre drückte den Handel, Mangel an Aussaat den Ackerbau und somit war die Aussicht auf die Zukunft verzweifelnd. Wie war unter diesen Umständen eine Erholung möglich, wenn kein Wunder geschah?

Doch, siehe da, das Wunder trat wirklich ein; es wurde vollbracht durch Gestattung freier Bewegung und durch Entfesslung der Volkskraft. In Entbehrung und Noth unter den heftigsten Schlägen der Presse, die mit unerhörter Frechheit die alten Schäden aufdeckte und verhöhnte, wurde Preußen neugeboren. Die edeln Patrioten schlossen sich eng an einander, sprachen Worte der Ermuthigung zum niedergedrückten Volke und wetteiferten in Opfergaben für den Staat. Mit großer Selbstverleugnung gingen der König und die Königin voran. Mit edler Resignation fügten sie sich in das harte Verhängniß und in die Pläne der göttlichen Versehung, nach welchen eine neue Ordnung der Dinge

werden sollte, weil die alte sich überlebt hatte und abgestorben in sich selbst zusammengestürzt war.

Nun folgte eine Reform schnell auf die andere. Es ist fast ohne Beispiel in der Geschichte, daß ein Staat unter den ungünstigsten Umständen mit solcher Consequenz fortgeschritten wäre und in so kurzer Zeit solche erstaunliche Resultate errungen hätte.

Schon am 9. Oct. 1807, da der Staatskörper noch aus allen Wunden blutete, erschien ein Edict, nach welchem alle Gutsunterthänigkeit aufhören sollte, und somit war der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones — ein freies kräftiges Volk gegründet. Auch hier ging der König mit leuchtendem Beispiele voran, indem er allen Insassen auf den Königlichen Domainen in Ost- und Westpreußen das volle Eigenthum der Grundstücke überließ, die sie bisher nur precair besessen hatten.

Auch in die stagnirende Masse der städtischen Bevölkerung kam neues Leben. Durch die freisinnige Städteordnung erwachte der bürgerliche Gemeinsinn aus seinem langen Schlummer. Die Bürger lernten sich als Glieder eines großen Ganzen fühlen und gewannen Interesse an dem allgemeinen Wohl. Die Idee des constitutionellen Staatslebens wurde hier zuerst in kleinen Kreisen zweckmäßig ausgeführt, und somit ihre Anwendung im Großen weislich vorbereitet, da hingegen die französische Verfassungen, den umgekehrten Weg einschlagend, die Selbstständigkeit der Gemeinden

vernichteten und auf die so zerbröckelte Grundlage des Staatsgebäudes eine schwere Kuppel aufsetzten. Während so in Preußen die politische Freiheit begründet wurde, suchte man auch einer vernünftigen Gleichheit den Weg zu bahnen; nach dem Reglement vom 6. August 1808 sollten alle bisher geltenden Vorzüge des Standes aufhören, und jeder Staatsbürger gleiche Rechte und Pflichten haben.

Alle diese Reformen waren das Werk eines genialen Mannes, des Freiherrn von Stein, der in dieser bedrängten Zeit das Staatsruder ergriff und es mit kräftiger Hand führte, um das Staatsschiff aus dem seichten Fahrwasser einer veralteten Cabinetspolitik in neue ungewohnte Bahnen zu lenken, die zum sichern Hafen führten.

Obgleich Steins Wirksamkeit an der Spitze der preußischen Staatsverwaltung wegen des Veto, das der französische Dictator dagegen einlegte, nur zwei Jahre dauerte, so baute man doch mit Genehmigung und unter Mitwirkung des edeln Königs auch nach seiner Entfernung auf der von ihm gelegten Grundlage rüstig fort, wenigstens so lange die Noth dauerte.

Gleiche glückliche Reformen wie Stein in der Verwaltung, bewirkte Scharnhorst im Kriegswesen als Präsident der Commission, die zu diesem Zweck niedergesetzt war. Trotz der vielen Schwierigkeiten, die ihm von Seiten des Geburtsadels und der Franzosen, die seine Schritte mit düsterm Argwohn umlauerten, in den

Weg gelegt wurden, verfolgte dieser hochherzige Patriot seine Pläne mit unerschütterlicher Festigkeit und das Vertrauen seines Königs verblieb ihm auch in der trübsten Zeit, und er durfte im Stillen fortwirken selbst nachdem der König durch Napoleon, den dunkle Ahnungen von der möglichen Wiedergeburt Preußens erschrecken mochten, im Jahre 1811 genöthigt worden war, ihn von der Stelle eines Chefs des Kriegsdepartements zu entfernen. Er drang auf Abstellung der ausländischen Werbungen und der körperlichen Strafen, auf bessere Organisation, Ausrüstung und Uebung des Heeres, auf sorgfältige Auswahl der Officiere ohne Rücksicht auf die Geburt, auf allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst und auf Bildung einer allgemeinen Landwehr. Ohne das stehende Kriegsheer, das nach Napoleons Willen die Stärke von 40,000 Mann nicht überschreiten sollte, zu vermehren, brachte er es durch successive Einziehung und Beurlaubung der Recruten dahin, daß fast die ganze wehrfähige Mannschaft Preußens eingeübt war. *)

*) Die von dem genialen Scharnhorst befolgte Methode wodurch er so große Resultate erzielte, wird das Krümpersystem genannt, welches jetzt verhöhnt und für unpraktisch erklärt wird. Freilich hat dieses System den Fehler, daß es keine glänzenden Paraden zuläßt, in welchen Schaustellungen in diesen Tagen, wie früher vor der Schlacht bei Jena der vorzüglichste Zweck des stehenden Militairs gefunden wird, wie es scheint. —

So kam das verhängnißvolle Jahr 1812 herbei und gleich nachdem der unglückliche Rückzug der Franzosen aus Rußland bekannt geworden war und der General v. *York* durch seinen Abfall vom Macdonald'schen Corps das Signal dazu gegeben hatte, erfolgte eine Erhebung des preußischen Volks, welche an Feuer der Begeisterung, der Hingebung und erstaunlicher Kraftentwicklung wohl den glänzendsten Beispielen der Vorzeit gleichkommen, ja wohl alle überstrahlen möchte. Denn diese im Gefühle der dringenden Nothwendigkeit des Kampfes, in der Erkenntniß des hohen Kampfpreises wurzelnde Begeisterung durchdrang bald die ganze deutsche Nation, besonders als der König von Preußen in Verbindung mit dem Kaiser Alexander von Kalisch aus eine Erklärung erließ, worin den Deutschen die Wiedergeburt eines *ehrwürdigen Reichs und eine dem ureignen Geiste des deutschen Volkes entsprechende Verfassung verheißen wurde.*

Die Erfolge des Befreiungskrieges von 1813—15 sind zu tief in das Gedächtniß jedes patriotischen Deutschen eingeprägt, als daß sie hier einer umständlichen Erwähnung bedürften; aber das ist ebenfalls bekannt genug, daß die Diplomaten, oder nach Blüchers Ausdruck die Federfuchser, wieder verdarben, was die Waffen gut gemacht hatten. Die günstige Gelegenheit, Elsaß und Lothringen wieder mit Deutschland zu verbinden, wurde nicht benutzt, was wohl hätte ge-

schehen können, wenn die deutschen Mächte mit Nachdruck auf dieser Forderung bestanden und die Einflüsse auswärtiger Mißgunst von sich abgewehrt hätten. Aber schon im Jahre 1813 wirkte Metternichs jesuitische Politik sehr hemmend und lähmend auf die Kriegsoperationen. Seine diplomatischen Speculationen veranlaßten in Schwarzenbergs Heere manchen Mißgriff. Er mißbilligte im Stillen Steins Entschlossenheit und Energie, namentlich dessen Appellation an das deutsche Volk; er fand den Liberalismus des Kaisers Alexander, so wie die Versprechungen desselben und des Königs von Preußen sehr bedenklich und seinen Machinationen haben wir es wohl vorzüglich zu danken, daß diese Verheißungen bis auf diesen Tag nicht ganz erfüllt worden sind. Die Vortheile, welche in den beiden Pariser Friedensschlüssen für so viel vergossenes Blut, so viele freudigdargebrachten Opfer von Frankreich erlangt wurden, blieben weit hinter den Erwartungen der deutschen Patrioten zurück, so wie auch die vom Congresse zu Wien aufgestellte neue Verfassung Deutschlands wenig Befriedigung bot. Daß aber auch nicht einmal das Wenige, was die Bundesacte der Nation für ihre beispiellosen Anstrengungen verbürgt hatte, zur Ausführung kam, daß der Bundestag nur dann sich für competent erklärte, wenn es auf Beschränkung der politischen Freiheit ankam, das hieß doch ein zu schnödes Spiel mit einer edeln Nation treiben.

Anfangs zwar ging die preußische Regierung mit

selbstständiger Würde auf dem von Stein eingeschlagenen Wege vorwärts und der König wiederholte seine frühern Versprechungen in Bezug auf eine constitutionelle Verfassung am bestimmtesten in einem Edicte vom 22. Mai 1815 und schon war eine Commission zu Ausarbeitung der Verfassungsurkunde festgesetzt. Aber eben dieser Erlaß gab die Losung zu einem wüthenden Parteikampf. Eine heftige Opposition der bevorrechteten Aristokratie und der alten Beamtenhierarchie, der ähnlich, die wir jetzt unter dem Banner für „Gott, König und Vaterland" auftreten sehen, arbeitete den volksfreundlichen Absichten des Königs entgegen. Noch ließ sich der König selbst durch die Schmalzischen Denunciationen nicht irre machen, aber das: denunciare, i. e. calumniari audacter, semper aliquid haeret bestätigte sich auch hier; und was die Feinde der guten Sache nicht vermochten, bewirkten endlich ihre unbesonnenen Freunde durch ihr ungestümes Drängen, durch maßlose Uebertreibungen und selbst durch verbrecherische Unternehmungen. Die Umtriebe, wodurch Görres die Coblenzer Adresse zu Stande gebracht, der bedenkliche Freiheitsgeist der studirenden Jugend, mit dessen Tendenz die Ermordung Kotzebue's in Verbindung gebracht wurde, die Schilderhebung der neuen Ideen in Spanien, Neapel und Piemont, diese und andere aus dem unruhigen Strome der Zeitgeschichte auftauchende Ereignisse, schienen so viele Warnungszeichen vor dem neuen demokratischen Zeitgeiste und der Rückkehr revo-

lutionairer Zeiten zu sein, so daß die kaum halb geöffneten Hände der Fürsten, von welchen die Nation die Gewährung früherer Versprechungen erwartete, sich **wieder** schlossen.

In Betracht der aus den modernen Freiheitsideen hervorgegangenen Auswüchse hatte die Reaction um so mehr gewonnenes Spiel, je geschickter sie ihren alten Kunstgriff, wegen des Unkrautes auch den Weizen auszureuten, in Anwendung brachte. Die vulgaire Politik hat zu allen Zeiten dieser Maxime gehuldiget und läßt sich von ihr auch in diesen Tagen zu folgenschweren Mißgriffen verleiten. Uebrigens war ja nun die Noth vorüber, warum sollten die moralischen Potenzen, welche aus der Noth gerettet hatten, noch begünstiget werden? Die gefeiten Waffen der Begeistrung für nationale Freiheit waren gut gewesen zur Bekämpfung des letzten Repräsentanten der Revolution; jetzt aber, nachdem dieser zu der Rolle eines gefesselten Prometheus herabgedrückt war, konnte man sie unbedenklich zurücklegen und verrosten lassen. Daß die Revolution nicht wiederkehre, dafür ließ man die Jesuiten und die jesuitische Politik des großen Metternichs sorgen.

Der Congreß zu Carlsbad August 1819 brachte der jungen deutschen Freiheit, — auch der geistigen den ersten starken Knebel, und nicht ohne Grund nannte Wilhelm v. Humboldt, der in die Fußstapfen Steins getreten war, aber dem Andringen der Reaction weichen mußte, die Theilnehmer an den daselbst gefaßten

Beschlüssen Verräther. In der That waren diese Beschlüsse Verrath am deutschen Staatsleben, dessen gedeihliche Fortbildung gehemmt und an dem kaum erwachten Nationalgefühl dessen Aufschwung niedergedrückt wurde. Patriotische Bestrebungen gehörten zu den verbotenen Richtungen, von deutscher Einheit sprechen oder deutsche Farben tragen, waren Beweise revolutionairer Gesinnung. Eine Beschränkung folgte der andern, auf ein Verbot ein andres noch strengeres, und wie zur Zeit der Napoleonischen Dictatur wurde dem Volke besonders das Verbot eingeschärft: Du sollst nicht essen vom Baume der politischen Erkenntniß. Die vereinzelten Anstrengungen, die politische Freiheit zu erkämpfen, welche in den Jahren 1830 und 1831 hervortraten, hatten nur den Erfolg, daß die Repressivmaßregeln gehäuft und verschärft wurden. Um die Möglichkeit revolutionairer Bewegungen abzuschneiden, suchte man jeden starken Luftzug, jedes Weben des deutschen Geistes zu verhindern, und selbst die freie Bewegung der Wissenschaften auf den alten Freistätten derselben, den hohen Schulen, schien bedenklich. Wie der politische Nationalismus aus der Staatssphäre, sollte auch der philosophische aus Kirche und Religion verbannt sein. Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierungen sollte nicht sein, weil respectwidrig, und doch war man fortwährend beschäftiget, diese Unzufriedenheit zu nähren, indem Polizei und Censur Tag und Nacht auf den Beinen waren, die Aeußerung der-

selben zu verhindern und Licht und Feuer des Geistes zu überwachen, und damit auch vom verborgenen Glimmen desselben kein Rauch aufstiege, schloß man mit ängstlicher Vorsicht alle Oeffnungen, Luftröhren und Sicherheitsventile an der Staatsmaschine.

Man schien der Meinung zu sein, daß, wenn nur keine Symptome der Unzufriedenheit geduldet, sondern vielmehr mit allem Fleiße unterdrückt würden, das Revolutionsfieber, welches eine Folge dieser Unzufriedenheit ist, auch niemals zum Ausbruch kommen könnte. Aber trotz der geschärften Strenge, womit diese Politik verfolgt wurde, kam die Revolution doch wie ein Dieb in der Nacht, und die Dämme, welche die superkluge Staatspolizei derselben seit Jahren entgegengebaut hatte, waren schnell durchbrochen, als wären sie von Stroh, zum Entsetzen der conservativen Staatsmänner, welche glauben, daß sich der Strom des Volkslebens nach ihren traditionellen Maximen richten müsse.

Genau genommen war die große Nationalbewegung, durch welche die Weisheit der seit 20 Jahren befolgten reactionairen Politik zu Schanden gemacht wurde, keine eigentliche Revolution, da ja keine der vielen deutschen Regierungen dadurch gestürzt wurde. Sie war ihrem Ursprunge nach vielmehr nur eine starke Reformbewegung, welche nur deswegen einen revolutionairen Charakter annahm und sich hier und da in Narrheiten, Ausschweifungen und zuweilen selbst in

blutigen Freveln erging, weil die überraschten Regierungen diese ungewohnte Bewegung weder zu leiten verstanden, noch durch kräftige Repressivmittel vor Ausschweifungen zu bewahren wußten, sondern vielmehr durch ihre schwankende Haltung das vom Freiheitstaumel berauschte Volk zu maßlosen Forderungen ermuthigten. Man darf für diese Ausschweifungen aber nicht die ganze Nation verantwortlich machen und muß bedenken, daß bei ungewöhnlichen Bewegungen auch viel Unrath aufgewühlt wird. So viel aber ist nicht zu verkennen, daß in dieser Reformbewegung eine begeisternde Idee, die Idee der alten deutschen Reichseinheit, sich geltend machte. Ein sonst ungewöhnlicher Patriotismus erhob das Herz der Nation und machte sie zu großen Anstrengungen und Opfern geneigt, wie unter andern aus der begeisternden Theilnahme an dem Kriege, der für die verletzten Rechte der biedern Schleswig-Holsteiner geführt wurde, und aus der allgemeinen Bereitwilligkeit zu Beiträgen für die neuzuschaffende deutsche Flotte hervorging. Wenn man an die Möglichkeit einer Restauration der alten Macht und Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes dachte, so mag dieser Gedanke von kalten Diplomatikern immerhin belächelt werden, aber man kann doch nicht umhin, zu gestehen, daß es ein schöner großer Gedanke war. Mit freudigen Erwartungen, wie zu den Zeiten der Kaiserkrönungen, blickte man auf Frankfurt hin, wo die, wie durch einen Zauberschlag entstandene

deutsche Nationalversammlung tagte. War es doch in der neuern Geschichte noch nicht dagewesen, daß das deutsche Volk sich versammeln, und durch seine Vertreter ein Wort mitsprechen durfte in seinen Nationalangelegenheiten.

Leider waren diese Vertreter nicht unter sich einig und verbrachten die Zeit, wo mit Erfolg hätte gewirkt werden können, mit Streitigkeiten und endlosen Erörterungen über politische Fragen, die erst dann an ihrem Orte gewesen wären, wenn die Hauptfrage nach der Beschaffenheit der aufzustellenden deutschen Verfassung gelöset war. So verabsäumte man, das Eisen zu schmieden, weil es heiß war, und kam erst zu den Hauptschlägen als das Feuer der patriotischen Begeisterung anfing zu erlöschen und die moralische Macht, welche dieses Parlament anfangs auf die Nation geübt hatte, im Sinken begriffen war. Was aber am meisten zum Mißlingen der großen politischen Reform, die man beabsichtigte, beitrug, war das Thun und Treiben der sogenannten Volksmänner, welche mit nichts geringern umgingen, als die deutschen Fürstenthrone umzustürzen und den Boden zu ebnen für eine großdeutsche Republik. Diese modernen Himmelsstürmer bedachten nicht, daß, indem sie den Grund und Boden alles Bestehenden unterwühlten, sie endlich auch den Boden ihrer politischen Existenz verlieren müßten, und daß durch die Triumphthore, die sie überall für den Einzug der Demokratie zu errichten suchten, die Reactio-

einziehen würde, die anfangs vollkommen berechtiget war, dem Unfuge ein Ende zu machen.

So ging es bei dem Neubau der deutschen Verfassung wie bei dem Thurmbau zu Babel; nachdem eine unheilvolle Sprachverwirrung eingetreten war, stoben die Bauleute auseinander. Dennoch hatte die Verfassung, die vor dieser Katastrophe improvisirt wurde, neben manchem Unpraktischen und Unausführbaren doch auch viele Bestimmungen, die den Wünschen jedes deutschen Patrioten vollkommen angemessen waren und die excentrischen Forderungen, welche sie an die deutschen Fürsten stellte, würden bei einer künftigen Revision leicht zu beseitigen gewesen sein. Es ist demnach doch die Frage, ob es nicht gut für Deutschland gewesen wäre, wenn der König von Preußen es für seinen Beruf gehalten hätte, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, sondern den kühnen Griff gewagt hätte. Die politischen Verhältnisse lagen im Jahre 1849 für dieses Unternehmen noch so günstig, daß keine europäische oder deutsche Macht ernstlichen Einspruch würde gethan haben, und was das Recht betrifft, so hat die deutsche Nation doch wohl wenigstens eben so viel Recht über ihre alte Kaiserkrone zu disponiren wie die französische, welche es nun schon zweimal gewagt hat, eine solche Krone neu zu schaffen, um sie auf unfürstliche Häupter zu setzen. Soll jemals die alte deutsche Reichseinheit wieder hergestellt werden, so kann dieses Werk nun und nimmermehr in gewöhnlichen Zeitläufen

durch diplomatische Verhandlungen zu Stande kommen, sondern es muß durch einen kecken muthigen Griff geschehen in bewegter Zeit, wie die beiden letzten Jahre des vorigen Jahrzehnts waren. Aber die sich so unerwartet darbietende günstige Gelegenheit, welche so bald nicht wieder zurückkehren wird, wurde unbenutzt vorübergelassen. Zwar machte Preußen bald darauf einen Versuch, das Versäumte nachzuholen, aber leider tönte diesem Versuche das bei Reformbestrebungen so verhängnißvolle Wort entgegen: Zuspät!

Auf Preußens Betrieb wurde nämlich am 26. Mai 1849 das sogenannte Dreikönigsbündniß geschlossen und dabei erklärt, daß der deutsche Bundesstaat, trotz aller Hindernisse, mit Wenigen oder Vielen zu Stande kommen sollte. Aber bei dieser Gelegenheit stellte es sich recht auffallend heraus, daß nicht sowohl in den verschiedenartigen Bestrebungen der deutschen Volksstämme, als vielmehr in dem getheilten dynastischen Interesse der Fürsten, das Haupthinderniß liege, daß keine deutsche Einheit zu Stande kommen kann. Es herrschte damals, als das besagte Bündniß zwischen Preußen, Hannover und Sachsen geschlossen wurde, eine dumpfe Gewitterluft in der politischen Atmosphäre, und die letztgenannten Mitcontrahenten mochten das Bündniß als eine Art Gewitterableiter betrachten, für den möglichen Fall, daß wieder ein Revolutionsgewitter sich in ihrem Lande entladen möchte. Nachdem aber Preußen wie einst Neptun durch sein starkes: Quos

Ego diese Stürme verjagt hatte und der Himmel wieder heiter war, sagte sich Hannover förmlich und Sachsen, welches von Preußen erst kürzlich aus dem Abgrunde der Empörung gerettet worden war, unförmlich von dem Bündnisse, das sich indeß durch Zuziehung der kleinern Fürsten v.rstärkt hatte, los. So kam das unter scheinbar günstigen Auspicien begonnene Werk nicht zu Stande und der Entwurf der projectirten deutschen Verfassung wurde selbst von den Urhebern derselben gegen alle Erwartung zurückgezogen, nachdem derselbe die freudige Genehmigung der in Erfurt versammelten Vertreter erhalten hatte.

Was man indeß auch sagen möge, so glaube ich, daß Preußen damals auf dem rechten Wege war, wenn es ihm darum zu thun war, den Grund zu einer deutschen Einheit in einer haltbaren Verfassung zu legen. Wenn es rascher zu Werke gegangen wäre, so daß sein Plan zur Ausführung gekommen, bevor Oesterreich freie Hand hatte, so möchte es seinen Zweck auch wohl erreicht haben. Denn einer vollendeten Thatsache (fait accompli) kann die spätere Opposition nicht viel anhaben. Man hat freilich gesagt: wäre der von Preußen beabsichtigte Bundesstaat mit Wenigen oder Vielen zu Stande gekommen, so würde Deutschland noch mehr zerrissen worden sein als es vorher war. Aber gesetzt, Preußen hätte damals auch nur die kleinere Hälfte von Deutschland in seinem Bündniß vereinigen können, so hätte sich doch ein fester

compacter Kern gebildet, der nach und nach seine Anziehungskraft auch auf die fernstehenden Staaten würde geäußert haben. Es würde dann der Fall eingetreten sein, den Hesiodos erwähnt, das die Hälfte oft besser ist als das Ganze. — Wenn Deutschland jemals eine einheitliche Verfassung haben, und diese nicht durch Revolution von unten, oder durch Gewaltmaßregeln von Oben aufgestellt werden soll, so kann dieses glückliche Resultat nur auf dem damals von Preußen eingeschlagenen Wege erreicht werden.

Daß Preußen diesen Weg, nachdem sich die Verhältnisse geändert hatten, wieder verließ, können wir freilich nicht tadeln, denn das Veto, daß ihm von Seiten Oesterreichs und Rußlands entgegendonnerte, war zu stark.

Nachdem Oesterreich, welches bisher vollauf beschäftiget war mit Niederwerfen der verschiedenen Aufstände im Innern, die Hände wieder etwas frei hatte, scharten sich alle mächtigen Fürsten um dasselbe, nicht etwa um Deutschland eine angemessene Verfassung zu geben, sondern um Preußen entgegen zu arbeiten und den Fürstenbund zu zertrümmern, den dieses beabsichtigte. Und unter diesen Fürsten waren viele, welche ihre Rettung aus dem Revolutionsstrudel mittelbar oder unmittelbar Preußen verdanken. Das war der Dank dafür, daß der gewissenhafte König von Preußen sich geweigert hatte, sich ohne Einwilligung der deutschen Fürsten an die Spitze von Deutschland zu stellen.

welche Stellung einzunehmen, die Herrn ihn nicht hätten verhindern können, wenn er sich auf den Willen des Volks hätte stützen wollen. Wie wenig dieser Fürstenpartei an dem allgemeinen Wohl und an der Einheit Deutschlands gelegen war, ging bald daraus hervor, daß sie alle groben und feinen Keile der Intrigue in Bewegung setzte, um nicht allein den Preußischen Fürstenbund, sondern auch das einzige Band zu sprengen, welches wenigstens einen großen Theil von Deutschland zusammengehalten hatte, nämlich den Zollverein, was ihr indeß trotz aller wiederholten Versuche nicht gelang.*)

Indeß war der, anfangs nur von der Fraction der großdeutschen Staaten beschickte Bundestag, den man allgemein für todt hielt, wieder ins Leben getreten, und damit die deutsche Nation über die Tendenz seiner wiederbegonnenen Wirksamkeit nicht zweifelhaft bleiben möchte, gab sich der volksfeindliche Charakter derselben sogleich in zwei durchgreifenden Repressivmaßregeln, in Bezug auf die durch Regierungswillkür in Schleswig-Holstein und Kurhessen hervorgerufenen Wirr- und Unruhen deutlich genug kund. Wenn dort das Einschreiten auswärtiger Militairgewalt einigermaßen gerechtfertiget schien, weil die Schleswig-Hol-

*) War doch der Aerger, daß alle Angriffe gegen den Zollverein nicht haften wollten, so groß, daß in einem der großdeutschen Staaten ein Kammerredner, der denselben vertheidigt und seine Rede bekannt gemacht hatte, fast wie ein gemeiner Verbrecher verfolgt wurde.

steiner, obgleich auf ihrem guten alten Rechte fußend, gegen ihren despotischen Oberherrn im Kriege begriffen waren, so kann der in die höhern Mysterien der Politik nicht eingeweihte Beobachter durchaus keinen haltbaren Grund für die brutale Behandlung finden, wodurch die biedern Hessen, die nichts weiter wollten, als die fortgesetzte Geltung ihres verbrieften Rechts, zur Verzweiflung gebracht wurden.

Diese empörenden Maßregeln gingen zwar bloß von einer Fraction des deutschen Bundes aus, während Preußen und seine Verbündeten dagegen protestirten und sich von dem reactivirten Bundestage fern hielten. Aber die Verhältnisse gestalteten sich bald so ungünstig, daß auch diese Opposition verstummen mußte und den Widerstrebenden nichts anderes übrig blieb, als den restaurirten Bundestag zu completiren und seinen Beschlüssen beizutreten. Der Druck, den Rußland auf Preußen übte, war es vorzüglich, wodurch diese ungünstige Wendung geführt wurde.

Damit ist nun freilich für die Stärkung und das einheitliche Zusammenwirken der Bundesregierung wenig gewonnen, denn alle die Unvollkommenheiten und Schwächen, die man so oft an dem alten Bundestage gerügt hat, sind auch bei dem neurestaurirten geblieben und können auch gar nicht abgestellt werden, so lange die an die ehemaligen Polnischen Reichstage erinnernde Einrichtung bleibt, daß zu allen wichtigen, die organische Entwicklung des Bundes betreffenden Beschlüssen,

Einhelligkeit der Stimmen erforderlich sein soll und was das Schlimmste ist, der gute deutsche Patriot kann nicht einmal wünschen, daß diese jeden kräftigen Fortschritt, jede energische Wirksamkeit hemmende Einrichtung beseitiget werde, weil sonst Oesterreich und seine Anhänger ein zu starkes Uebergewicht erlangen und Alles durchsetzen würden, was zur Förderung ihrer Macht dienlich sein möchte, unbekümmert ob es Deutschland frommte oder nicht. Denn Oesterreich will kein starkes Deutschland, weil nur ein schwaches sich von ihm beherrschen läßt. Ein kräftiges deutsches Nationalbewußtsein paßt so wenig in seine Pläne, als es einst in Napoleons Riesenentwürfe paßte, und seine jetzigen Verbündeten sind sonderbarer Weise dieselben, welche im Anfange dieses Jahrhunderts in den Reihen seiner Feinde standen und auf seine Schwächung und die Zerstörung des deutschen Reichs hinarbeiteten. Indeß gab Oesterreich mit seiner Partei in den meisten Fragen, welche das Wohl und Weh des deutschen Volks betreffen, den Ausschlag und suchte so, wie früher in den Metternich'schen Zeiten, sein Uebergewicht über Preußen geltend zu machen. Nur aus der fehlerhaften Organisation des deutschen Bundestags sind viele Erscheinungen, die unter einer kräftigen Centralgewalt, der die Ehre Deutschlands etwas gälten, nicht hätten vorkommen können, zu erklären. Denn, wenn den Staatsmännern, welche die deutschen Geschicke in höchster Instanz leiten, diese Ehre wirklich am Herzen läge,

so hätten sie es ja schlechthin nicht dulden können, daß z. B. unter ihren Auspicien das kleine Dänemark dem großen Deutschland gegenüber einen unter dem Schutze des deutschen Bundes stehenden Volksstamm ungestraft so recht muthwillig mißhandeln und peinigen, daß es ungehindert deutsche Grenzfestungen demoliren und ein unermeßliches, von deutschem Gelde angeschafftes Kriegsmaterial nach Kopenhagen schleppen, deutsches Bundescontingent in dänische Monturen stecken und nach dänischem Commando von dänischen Officieren dressiren lassen könnte, während die deutschen Officiere nebst andern mißbeliebigen Beamten, Geistlichen und Schullehrern ins Elend gejagt wurden. Um das Maß des Hohnes vollzumachen, zwingt die dänische Regierung einen deutschen Volksstamm, Kirchen und Schulen zu besuchen, wo in einer Sprache gepredigt und gelehrt wird, die der gemeine Mann nicht versteht, setzt deutsches Geld außer Cours und führt eine Valuta ein, die dem Volke nicht geläufig ist &c. Und Alles das ließ bis jetzt der hohe Bundestag ruhig geschehen, als wenn es so sein müßte und nicht anders sein könnte, obgleich ein Bundesbeschluß vom 17. Sept. 1846 existirte, der die Eingriffe Dänemarks in die alten holsteinischen Rechte energisch zurückweiset.*)

Aehnliches hat der Bundestag in Kurhessen ge-

*) Jetzt indeß scheint der Bundestag entschlossen, das früher Versäumte nachzuholen.

schehen lassen, wo mehrere Jahre hindurch ein Minister, den die öffentliche Meinung hinlänglich stigmatisirt hat, freie Hand behielt, einen durch seine Biederkeit bekannten Volksstamm nach Willkür zu brutalisiren und durch seine verderblichen Maßregeln den Wohlstand des Landes zu untergraben. Wenn diese Beispiele maßgebend sein sollten, so wäre man fast versucht, zu glauben, daß der Bundestag nicht dazu da sei, das Volk vor Ungerechtigkeiten zu schützen, sondern um die absolute Fürstenwillkür aufrecht zu erhalten und nach Erforderniß zu restauriren. Wir wollen nicht darüber streiten, ob das ein ehrenvoller Beruf sei; die Ansichten sind in dieser Beziehung sehr verschieden und die Koryphäen der Reaction suchen wie bekannt eine Ehre darin, auch diesen Theil der Volksrechte, welcher den Unterthan gegen die Willkür einer despotischen Regierung schützen soll, niederzuwerfen, weil es nun einmal zur Consequenz ihres Systems gehört, dem Volke jede Errungenschaft, die aus der letzten Revolution stammt, zu entreißen. Aber diese Consequenzen und die ganze Reactionstheorie werden schwerlich vor dem Gerichtshof der deutschen Geschichte ihre Anerkennung finden, am wenigsten in Beziehung auf die deutsche Flotte, eine Errungenschaft, auf welche mit Recht die Nation stolz sein konnte. Unsere Nachkommenschaft wird es kaum glauben, daß die Lenker unserer Geschicke sich mit der Schmach beladen konnten, diese großartige, unter der freudigsten Opferbereit-

willigkeit zu Stande gekommene Schöpfung zu zerstören; ja, um die Schmach recht auffallend zu machen, wurden die schönen Schiffe, zu deren Anschaffung vielleicht manche arme Wittwe ihren Sparpfennig beigesteuert hatte, wie alter Trödel öffentlich im Aufstrich versteigert, so wie in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung der Reichsfeind dessen Reichsstädte, Bisthümer und Abteien an den Meistbietenden verkauft hatte.

Man hat gesagt: „es war unmöglich die deutsche Flotte zu erhalten.“ — Wie? was einst die Frankfurter Versammlung unter heftigen Stürmen in wenig Monaten zu schaffen gelang, das vermöchte die deutsche Centralgewalt in ruhigen Jahren nicht zu erhalten? Hat sich diese damit nicht selbst ein testimonium paupertatis ausgestellt und einen ungünstigen Vergleich zwischen sich und jener von der Reaktion so verabscheuten Versammlung hervorgerufen? Merkwürdig ist bei diesem traurigen Vorgange, daß gerade diejenigen Staaten, welche keinen Beitrag zur Gründung der Flotte geliefert hatten, am heftigsten gegen ihren Bestand sprachen.

Unter diesen Verhältnissen drängte sich die Frage auf, ob denn das Wohl, die Freiheit, die Selbstständigkeit, die Ehre und die Rechtsansprüche der Nation, Anliegen sind, die gar nicht in den Wirkungskreis des neuen Bundestags gehören. Wenn aber schon im Jahre 1848 der alte Bundestag durch den, zur

Untersuchung der innern Lage Deutschlands gewählten Bundesausschuß, das beschämende Bekenntniß abzulegen sich gemüßiget sah, daß der deutsche Bund und sein Organ die Grundbedingung seines Fortbestandes und seiner Wirksamkeit, das Vertrauen des Volks, verloren habe, welchem Bekenntniß auch bald darauf die eigne Auflösung folgte; — wie würde wohl, wenn ähnliche Zeitläufe eintreten sollten wie damals, das Bekenntniß lauten, das der reactivirte Bundestag vielleicht abzulegen gezwungen wäre? Oder könnte er sich wohl mehr auf das Vertrauen des Volks stützen als der alte, da er Vorgänge, wie die eben erwähnten, zu verantworten hat, von denen sich der alte, trotz seiner geringen Sympathie für das Volk, doch freihielt; sonst hätte er wohl Gelegenheit gehabt, in den unruhigen Jahren von 1830 und 1831 gegen manche Bevölkerung deutscher Staaten weit strenger vorzugehen, als sein Nachfolger in Beziehung auf Holstein und Hessen gethan hat. Uebrigens muß man gestehen, daß es nicht wohl anders sein kann, da ja der Bundestag bloß eine Repräsentation der Fürsten und nicht des Volkes ist und es also im Princip seiner Gründung liegt, wenn ihm die Nationalinteressen fern liegen.

Wie dem aber auch sein möge, so viel ist gewiß, daß die durch unsern Bundestag repräsentirte deutsche Centralgewalt nicht so beschaffen ist, wie sie von einer großen, kräftigen und edeln Nation wohl verlangt

werden könnte, und was das Schlimmste ist, daß gar keine Aussicht auf einen Fortschritt, auf eine Reform in dieser Beziehung vorhanden zu sein scheint. Die Schwierigkeit liegt in der Natur der Sache, da der souveraine Bundestag von souverainen Fürsten eingesetzt ist, die eben nicht sehr geneigt sind, seinen Anordnungen Gehorsam zu leisten, am wenigsten, wenn sie ihrem Interesse entgegen sind. Einen solchen Gehorsam konnte nur ein kräftiger, auf eine starke Hausmacht gestützter deutscher Kaiser oder König erzwingen, aber einen solchen würden die großen deutschen Fürsten jetzt nicht über sich dulden. An dieser Schwierigkeit scheiterte auch der Versuch der Frankfurter Versammlung, Deutschland zu einem mächtigen Bundesstaate zu machen, in welchem Einheit, Stärke und friedliches Gedeihen der Nation angestrebt werden könnte, denn zu diesem Zweck wäre erforderlich gewesen, daß die Fürsten so viel von ihrer Souverainetät opferten, als zur Herstellung einer starken Einheit erforderlich gewesen wäre, wozu aber die hohen Herrschaften nicht geneigt waren. Es ist freilich in dieser Zeit selbstsüchtiger Bestrebungen nicht zu verlangen, daß ein auf seine Stellung stolzer Fürst sich zu dem Patriotismus des ersten deutschen Königs Conrad I. erheben sollte, der ohne Rücksicht auf eitle Ehre seinen bisherigen Gegner, Heinrich von Sachsen, zu seinem Nachfolger bestimmte, weil nur durch diesen eine starke Reichseinheit begründet werden konnte. Aber das sind

alte Geschichten, und jene deutschen Fürsten, welche ihre Erhebung der Knechtung Deutschlands unter Napoleon verdanken, haben schon lange die Erfahrung in den Wind geschlagen, die man täglich an jedem Organismus machen kann, daß der Theil oder das Glied auf die Dauer nicht stark sein kann, wenn das Ganze schwach und zerrissen ist.

Daß unter diesen Verhältnissen von der in Frankfurt aufgestellten Verfassung keine Rede mehr sein konnte, darf uns nicht wundern, da diese Verfassung die Interessen der Fürsten zu wenig berücksichtigte und diesen zumuthete, für die Realisirung der Reichseinheit einen Theil ihrer Machtvollkommenheit aufzuopfern. Daß man aber auch die in den meisten deutschen Staaten schon eingeführten und sanctionirten Grundrechte hastig wieder fortwarf, bevor man über ihren günstigen oder ungünstigen Einfluß auf das Volkswohl Erfahrungen einsammeln konnte, das scheint doch etwas übereilt gehandelt, da zur Zeit, wo diese Reaction eintrat, keine Gefahr im Verzuge war. Man hat diese und andere Maßregeln, wodurch die Errungenschaften der Revolution beseitiget wurden, rettende Thaten genannt, weil man dem Volke wollte glauben machen, daß es nur auf diese Art aus dem Rachen des Revolutionsungeheuers gerettet werden könne. Aber als diese rettenden Thaten eintraten, war die Gefahr schon vorüber. Die Revolution hatte sich durch ihre Uebertreibungen schon selbst den Boden untergraben

und die Demagogen fanden kein Gehör mehr bei dem enttäuschten Volke.

Aber nicht genug, auch in diesen Tagen noch, wo überall die tiefste Ruhe herrscht, und das Andenken an die Revolution nur wie verworrener Traum vor unserer Erinnerung schwebt, werden die rettenden Thaten fortgesetzt und die Leute dafür bestraft, daß sie damals unruhige Träume gehabt haben. Ein blinder Vernichtungskampf gegen alle Einrichtungen, die irgendwie an die Revolution erinnern, hat begonnen und droht immer mehr die Köpfe zu verwirren, so daß vor der Hand keine Verständigung zu erwarten ist. Denn nicht das allgemeine Wohl, sondern das wechselnde Parteiinteresse ist die Triebfeder von diesem unseligen Treiben.

Es hat sich gewiß jeder deutsche Patriot gefreut, daß unsere Fürsten jetzt wieder festsitzen auf ihren Thronen, welche die Revolution so sehr erschüttert hatte. Daß aber die leidige Reaction sich so sehr abmüht, die von der concentrirten Staatsweisheit vieler Jahrhunderte ausgedachten, und schon fast überall gesetzlich aufgestellten Schranken, welche verhüten sollen, daß die Regentenmacht nicht in Willkür ausarte, niederzuwerfen, darüber kann wahrlich kein Vaterlandsfreund Freude empfinden. Denn die Fürstliche Würde verliert nichts durch gesetzliche Schranken, sondern gewinnt vielmehr bedeutend dadurch, indem die rohe Willkür kein Gegenstand der Verehrung, sondern der Furcht ist; man fürchtet aber auch das reißende, oder das giftige Thier;

und selbst leblose Dinge, die finstere Gewitterwolke oder den drohenden Bergsturz. Die elenden Hofschmeichler, welche der unbedingten Fürstenmacht und Willkür das Wort reden, thun demnach dem monarchischen Princip mehr Schaden, als die unsinnigen Demokraten je gethan haben. Diese haben indeß schwer dafür gebüßt, daß sie bei ihrem Treiben fast ganz vergaßen, daß Fürsten da waren. Jetzt fällt die Reaction in den entgegengesetzten Fehler, sie nimmt fast gar keine Notiz davon, daß eine deutsche Nation da ist, mit Wünschen und Bedürfnissen, die Berücksichtigung verdienen. Da eine jede Uebertreibung, jede Ueberschreitung des rechten Maßes, sei es nach rechts oder links, ihre Strafe findet, so mag die volksfeindliche Partei sich hüten, daß sie nicht einst ebenso von der Nemesis erreicht wird, wie es in Beziehung auf die wilden Demokraten bereits geschehen ist. Sie sollten doch bedenken, daß nicht bloß die Könige und Fürsten ein Gewicht bilden in der Wagschale der Weltmacht, von welcher die Geschicke der Sterblichen regiert werden. So viel ist gewiß, daß eine edle Nation von 44 Millionen Seelen wie die deutsche etwas mehr Achtung verdient, als ihr jetzt von unsern Staatslenkern zu Theil wird und ich weiß nicht, ob sie diese Mißachtung auf die Dauer wird ertragen können. Freilich herrscht jetzt überall tiefe Ruhe; die guten Deutschen sind noch ermüdet von den tollen Sprüngen, die sie in der sogenannten Revolutionszeit gemacht haben. Sie sitzen still wie Schul-

knaben, welche der Schulmeister mit dem Stocke vom Spielplatze auf die Schulbänke zurückgetrieben hat. Da sollen sie dieselbe Lection, welche sie in der vormärzlichen Zeit bis zum Ekel betrieben haben, noch einmal durchmachen und keine Allotria treiben mit den Chimären von deutschem Nationalbewußtsein, deutscher Einheit, Macht und Herrlichkeit. Ob sie aber diese strenge Disciplin lange aushalten, und die alten abgenutzten Lehren ihrer Praeceptoren zu den ihrigen machen werden, möchte sehr zu bezweifeln sein, sintemal das Rad der Zeit sich nicht zurückdrehen, und der freie Geist, der sich seiner Expansion bewußt geworden ist, sich nicht einzwängen läßt in die engen Formen, welche zu den Zwecken der Reactionspolitik, aber keineswegs in das fortschreitende Leben einer großen Nation passen. Die galvanisirten Mumien, welche von der Reactionspartei so emsig aus dem Mittelalter heraufgeholt werden, als da sind das Klosterwesen, das Ritter- und Ordenswesen, Adelsvorrechte, Majorate, die stolze Hierarchie mit ihren Ketzergerichten, Gewissens- und Glaubenszwang und dergl. haben nur ein kurzes Scheinleben und werden bald in den alten Moderstaub zurücksinken, so wie überhaupt Alles, was mit dem Bewußtsein und den Bedürfnissen des Volksgeistes im Widerstreit stehet, keiner fortschreitenden Entwicklung fähig ist. Demnach wird auch die jetzige Reaction mit ihrer argen Polizeiwirthschaft ihr Ziel finden, und damit sie ein bald Ende, ohne unheilvolle Erschütterungen zu veran-

lassen, müssen die deutschen Patrioten zusammenstehen und mit allen ihren disponiblen moralischen Mitteln sich in die Hände arbeiten, damit, nachdem genug reagirt und reprimirt worden ist, wieder ein wenig Action und freie Bewegung in's Volksleben komme. Es muß dahin gewirkt werden, daß die jetzt verschlossene Bahn der politischen Reformbewegung wieder geöffnet und der Wettlauf gestattet werde. Was ein Verein gesinnungstüchtiger Männer leisten, welcher Umschwung im Nationalleben durch ihr concentrirtes Streben bewirkt werden kann, das hat man in den verhängnißvollen Jahren nach dem Tilsiter Frieden gesehen. Freilich sind jetzt die Verhältnisse andere, als damals. Wir leben jetzt nicht unter dem Drucke eines auswärtigen Despoten, der die deutsche Selbstständigkeit zu vernichten drohte, aber die innere Reaction, welche die Volkskraft niederzuhalten sucht, geht doch auch ziemlich despotisch zu Werke. An allen unsern Grenzen lagert sich der absolute Despotismus und verbreitet seine ansteckende Influenza über die deutschen Staaten, und wenn dieser Despotismus sich auch der aufgeklärte nennt, so wird deshalb unsere trübe politische Sphäre nicht aufgeklärt.

Wir könnten uns indeß ein wenig Despotismus wohlgefallen lassen, wenn darin das einzige Mittel läge, wodurch Deutschland seine alte Macht und Reichseinheit wieder erlangen könnte. Bei der Hand ist jedoch dazu keine Aussicht. Erst dann wird es ge-

schehen, wenn einst einer starken deutschen Macht es gelingt, die Sympathien der ganzen Nation dadurch für sich zu gewinnen, daß sie durch unzweideutige Beweise zu erkennen giebt, sie habe ein Herz für Deutschland. Und eine solche Macht wird aufstehen, wenn auch nicht in den ersten zehn Jahren; das hoffen und erwarten wir von dem höchsten Lenker unserer Geschicke; wenigstens ist soviel gewiß, daß das Flick- und Stückwerk der deutschen Verfassung, wie sie gegenwärtig ist, nicht lange verhalten kann. — Ja, es wird einmal eine Zeit kommen, wo die deutsche Politik, die jetzt während alle Wissenschaften und Disciplinen fortschreiten, allein ihr Heil in der Umkehr oder im Rückschritte findet, wieder Front machen und sich zum Fortschritt anschicken wird.

Ich füge hier auf die Gefahr hin für einen radotirenden Alten, der kindisch geworden ist und sich in leeren Träumen gefällt, ein Phantasiestück bei, worin die Möglichkeit wie Deutschland, ohne Revolution einst seine Wiedergeburt feiern und zu einer Nationaleinheit erstarken könne, gezeigt, ja als etwas Factisches dargestellt wird. Ich warf diese Phantasie zu meinem Trost auf's Papier, als ich von der Zusammenkunft der drei Kaiser hörte, von welchen die Geschicke Europa's in der nächsten Zukunft abzuhängen scheinen. Was in diesen Conferenzen auch besprochen sein mag, so ist

gewiß nicht von der Erhebung Deutschlands die Rede gewesen. Dennoch halte ich die Hoffnung fest, daß dieselbe erfolgen und von Preußen ausgehen werde. Mögen kalte Diplomaten diesen Gedanken als eine fixe Idee eines alten Träumers belächeln, eine innere Stimme sagt mir, daß es so sein wird, und, wie der Dichter sagt:

> Dergleichen Stimmen giebt's, es ist kein Zweifel,
> Wie sich der Sonne Scheinbild in den Dunstkreis
> Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
> Geschicken ihre Geister schon voran
> Und in dem Heute wandelt schon der Morgen.

Da uns die Gegenwart von der deutschen Nationalität so wenig Erfreuliches zeigt, müssen wir unsere Ahnungsblicke auf die Zukunft richten.

So mag dieser Aufsatz, der nicht eigentlich für das Publicum bestimmt war, hier stehen.

Phantasiebilder von der Zukunft Deutschlands.

An der Ausgangspforte des irdischen Lebens stehend, erhebt sich mein Geist oft über die trübe Atmosphäre des Alters nicht allein zu den sonnigen Aussichten in die Ewigkeit, sondern ich suche auch mehr heitere Fernblicke zu gewinnen nach der Zukunft meines theuern deutschen Vaterlandes; denn ich möchte gern die Ueberzeugung mit in's Grab nehmen, daß die deutsche Nation bald aufhören werde, die Statisten- und Bedientenrolle, zu der sie bisher verdammt war, auf dem politischen Welttheater zu spielen, um aufzusteigen zu der Stellung, die ihr nach den inwohnenden geistigen und moralischen Kräften zukommt.

Freilich sind die politischen Verhältnisse der Gegenwart nicht dazu angethan, große Hoffnungen für die Zukunft darauf zu gründen. Das auffallendste Ereigniß dieser Tage, nämlich die Zusammenkunft der drei mächtigsten Monarchen Europa's, so viel Hurrahs auch

dabei ertönt sind, scheint auch eben nicht geeignet, von deutschen Patrioten mit Freudigkeit begrüßt zu werden. Denn da diese drei Herrscher dem Absolutismus huldigen, so wäre es gar wohl möglich, daß im Rath derselben beschlossen worden sei, dem armen Constitutionalismus, der in der letzten Zeit schon sehr hinfällig geworden ist, den Gnadenstoß zu versetzen und dafür das beliebte absolute Herrscherthum in der Europäischen Continentalwelt wieder herzustellen. In Rußland besteht dasselbe schon lange, in Frankreich ist es auf Befehl Napoleons seit einigen Jahren ohne Widerstand der Nation eingeführt und in Oesterreich wurde es eo ipso durch den Gesammtstaat, trotz des dreizehnten Artikels der Wiener Congreßacte hergestellt und das Concordat ist wahrscheinlich berufen den Absolutismus zu befestigen und zur weltlichen Decorette auch die geistliche hinzuzufügen. Oesterreich hat sich viel Verdienst erworben um den reactivirten deutschen Bund, aber es scheint sich für den Frankfurter Bundestag nur insofern zu interessiren, als er sich als Hemmschuh des deutschen Fortschritts gebrauchen läßt. Die Rechte, die es durch die Theilnahme an demselben erhält, nimmt es gern hin, von den Pflichten aber, die ihm dadurch auferlegt werden, will es nicht viel wissen, und ignorirt die Artikel, die in dieser Beziehung die Wiener Congreßacte enthält. Nur in Preußen und in Klein-Deutschland hat der Constitutionalismus noch einigen Boden unter sich; aber dieser Boden könnte ihm entzogen werden.

wenn es nach den Wünschen einer einflußreichen Partei ginge, welche in dem Absolutismus das einzige Rettungsmittel gegen künftige Revolutionen erblickt, und diese Ansicht mit viel sophistischen Gründen und patriotischen Phrasen geltend zu machen sucht. Um diesen Zweck zu erreichen ohne das Volk zu erschrecken, in dessen Wünschen die Restauration des alten Absolutismus keineswegs liegt, werden nach allen Seiten hin die materiellen Interessen gefördert; der Verkehr in Handel und Wandel erleichtert und gehoben, der Ackerbau begünstiget, die Kunst beschützt; kurz der Wohlstand gefördert. Das sagt der großen Masse zu, die kein höheres Ziel des Lebens anerkennt als physisches Wohlsein. Mag dabei immerhin die Bewegung im geistigen Gebiete beschränkt sein, die Presse gedrückt und chicanirt, die Rechte der Volksvertretung geschmälert werden, wenn nur die Leute Geschäfte machen können und sich leidlich wohlbefinden, so sind sie, meint man schon, zufrieden. Sie müssen sich ja unter einer starken Regierung geschützter und gesicherter fühlen, als unter den Unruhen und Schwankungen, welche im Gefolge politischer Parteikämpfe zu sein pflegen, und der beschränkte Unterthanenverstand läßt sich, meint man, leicht überreden, daß eine starke Regierung keine andere sein kann als eine absolute, welche jeden Keim der Unzufriedenheit zu ersticken vermag. Ist es doch in dem sonst so freisinnigen Frankreich schon so weit gekommen, daß man dem großen Napoleon III. dankt, daß er die liberalen

Störenfriede unschädlich, ja, wie man meint, unmöglich gemacht hat. Am wenigsten kann das Repräsentativsystem so weit es sich, mehr oder weniger entschieden ausgeprägt, in den übrigen Staaten des Kontinents zur Geltung gebracht hat, besondere Erwartungen an die Einigkeit der absoluten Großmächte knüpfen, weil die absolute Willkür jede Beschränkung, als mit dem Begriff der höchsten Würde streitend, von sich weiset.

Diese Aspecten an unserm politischen Horizonte sind nun freilich für den deutschen Patrioten nichts weniger als erfreulich und wenn die Zukunft Deutschlands allein von den Zwecken und Planen mächtiger Herrscher, von den Speculationen schlauer Diplomaten und den glänzenden Sophismen einflußreicher Parteihäupter abhinge, müßten wir verzweifeln, daß es jemals in unserm an ungebrauchten Kräften so reichen Vaterlande besser werden würde. Glücklicher Weise hat bei der Gestaltung der Weltbegebenheiten eine höhere Macht als die der mächtigsten Kaiser ist, ein Wort mitzureden und wir brauchen nicht weit in die Geschichte zurückzugehen, um auf die Erfahrung zu stoßen, wie die auf scheinbar fester und unerschütterlicher Grundlage ruhenden Pläne mächtiger Gewaltherrscher schmählich gescheitert sind. Die französische Journalistik hat meines Erachtens nicht wohlgethan, daß sie bei Erwähnung der Stuttgarter Konferenz an die Zusammenkünfte des ersten Napoleons mit dem russischen Kaiser zu Tilsit und zu Erfurt erinnerte. Das ist jedenfalls eine

unglückliche Parallele, denn wer denkt nicht daran, daß die großen gigantischen Projecte, welche damals besprochen und festgesetzt sein mochten, nach wenigen Jahren wie Seifenblasen zerplatzten und sich in nichts auflösten.

Die stolzen Pläne des Ehrgeizes und der Herrschsucht, wobei der wichtige Factor, der im Volke liegt, außer Rechnung blieb, haben niemals einen dauernden Erfolg gehabt; nur solche Bestrebungen, die auf die Erhebung und das wahre Glück der Völker gegründet sind, können auf einen solchen Erfolg rechnen und wenn ein mächtiger Herrscher auftreten wird, der, von der Geschichte belehrt, diese Wahrheit anerkennen und sich ein so hohes Ziel zur Aufgabe seines Lebens machen wird, so wird er Wunder wirken, und eine durchgreifende Reform unseres politischen Lebens wird dann eintreten. Sollte das Erscheinen eines solchen Regenten, der in gewisser Beziehung als ein neuer Messias zu betrachten wäre, unter die Unmöglichkeiten gehören? Eine solche Behauptung würde wie eine Schmähung auf unsere deutschen Fürsten aussehen und zurückzuweisen sein. Haben wir nicht im vorigen Jahrhundert einen Friedrich den Großen und einen Joseph II. gehabt, und im letzten Viertel jenes Jahrhunderts gab es trotz der erbärmlichen Beschaffenheit des deutschen Reichs viel Fürsten und Minister, die nach dem Vorgange jener großen Musterfürsten das Fortschreiten der Nation begünstigten, obgleich damals

unter den bekannten Verhältnissen des deutschen Reichs an Freiheit der Presse, an Oeffentlichkeit und an ein von Servilität freies Leben nicht zu denken war. Sollte jetzt unter günstigeren Verhältnissen, wo die Civilisation trotz aller Hemmnisse doch seit 100 Jahren bedeutend fortgeschritten ist, die Hoffnung wieder einmal einen Heros auf einem deutschen Thron zu sehen, nichts für sich haben? Sollte Oesterreich oder Preußen, das in diesem Zeitraum so viel Bewunderungswürdiges hervorgebracht, die Zeugungskraft, die zur Hervorbringung eines großen Regenten erforderlich ist, verloren haben? Für Preußen liegt indeß unter den jetzigen Verhältnissen die Wahrscheinlichkeit einer solchen Erscheinung näher als für Oesterreich, denn jenes kann mit Recht auf den Ruhm Anspruch machen, ein intelligenter Staat zu sein. Oesterreich, obgleich es auch in mächtiger Entfaltung begriffen ist, muß erst die Fesseln, die es sich mit dem römischen Concordate angelegt hat, wieder abstreifen, um entschieden in die Bahn des Fortschritts wieder einzutreten, die es seit Joseph II. verlassen hat.

Ich glaube daher zuversichtlich, daß die Reformbewegung, wodurch der jetzigen Reaction ein Ende gemacht und Deutschland in neue Bahnen wird geleitet werden, von Preußen ausgehen wird. Ist es diesem Staate gelungen, zu einer Zeit, wo selbst die einsichtigsten Publicisten an seiner Existenz verzweifelten, durch zweckmäßige Reformen ganz im Stillen eine

Kraftentwicklung zu bereiten, die ihn nach einigen Jahren befähigte, zu der Befreiung Deutschlands vom langen schmählichen Druck die Initiative zu ergreifen und durch Wunder der Tapferkeit die Welt in Erstaunen zu setzen, sollte nicht endlich unter den höchsten Lenkern dieses Staats die Ueberzeugung sich geltend machen, daß es, um einen Staat zur höchsten Blüthe zu bringen, nichts weiter bedarf, als die Entwicklung der im Volke liegenden Kräfte zu begünstigen und zu leiten und daß man zu diesem Zweck nichts weiter zu thun habe als in die verlassene Bahn jener Reformen mit Entschiedenheit wieder einzulenken, da eine lange Erfahrung bewiesen hat, daß die Künste und Sophismen der Reaction nicht zur Erhebung und Stärkung, sondern zur Schwächung der Staaten führen. Und das wird früh oder spät gewiß geschehen, so wahr sich gegen die fortschreitende Intelligenz eines Volkes nicht dauernd reagiren läßt. Schlägt man doch selbst in dem sonst so stabilen Rußland den Weg der Reformen ein und läßt die Feinde derselben empfinden, daß ihr Widerstand nur zu ihrem Verderben diene.

Auf diese Prämissen gestützt bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß in Preußen zuerst eine durchgreifende wohlthätige Reform festen Fuß fassen und sich nach und nach über ganz Deutschland verbreiten werde. Zu diesen Reformen wird man gewissermaßen gezwungen sein, wegen der immer dringender werdenden Finanznoth und der erdrückenden Last der Staatsschulden.

In nicht ferner Zukunft, so flüstert mir die Ahnung zu, wird ein König aufstehen, der den Preußischen Staat, der schon in vieler Beziehung musterhaft ist, im vollen Sinne des Wortes zu einem Musterstaat machen wird. Diese Ueberzeugung hat sich in meinem alten Kopfe so festgesetzt, daß sich die Handlungsweise dieses politischen Reformators vor meinem geistigen Auge gestaltet als wäre sie schon in die Wirklichkeit eingetreten und zur Thatsache geworden. Ich kann demnach der Versuchung nicht widerstehen, diese Phantasiespiele zu fixiren, meine Gedanken über die Beschaffenheit dieser Reform weiter auszuspinnen und gleichsam in eine dramatische Form zu bringen. Man erlaube mir daher von dieser Staatsaction, die auf Theatern der Zukunft, wie ich glaube, ganz gewiß vorgestellt werden wird, wie von einer Sache zu sprechen, die bereits geschehen ist und das Präteritum anstatt des Futurums zu brauchen. Da in der Region der Einbildungskraft sowohl die Vergangenheit als die Zukunft zur Gegenwart wird. Nehmen wir also an, daß der neue Messias, der das Heil bringen und die politische Wiedergeburt Deutschlands bewirken werde, schon erschienen sei, und den preußischen Thron bestiegen habe. — Als die Kunde seines hohen Berufs zu seinen Ohren gelangt war, begab sich der neue König in seine kleine Hauskapelle, fiel auf seine Knie und betete also:

„Allmächtiger König des Himmels, vor welchem alle

Könige der Erde nur aufgeblasener Staub sind, der sich über andern Staub erhebt und ihn zu beherrschen wälzt, aber bald wieder zu Boden sinkt, wenn nicht ein bildender Geist ihn beseelt. Du hast mich zur Regierung eines biedern Volkes berufen, daß von mir nicht bloß ein ruhiges und sicheres, sondern auch ein freies, auf die Bedingungen der strengen Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit gegründetes Staatsleben erwartet. Das ist ein schwerer Beruf, fast zu schwer für die schwachen Schultern eines Sterblichen, der an denselben Schwächen leidet wie alle andern. Nicht mit übermüthigem Jubel trete ich ihn an, sondern mit Bangigkeit, da ich mir meiner menschlichen Schwächen nur zu gut bewußt bin. Was mich tröstet, ist das Bewußtsein des guten Willens, diesem hohen Beruf nach Kräften zu genügen, und ich flehe Dich, Allgütiger, an, dessen Gnade auch in den Schwachen mächtig ist, diesen Willen zu kräftigen und meinen Verstand zu erleuchten, daß ich immer das Rechte und Gute erkenne und wähle. Bewahre mich vor dem weitverbreiteten Wahne, daß die Würde eines Fürsten darin bestehe, jede Laune der Willkür geltend zu machen; bewahre mich vor dem Gifte der Schmeichelei, welche glatt und süß eingeht, aber die moralische Gesundheit zerrüttet. So trete ich denn, im vollen Bewußtsein von der Wichtigkeit und Schwere meines hohen Berufes, denselben im Vertrauen auf Deinen mächtigen Beistand mit muthiger Entschlossenheit an. —

Den übrigen Theil des Tages verbrachte der neue König in stillen Meditationen, und entwarf sich dann eine Reihe von Regierungsmaximen, welche sämmtlich nur eine Anwendung des allgemeinen Grundsatzes waren: Das öffentliche allgemeine Wohl soll mein höchstes Gesetz sein. Doppelt unterstrichen war der Satz: Wenn ein Fürst und sein Volk zugleich von warmer Vaterlandsliebe beseelt sind, so geht das Interesse beider immer Hand in Hand. Diese Ueberzeugung muß aller rationellen Staatskunst zu Grunde liegen.

Am Tage der Huldigung beschwor der König die bestehende Verfassung, aber mit dem Vorbehalte, auf verfassungsmäßigem Wege solche Veränderungen einzuleiten, daß sie die nöthigen Garantien enthalte, nicht allein der königlichen, sondern auch der Volksrechte und Freiheiten unter den gesetzlichen Beschränkungen.

Indeß hatte sich auf dem Schloßplatz eine ungeheure Menschenmasse versammelt und das Hurrah- und Vivatrufen wollten kein Ende nehmen. Um das Volk zu befriedigen, trat der König auf den Balcon winkte mit der Hand und sogleich entstand eine tiefe Stille.

„Meine treuen Bürger," sagte der Monarch mit herzgewinnender Freundlichkeit, „ich danke euch für die gute Meinung die ihr von mir hegt, und die ich freilich noch nicht verdient habe; aber das versichere ich euch, ich werde mich eifrig bestreben, sie zu rechtfertigen, so daß eure Herzen nach zehn oder zwanzig

Jahren mir ebenso liebe- und vertrauensvoll entgegenschlagen können wie heute. Ich erkenne in seinem ganzen Umfange meinen Beruf, dessen Zweck auf die Begründung des allgemeinen Wohls, nicht bloß des physischen sondern auch des geistigen gerichtet sein soll. Indeß bedenkt, daß ich ein Mensch bin und kein Gott, der Wunder verrichten kann. Die Verbesserungen, die ich beabsichtige, können nur allmählig eintreten, denn sie müssen, wenn sie von Dauer sein sollen, auf den naturwüchsigen Zuständen des Nationallebens gegründet sein. Wer Alles auf einmal thun will, bringt nichts zu Stande. Bedenkt ferner, daß, wenn in einem Staate gründliche Verbesserungen eintreten sollen, jeder patriotische Staatsbürger nach seinen Kräften dazu beitragen und die Besserung bei sich selbst und in seiner Familie anfangen muß. Das kräftige Wort Luthers: „jeder lerne seine Lection, so wird es wohl im Hause stohn," gilt auch vom Staatshause. Darum warne ich euch, dem Wahne Raum zu geben, als wenn mit dem Antritt meiner Regierung Alles, was euch drückt, wie mit einem Zauberschlage, beseitiget werde. Uebelstände, Mißbräuche und Vorurtheile, welche seit Jahrhunderten eingewurzelt sind, und sich auf ihr historisches Recht berufen, lassen sich nicht in einem Tage ausrotten; man muß säuberlich mit ihnen verfahren, damit das Gute, welches mit ihnen verwachsen ist, nicht zugleich ausgetilgt werde. Einreißen ist leichter als aufbauen; aber der Verständige wird sich so lange mit seinem

alten unbequemen Haus behelfen, bis der Neubau vollkommen gesichert ist. Ihr habt in frühern Jahren die Erfahrung gemacht, was heraus kommt, wenn sich das Volk von seiner Ungeduld verleiten läßt, sich am alten Staatsbau zu vergreifen; und darum hege ich die zuversichtliche Hoffnung, daß ihr, durch diese Erfahrung gewitziget, euch niemals werdet einfallen lassen, ein solches tolles Beginnen zu widerholen. Ihr könnt versichert sein, daß ich in dieser Beziehung thun werde, was möglich ist, und hoffe, unter dem Beistand Gottes, mit der Zeit unsern Staatsbau so einzurichten, daß jeder nach seinen Verhältnissen bequem darin wohnen und verkehren kann. Aber ich hoffe auch, daß, wenn zu diesem Zweck von euch zeitweise Mitwirkung, Arbeit und Opfer verlangt werden, ich die Bereitwilligkeit dazu in euerm Patriotismus finden werde."

„Zu allen Zeiten hat es Unzufriedene gegeben, denn ein Regent kann es bei dem besten Willen niemals allen seinen Unterthanen recht machen; ich hoffe aber, daß ihr euer Ohr den Einflüsterungen solcher Kritler und Unruhestifter verschließen werdet. Es liegt in der Natur der Sache, daß in einem Gemeinwesen keine noch so heilsame Reform durchgeführt werden kann, ohne daß das Interesse Einzelner benachtheiliget wird. Wenn diese Benachtheiligten nun mehr von niederer Selbstsucht, als von höherer Vaterlandsliebe beseelt sind, so erheben sie gewöhnlich ein heftiges Geschrei gegen solche Neuerungen und suchen durch künstliche

Sophismen nachzuweisen, daß sie verderblich wären und zu Revolutionen führen, weil die festen Säulen des historischen Rechts dadurch wankend gemacht würden. Die Trugschlüsse und bannalen Phrasen dieser Feinde jeder Neuerung sind indeß schon so abgenutzt, daß ich nicht fürchte, euer einfacher Verstand werde sich dadurch täuschen lassen. Der ächte Patriot darf nicht fragen ob er für seine Person bei einer Reform gewinne oder verliere, sondern die Frage muß sein, ob sie für des Ganze heilsam oder schädlich ist, und wird im ersten Fall gern die vorübergehenden Nachtheile verschmerzen, die ihm dadurch aufgelegt werden. Eure Vorfahren haben sich in der für Preußen unglücklichsten Zeit als solche Patrioten erwiesen und mit Freudigkeit alle die Opfer gebracht, welche die von der Regierung eingeschlagene Bahn der Reformen von ihnen verlangte. Tausende und aber Tausende eilten freudigen Muthes herbei, als die Zeit gekommen, das Vaterland zu befreien von langem schmähligen Druck und setzten ihr Leben ein, um die Freiheit zu gewinnen. Solche Opfer werden jetzt nicht von euch verlangt, aber es giebt auch ein moralisches Heldenthum und ich glaube nicht zu irren, daß mein biederes Volk die Probe bestehen wird, wenn gelegentlich Beweise davon verlangt werden. In dieser Hoffnung erwiedere ich eure Huldigungen und Glückwünsche mit dem Rufe: Heil und Segen über mein biederes und verständiges Volk!"

Man kann sich leicht denken, mit welchem Enthu-

siasmus diese Ansprache von den versammelten Bürgern aufgenommen wurde.

Am folgenden Tage versammelte der König sein Ministerium und den Staatsrath um sich. — Er war entschlossen vor der Hand, aus Pietät gegen seinen Vorgänger, die alten Diener desselben beizubehalten; erst später fand er sich gedrungen, Veränderungen vorzunehmen, weil einige derselben zu sehr in die Routine der Reaction gleichsam eingefahren waren, als daß sie in die neuen Bahnen, die der König einzuschlagen gedachte, hätten einlenken können.

Der König kannte die Vorurtheile der alten Herrn und sprach sich sofort offen über seine Ansichten aus: „Meine Herrn, mich will bedünken, daß sie einer gewissen Partei zu viel Einfluß auf ihre Maßregeln gestattet haben. Das ist ein Fehler, denn eine Staatsregierung soll niemals Partei ergreifen, sondern über allen Parteien erhaben stehen, keine unbedingt anerkennen, keine ohne gewissenhafte Prüfung verdammen, sondern das Gute und Wahre, das doch jede Parteirichtung mehr oder weniger enthält, anerkennen. Nur auf diese Weise wird der Zusammenstoß der Extreme vermieden, und dem unheilvollen Schwanken zwischen Action und Reaction, wovon Europa seit 60 Jahren so viel gelitten hat, ein Ende gemacht. Sie werden demnach Ihre bisher befolgten politischen Maximen etwas modificiren müssen, wenn wir gute Freunde bleiben sollen. Doch darüber wird sich später Gelegenheit

finden, uns zu verständigen. Zuvörderst bitte ich Sie, nicht zu vergessen, daß wir für das Volk und nicht, wie mancher Beamte zu glauben scheint, das Volk für uns da ist. Ich bitte Sie, ferner nicht außer Acht zu lassen, daß Sie die Beamten eines constitutionellen Königs sind und alle Maßregeln der Regierung zu verantworten haben und ich werde dafür sorgen, daß diese Verantwortlichkeit keine illusorische sei."

„Wir wollen nun sehen, wie unsere Staatsangelegenheiten stehen. Da das Staatsleben, wie alles irdische Leben auf materiellen Grundlagen beruht, und der Boden gesichert sein muß, wenn ein Bau feststehen oder etwas Geistiges zur Blüthe kommen soll, so will ich mit der Prüfung dieser materiellen Grundbedingungen anfangen und das sind unstreitig die Finanzen. Wenn der Erbe eines wichtigen Handels- oder Banquierhauses dasselbe übernimmt, wird sein erstes Geschäft sein, zu untersuchen, wie es mit der Solidität desselben stehe, wie sich die Activa und Passiva verhalten, ob ein hinreichender Fond vorhanden ist, nicht allein, um den eingegangenen Verbindlichkeiten zu genügen, sondern auch um für unvorhergesehene Verluste und Unglücksfälle Sicherheit zu gewähren."

„Nun, Herr Finanzminister, wie steht es in allen diesen Beziehungen mit unserm Staatshaushalt, wie hoch beläuft sich unser Staatsschatz? —"

Ew. Majestät belieben zu scherzen, war die Ant-

wort, denn Sie wissen recht gut, daß von einem Schatze nicht die Rede sein kann, wenn die Schulden wegen der immer steigenden Staatsbedürfnisse von Jahr zu Jahr vermehrt werden müssen.

K. Das ist schlimm; im Privatleben sorgt jeder vorsichtige Hausvater für einen Sparpfennig für schlimme Zeiten; sollte eine Staatsverwaltung sich ungestraft dieser Sorge entschlagen können.

F.-M. Die Staatsökonomie hat andere Ressourcen als eine Privatökonomie.

K. Wenn aber die Schulden, wie Sie sagen, mit jedem Jahre vermehrt werden müssen, so scheinen diese Ressourcen ziemlich erschöpft zu sein. Im Privatleben wenigstens steht der Sturz eines Hauses in Aussicht, wo dies der Fall ist.

F.-M. Halten zu Gnaden, ein Staat, wie der unsrige, der zur Zeit noch so guten Credit hat, steht für solchen Vergleich zu hoch.

K. Je höher der Stand, desto tiefer der Fall, wenn die Stütze bricht. Man hat in neuerer Zeit den Credit durch künstliche Mittel sehr dehnbar gemacht und ihm selbst eine glänzende Seite gegeben. Die Speculation treibt eine Art von Hazardspiel mit den Creditpapieren, wobei Hunderte gewinnen und Tausende verlieren, oft um ihr ganzes Vermögen gebracht werden. Ich verstehe nichts von diesen Künsten, will auch nichts davon wissen. Aber soviel liegt auf der Hand, daß, wenn in einem Staate die Einnahmen

von den Ausgaben fort und fort überstiegen werden und man zu neuen Anleihen seine Zuflucht nehmen muß, man endlich zu einem Punkte gelangt, wo diese Praxis nicht mehr möglich ist, ohne den Ruin des Staates zu bewirken.

F.-M. Zu einem solchen Extrem sind wir, Gott Lob, noch nicht gekommen.

K. Wir eilen ihm aber entgegen, wenn wir nicht zeitig umkehren und eine andere Praxis in unsere Staatsökonomie einführen.

F.-M. Wenn nur die Staatsbedürfnisse, die durchaus befriedigt sein wollen, sich in neuerer Zeit nicht so ungeheuer vermehrt hätten.

K. Ueber diese Bedürfnisse läßt sich viel sagen, der moderne Luxus hat Vieles zum Bedürfniß gemacht, was eigentlich keines ist. Auch der Staat treibt vielen unnöthigen Luxus in seinen unzähligen leeren Verwaltungsformen und den dazu nöthigen Beamten, die mir vorkommen wie die vielen Lakayen in vornehmen Häusern, die nur dazu angestellt zu sein scheinen, damit zehen das schlecht ausrichten, was einer ganz bequem allein thun könnte. Ist es nicht so meine Herren.

Der Ministerpräsident verbeugte sich. Ew. Majestät halten zu Gnaden, es mag wohl so sein, aber wir haben diesen Staatsorganismus nicht gemacht, sondern vorgefunden.

K. Wie dem auch sei, es muß anders werden.

Wir müssen dahin arbeiten, daß der kostbare Formalismus beseitiget werde und eine einfache Verwaltung an dessen Stelle trete. Je künstlicher ein Mechanismus ist, desto zerbrechlicher erweiset er sich. Der Staat soll aber gar kein Mechanismus, sondern ein kräftiger Organismus sein und wenn wir seinen Organen die zur freien Bewegung nöthige Selbstständigkeit innerhalb der gesetzlichen Schranken gestatten, so werden viele künstliche Triebräder, deren Unterhaltung sehr kostbar ist, wegfallen können. Freilich, das sehe ich ein, das Uebel läßt sich nicht mit einem Mal beseitigen, aber wir müssen doch eifrig auf die allmählige Abstellung desselben hinarbeiten. Ueberhaupt, um unserer Finanznoth ein Ende zu machen, müssen wir uns in allen Zweigen der Regierung und Verwaltung der äußersten Sparsamkeit befleißigen.

F.-M. Das ist schon geschehen.

K. Zeigen Sie mir gefälligst die Resultate. Aber ich kenne diese Sparsamkeit. Man knickert in Kleinigkeiten oder in Ausgaben für Volksbedürfnisse und wirft große Summen hin für leeres Formwesen, eitle Repräsentation u. dergl. Das Nützliche wird häufig übersehen, um das Glänzende zu befördern. Es sind durchgreifende Maßregeln nöthig, wenn der Staat aus seiner Finanznoth gerettet werden soll. Wenn der Staat in Gefahr ist, muß jeder gute Staatsbürger zu Opfern bereit sein. Um meinen Unterthanen mit leuchtendem Beispiele voranzugehen, entsage ich einem

Theil meiner Civilliste auf so lange, bis die drückendsten Schulden bezahlt sind, und ich hoffe, daß meine ersten Diener diesem Beispiele folgen und auch zu einigen Opfern bereit sein werden.

Die Minister und Staatsräthe zogen lange Gesichter bei dieser Aeußerung und es wurde die Besorgniß geäußert, daß der Glanz des Thrones, bei dieser zu weit getriebenen Sparsamkeit, leiden möchte, worauf der König erwiderte: der hellste Glanz werde von der Blüthe des Staates und dem Wohlbefinden der Unterthanen auf den Thron geworfen. Aber diese freiwilligen Beiträge würden wenig helfen, wenn nicht die Staatsausgaben vermindert würden, und da das stehende Heer einen so beträchtlichen Theil aller Einnahmen verschlingt, so ist es absolut nothwendig, daß dasselbe vermindert werde.

Um Gottes Willen Majestät! bedenken Sie was Sie thun, rief der Kriegsminister, die Wehrkraft des Landes darf nicht vermindert werden. Unser Staat ist ein Militairstaat.

K. Wenn mit diesem Ausdrucke gesagt werden soll, daß Preußen, um sich auf der Höhe einer europäischen Großmacht zu erhalten, gezwungen sei, ein, mit seinen innern Kräften in keinem Verhältniß stehendes, übermäßig großes Heer zu unterhalten und fast den ganzen Staat zu einer großen Kaserne zu machen, so ist dieser angebliche Vorzug ein sehr lästiges Privilegium. Aber sein Sie unbesorgt, die Maßregel läßt sich durchführen

ohne die Wehrkraft des Landes zu verringern, man muß nur nicht verlangen, daß das Heer immer in Parade aufgestellt sein und gleichsam fort und fort Schildwacht stehen soll. Als nach dem Frieden von Tilsit unser Staat auf Befehl seines siegreichen Peinigers nur ein ganz kleines stehendes Heer halten durfte, wurde eine Methode ausgedacht, nach welcher nach und nach alle waffenfähige Mannschaft eingeübt wurde, ohne den präsenten Stand zu vermehren, und diese so eingeübten Soldaten, die freilich keine Paradepuppen waren, haben später wie Helden gefochten und das Vaterland befreit. Wenn man diese Methode beibehalten hätte, würde der Staat jetzt um einige Milliarden reicher und dem Lande würde die ungeheure Masse von Productionskräften zu gute gekommen sein, die in einem stehenden Heere brach liegen.

Kr.-Minister. Die Ausbildung des Soldaten erfordert jetzt längere Zeit als früher.

K. Ich glaube bemerkt zu haben, daß man die meiste Zeit auf die Ausbildung für die Parade verwendet. Es gehört allerdings etwas dazu, um einen lebhaften kräftigen Menschen in eine vollkommene, steife Maschine zu verwandeln; es fragt sich aber, ob eine solche Ausbildung nöthig und zweckmäßig ist. Wie dem aber auch sei, die Noth drängt, wir müssen den Versuch wagen, der Staat kann den großen Militairaufwand nicht mehr bestreiten, ohne sich zu ruiniren. Ich sehe auch keine Gefahr dabei, wenn die Sache so

gemacht werden kann, daß in Augenblicken der Gefahr das Heer in seiner ursprünglichen Stärke wieder dasteht und daß dies möglich ist, davon hat das Jahr 1813 den Beweis geliefert.

Man beurtheilt die Wehrkraft der Staaten gewöhnlich nach der Stärke ihrer stehenden Heere und vergißt den andern Factor, der durchaus nothwendig ist, wenn diese Wehrkraft für einen Kriegszweck mobil gemacht werden soll; nämlich das Geld und zwar viel Geld. Je mehr man im Frieden für militairischen Prunk und Pomp ausgiebt, desto leerer werden die Kassen, und wenn nun einmal das Soldatenspiel sich in bitteren Ernst verkehrt, dann ist Holland in Noth. Eine Armee ohne eine gefüllte Kriegskasse gleicht einem Wagen ohne Pferde. Sorgen wir also dafür, daß durch die beabsichtigte Reduction die leeren Kassen sich wieder füllen, so wird die Wehrkraft des Staats sich nicht vermindern, sondern bedeutend vermehren, abgesehen von der Vermehrung der Volkskraft durch den Zufluß einer bisher unbenutzten Productionskraft. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die ungeheuern Heere, welche durch die moderne Politik herbeigeführt worden sind, nicht aus Nothwendigkeit sondern aus Gewohnheit in Folge ungeprüfter Ueberlieferungen herbeigeführt worden sind. Eine verderbliche Tradition aber muß aufgegeben werden.

Eine gute Staatsregierung hat aber nicht bloß die materiellen sondern auch die geistigen Interessen der Nation zu beachten; sie muß dahin arbeiten, daß das

Volk sich nicht bloß physisch, sondern auch psychisch wohl befinde, daß es verständig gesittet und religiös sei. Dafür hat das Cultusministerium mit vorzüglichem Eifer zu sorgen. Hoffentlich haben Sie, Herr Cultusminister, diese hohe Aufgabe immer vor Augen gehabt.

C.-M. Gewiß! es ist alles Mögliche gethan worden für die religiöse Bildung des Volks; man hat keine Mühe gescheut, um Kirchen und Schulen emporzubringen und dem Unglauben entgegen zu wirken, der sich in der leidigen Aufklärungsepoche so frech verbreitet und sich wie der böse Antichrist in's Heiligthum des Herrn gesetzt hatte, aber nunmehr unsern kräftigen Gegenbestrebungen hat weichen müssen. Wir haben jetzt, wie ich hoffe, im ganzen Lande rechtgläubige und bekenntnißtreue Prediger und Schullehrer, so daß das einfältige Volk und seine Kinder nicht mehr der Gefahr ausgesetzt ist, in Kirche und Schule das Gift des Unglaubens einzusaugen. Die sogenannten Lichtfreunde haben keinen Boden mehr in unserem Lande.

Finster entgegnete darauf der König: Das ist ja fast mehr die Sprache eines Ministers der Inquisition als eines Preußischen Cultusministers. Preußen ist ein protestantischer Staat und hat seit der Einführung der Reformation mit wenigen Ausnahmen immer das Panier der Religionsfreiheit vor sich hin getragen. Ueberlassen wir die Sorge für ihren Glauben jeder Kirche und Religionsgesellschaft. Der Cultus, den der

Staat zu beaufsichtigen und zu befördern hat, ist der der Sittlichkeit, der Tugend, der Menschenliebe und Vaterlandsliebe, der Gerechtigkeit und Pflichttreue, wozu das Volk gebildet und angeführt werden soll.

E.-M. Halten zu Gnaden; dies kann nach meiner unmaßgeblichen Meinung allein durch die Religion geschehen.

K. Ganz recht durch allgemeine sittlich religiöse Bildung, durch eine Religion, die mehr verlangt als blinden Glauben. Der wahre religiöse Mensch muß sich immer von einem lebendigen Gottesbewußtsein beseelt fühlen; er muß das Sittengesetz und das Gebot der Liebe, als Gebote Gottes, heilig achten und eifrig zu befolgen suchen, und wenn er das thut, so kann er sich gewiß des Beifalls Gottes getrösten, zu welcher Confession er auch gehört. Ich habe Unterthanen von verschiedenen Confessionen und Glaubensrichtungen auch wohl Ungläubige, die jede Tradition verwerfen, welche mit ihrer Vernunft im Widerspruche zu stehen scheint, und ich bin entschlossen Allen gerecht zu werden, weil ich überzeugt bin, daß der Staat gar nicht das Recht hat, nach ihrem Glauben zu fragen. Wer als Unterthan seine Pflicht thut, der hat das Recht auf den Staatsschutz und auf den ungekümmerten Genuß der Staatswohlthaten, er mag Jude oder Christ, Zweifler oder Gläubiger, Dunkelmann oder Lichtfreund sein.

E.-M. Bedenken doch Ew. Majestät, daß Sie

nach unserem Kirchenrechte der oberste Bischof der protestantischen Kirche sind.

K. Wenn damit gesagt sein soll, daß ich der oberste Aufseher und Beschützer der protestantischen Kirche sei, so acceptire ich diese Würde; ich muß sie aber mit Entschiedenheit ablehnen, wenn der Bischof zugleich ein Glaubenseiferer sein soll. Aller Glaubenszwang soll aus meinem Staate verbannt sein, denn ich habe als König die Pflicht, allen meinen Unterthanen, zu welcher Religionspartei sie auch gehören mögen, gerecht zu werden und ihnen freie Bewegung in ihren geistlichen Angelegenheiten zuzugestehen.

C.-M. Aber wir müssen doch die Staatsreligion in ihrer Reinheit zu erhalten suchen.

K. Dagegen ließe sich nichts sagen, wenn wir uns über den Begriff einer reinen Religion verständiget hätten. Eine Religion wird gereiniget, wenn man sie vom Wahn- und Aberglauben und von allen Elementen, welche der Sittlichkeit nachtheilig sind, zu säubern sucht. Das haben die Reformatoren nach ihrer damaligen Einsicht gethan; sie haben die alten Mißbräuche, die sich nach und nach in die Kirche eingeschlichen hatten, bekämpft, die Autorität der alten Kirche und die bindende Kraft ihrer Ueberlieferungen verworfen und das Prüfungsrecht der Vernunft in Anspruch genommen. So ist die protestantische Religion entstanden, die in Preußen ihren stärksten Repräsentanten in Deutschland hat. Wir müssen demnach das Kleinod, das uns die

Reformation erworben, nämlich Religionsfreiheit und Unabhängigkeit von ungeprüfter Autorität hoch- und festhalten; das geschieht aber nicht, wenn man nach katholischer Weise wieder einen blinden Glaubensdienst einführt, die freie Prüfung verpönt und die kirchliche Autorität mit ihren alten Ueberlieferungen für ewige Zeiten stabil zu machen sucht.

G.-M. Aber vom rechten Glauben hängt doch die Seligkeit der Menschen ab.

K. So sagen die Geistlichen und ich habe nichts dagegen, nur sollten sie nicht vergessen die Bedingung hinzuzusetzen: Wenn dieser rechte Glaube mit dem rechten Thun verbunden ist. Wir Staatsbehörden haben allein mit diesem Thun, mit der praktischen Tüchtigkeit unserer Untergebenen zu schaffen. Ueberlassen wir die Sorge für die ewige Seligkeit der Kirche und ihren Vorstehern. Der Staat hat seine Angehörigen nicht für den Himmel, sondern für die Erde und ihre Anliegen, und zunächst zu tüchtigen und patriotischen Staatsbürgern zu bilden. Mit dieser Aufgabe hat er so viel zu thun, daß er die Sorge für die künftige Seligkeit andern Händen überlassen muß, und das kann er um so ruhiger, da ein guter nützlicher Staatsbürger gewiß die nächste Anwaltschaft auf den Himmel hat, denn das Erdenleben und folglich auch das Staatsleben kann betrachtet werden als eine Vorbereitungsschule für ein höheres Leben.

G.-M. Aber wir haben doch darauf zu sehen,

daß rechtgläubige Geistliche und Volkslehrer angestellt werden, um sicher zu sein, daß dem Volke der reine evangelische Glaube verkündigt werde.

K. Das heißt, ihr meint dahin arbeiten zu müssen, daß das, was nach euern Ansichten, der orthodoxe Glaube ist, überall verbreitet und festgehalten werde, obgleich diese Ansichten und Einsichten nicht unfehlbar, sondern sehr wandelbar sind. Das Bestreben, einen sogenannten orthodoxen Glauben in einem Staate überall zur Anerkennung zu bringen, ist nicht neu, sondern datirt von der Zeit an, wo das Christenthum im römischen Reiche zur Staatsreligion erhoben wurde. Wenn die Glaubenseiferer sich jedoch von der Geschichte wollten belehren lassen, so würden sie finden, daß dieses Streben überall, wo es hervorgetreten ist, die entsetzlichsten Folgen gehabt habe. Die christliche Welt ist durch den Fanatismus der angeblich für die Ehre Gottes und den reinen Glauben kämpfenden Zeloten mit breiten Blutströmen überschwemmt und mit Blutgerüsten oder Scheiterhaufen gefüllt. Ist doch selbst unser deutsches Vaterland durch einen dreißigjährigen Glaubenskrieg zertreten, zerfleischt, entvölkert und fast zerstört worden. Ueberall, wo der Glaubenszwang festen Fuß gefaßt hat, ist die Erde zur Hölle gemacht worden um den Himmel zu sichern und der Gott der Liebe verwandelt sich unter der Hand der finstern Zeloten in einen blutdürstigen Tyrannen, der an den Qualen der Ungläubigen und an vergossenem Ketzerblute sein Wohlgefallen hat.

E.-M. Glücklicher Weise sind diese Zeiten vorbei; am wenigsten werden bei uns Religionsverfolgungen geduldet.

K. Es ist nicht das Verdienst der modernen Glaubenseiferer und ihrer hohen Gönner, daß jetzt keine eigentlichen Ketzergerichte gehalten, keine Scheiterhaufen errichtet werden. Der Geist der Neuzeit hat diese Greuel vergangener Jahrhunderte selbst in Spanien und Italien unmöglich gemacht. Aber deswegen hat der Glaubenszwang seine verwundende Schärfe nicht verloren und gar viele freisinnige Geistliche und Religionsgesellschaften haben dieselbe empfunden. Die mildere Form besteht bloß darin, daß ein moralischer Druck an die Stelle des physischen gesetzt worden ist. Ueberall, wo sich die Staatsregierung zum Büttel unsinniger Eiferer macht und durch Gewaltmaßregeln oder fortgesetzte polizeiliche Chicanen eine gewisse Glaubensrichtung, die man Staatsreligion nennt, zur allgemeinen Geltung zu bringen, bemüht ist, da ist Religionsverfolgung unvermeidlich und der Staat, der berufen ist jeder Ungerechtigkeit zu steuern, begeht selbst die größte, indem er das köstlichste Kleinod der Menschen, die Gewissens- oder Religionsfreiheit antastet und diejenigen von dem vollen Genusse der Staatswohlthaten ausschließt, welche ihre wohlbegründete Ueberzeugung nicht aufgeben wollen.

E.-M. In unserer Verfassung ist gegen solche Eingriffe in der Gewissensfreiheit vorgesehen, indem

allen kirchlichen Parteien freie Religionsübung zugesagt ist und die bürgerlichen Rechte unabhängig von der Confession sein sollen.

K. Ja, aber wie ist man dieser Verfassungsbestimmung nachgekommen? mit welchen Sophismen und Chicanen hat man sie zu umgehen gewußt? Ist doch selbst die Union, dieses schöne Werk der Versöhnung, angefeindet worden, und ihr habt ruhig zugesehen, wie die blinden Starrgläubigen Alles daran gesetzt, sie aufzulösen und dieses Denkmal der gegenseitigen Duldung, wodurch sich mein frommer Vorfahr, Friedrich Wilhelm III. unsterbliche Rosen erworben, mit rohen Händen zu zerstören.

Von einer anderen Seite, das muß ich gestehen, seid ihr sehr tolerant gewesen, nämlich gegen die Jesuiten. Während die christlichen Lichtfreunde fast mit jedem Schritte auf polizeiliche Fußangeln stießen, fanden diese erklärten Feinde alles geistigen Lichts nicht das geringste Hinderniß auf ihrer Bahn: Thor und Thür aller katholischen Kirchen standen ihnen offen und man schien es ganz in der Ordnung zu finden, wenn diese abgesagten Feinde der protestantischen Religion die sengende Donnerkeule des Fanatismus von den Kanzeln auf alle Ketzer und Ungläubige öffentlich schleudern und in den Beichtstühlen ihr Verfinsterungswerk im Geheimen trieben. Meinen Sie denn, daß es gar nichts auf sich habe, wenn einem wohlwollenden protestantischen Fürsten die Gewissen seiner katho-

lischen Unterthanen entführt, und ihre Gemüther mit Mißtrauen und Haß erfüllt werden.

C.-M. Ew. Majestät möge bedenken, daß wir in die alten Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche nicht eingreifen dürfen.

K. Diese jesuitischen Missionspredigten gehören nicht zu den alten Rechten; sie sind etwas ganz neues. In früherer Zeit war dies jesuitische Treiben und überhaupt das fanatische Gebahren der Ultramontanen, wovon unsere Kirche jetzt so viel zu leiden hat, selbst in katholischen Staaten nicht gestattet. — Ich werde mir aber mein Recht für die geistige Bildung aller meiner Unterthanen, auch der katholischen, Sorge zu tragen, nicht nehmen lassen, denn dieses Recht ist zugleich heilige Pflicht des Regenten und ich werde derselben nachkommen, ohne den verschiedenen Confessionen und Religionsansichten zu nahe zu treten. Nur durch fortschreitende Bildung kann die religiöse Toleranz befördert und dem Fanatismus gesteuert werden. — Darum muß das Erziehungs- und Schulwesen ein vorzüglicher Gegenstand unserer Sorgfalt sein.

C.-M. Ich glaube, daß wir stolz sein können auf die herrliche Blüthe unserer Schulen und Bildungsanstalten.

K. Mich will bedünken, daß in neuerer Zeit gar manche Blüthe geknickt worden ist; die unselige Reaction hat auch in diesem Fache gar manchen Rückschritt gemacht. Zwar will ich nichts sagen über unsere höheren

Bildungsanstalten, Gymnasien und Universitäten, obgleich man auch hier bei der Anstellung der Lehrer nicht sowohl auf ihre Tüchtigkeit als auf ihre Rechtgläubigkeit gesehen hat; aber die Volksschulen scheinen ihrem Zweck, allgemeine Bildung zu verbreiten, nicht zu entsprechen, und ihre Anordnungen sind wahrlich nicht dazu angethan, eine sittlich gebildete und wahrhaft religiöse Generation vorzubereiten.

G.-M. Halten zu Gnaden; gerade den früher etwas vernachlässigten Religionsunterricht haben wir zu heben gesucht und in den Vordergrund aller Schullehren gestellt.

K. Sie haben dabei nur den kleinen, freilich sehr gewöhnlichen Mißgriff gemacht, theologische Dogmatik mit christlicher Religion zu verwechseln. Man bringt den Religionsunterricht an den jungen Menschen bloß von Außen, ohne ihre Gemüther zur Aufnahme desselben vorzubereiten. Wie die religiösen Keime im Innern entwickelt und gepflegt werden müssen, wenn sie für das ganze Leben Blüthen und Früchte treiben sollen, davon scheint man keinen Begriff zu haben. Man begnügt sich, das Gedächtniß der Kinder mit Katechismusdogmatik und anderm theologischen Wuste wie einen Frachtwagen zu bepacken und, wenn Alles gut eingeschichtet ist, so glaubt man die Fahrt durchs ganze Leben gesichert. Da aber der erwachsene Mensch keinen praktischen Gebrauch von dieser Ladung zu machen weiß, so wird dieselbe gewöhnlich über Bord geworfen. Wie

kann ein Kind Liebe zur Religion gewinnen, wenn ihm dieselbe unter fortgesetzten Gedächtnißqualen beigebracht wird?

Zudem kommen viele Kinder schon verdorben und abgestumpft in die Schule, weil die Eltern durch Armuth und Elend abgehalten werden, sich um ihre Erziehung zu bekümmern. Um diesem Uebel zu begegnen, sind hier und da s. g. Verwahrungsanstalten für kleine Kinder eingerichtet worden; so viel ich aber weiß, hat der Staat nichts gethan, um diese menschenfreundlichen Institute zu vervielfältigen und allgemeiner zu machen, im Gegentheil hat man die noch zweckmäßiger eingerichteten s. g. Kindergärten förmlich zertreten und demolirt. Wie wenig Kenntniß der Bedingungen wahrer Menschenbildung hat man doch dadurch bewiesen. Wenn es besser werden soll auf der Welt, muß man die Reform mit den noch unschuldigen Kindern anfangen und sie gegen die Einflüsse des Lasters und der bösen Beispiele bewahren, was auch Jesus erkannt hat, indem er sagt: lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solchen ist das Reich Gottes. Darum sollte das Kindesleben uns heilig sein, und am meisten das Kind vor der Schule, wo das Leben am gewaltigsten treibt. Da lernt das Kind die Sprache, lernt Gegenstände unterscheiden und Empfindungen ausdrücken; die ganze umgebende Natur tritt zum erstenmal zu seinem Bewußtsein, die Pflanzen, die Bäume, die Thiere, Alles spiegelt sein Bild in seinem hellen

Auge und es bedarf nur einer kleinen Anregung, so kommt es auch zum Bewußtsein des Urhebers der Natur und lernt sein Händchen zum Gebet falten. O, möchte man doch lernen, wie viel auf die ersten Eindrücke ankommt, die das Kind empfängt, wie daraus der Boden gebildet wird, woraus der Charakter und die Denkart des ganzen Menschen erwächst. Der Mann, und steige er noch so hoch auf die Spitzen des Geistes, er macht sich doch nicht frei von seinen Jugendeindrücken. Die schönste Poesie ist oft nichts, als ein Ausgraben des verschütteten Pompeji im eignen, unter die Schwelle des Bewußtseins versunkenen Jugendleben. Wir zehren das ganze Leben hindurch von unsern Jugendeindrücken, darum sollte man sich bestreben, den jungen Seelen farbige Gedenkzeichen zu späterm Gebrauch einzulegen. Statt dessen sehen wir es gleichgültig mit an, wenn tausende dieser unschuldigen Kinderseelen vor unsern Augen vergiftet und verwahrlost werden und halten es nicht der Mühe werth, die Hand auszustrecken, um eine derselben emporzuziehen aus dem Sumpfe des Lasters und Elends, worin es zu versinken in Gefahr ist. Man hat freilich, meint man, wichtigeres zu thun. Aber die Verbesserung der verwahrlosten Jugend ist nicht bloß Sache der Humanität, auch die Staatspolizei ist dabei betheiliget. Wenn wir nicht genöthigt sein wollen, immer neue Gefängnisse und Correctionshäuser für die fort und fort wachsende Anzahl von Verbrechern anzulegen,

so müssen wir der Verwahrlosung der armen Kinder steuern, denn aus jungen Taugenichtsen werden fast nothwendigerweise alte Verbrecher.

Die Volksschule allein kann das nicht leisten, am wenigsten wie sie nach euern Normen eingerichtet sein soll. Fragt doch die Erfahrung! erzieht die jetzige Volksschule mit allen ihren vielen Religionsstunden ihre Kinder auch nur dem größten Theil nach zur Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit, Ordnung, Gewissenhaftigkeit, zum Fleiß und zur Tüchtigkeit fürs Leben. Wird Gottesfurcht und Rechtschaffenheit so tief ins jugendliche Herz gedrückt, daß sie vom spätern Weltverkehr nicht leicht wieder ausgetilgt werden können. Wird nicht die Ausbildung des Charakters und Gemüths fast ganz vernachlässigt, ohne welche alles andere todtes auseinanderfallendes Stückwerk ist? Doch genug hiervon. Ich weiß wohl, daß sich das Alles nicht in einem Tage verbessern läßt; aber wenn von einer gründlichen Reform der Erziehung und des Schulwesens die Rede sein soll, muß eine ganz andere Richtung eingeschlagen werden, als man bisher eingehalten hat.

Hierauf wendete sich der König zu dem Minister des Innern und sagte unter andern Folgendes: Ich will nicht, daß die ängstliche Politik des Mißtrauens, die man bis jetzt in Bezug auf die innern Angelegenheiten für nothwendig gefunden hat, ferner eingehalten werde. Mein Staat soll kein Polizeistaat, sondern

ein Rechtsstaat im strengen Sinne des Worts, mit freier Bewegung seiner Angehörigen innerhalb der nothwendigen Schranken sein und somit auch eine Schule der politischen Bildung des Volkes werden. Ich bin überzeugt, daß nur durch Hebung und Entfesselung des Volksgeistes und der Volkskräfte, durch Schaffen eines freien und selbstbewußten Staatsbürgerthums eine Erhebung aus der so allgemeinen Versunkenheit in die materiellen Interessen möglich sei, daß nur durch gestattete Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten verjüngendes Leben in die erstarrten Glieder des Staates kommen und die Nation zur frischen und freudigen Thatkraft angefeuert werden könne. Wenn diese Theilnahme versagt und der Bürger in die engen Kreise der Selbstsucht eingeengt und gleichsam eingepfercht ist, wo soll da der Patriotismus, die Opferfreudigkeit für das Vaterland herkommen?

M. v. J. Diese Theilnahme hat auch ihre Gefahren, das hat die Revolution bewiesen.

K. Still davon; ich kenne die Praxis der Reaction, welche jeden freisinnigen Gedanken durch die Furcht vor dem Revolutionsgespenst niederzuschlagen sucht. Ich stehe Ihnen dafür, daß unter meiner Regierung in meinem Volke auch nicht der leiseste Gedanke an Revolution aufsteigen soll, denn ich werde ihm Alles freiwillig gewähren, was es vernünftigerweise fordern kann. Streng werde ich jeder Willkür steuern und daher auch die Uebergriffe nicht dulden, welche sich die

Verwaltung in das Gebiet der Justiz erlaubt hat. Die Polizei hat sich bisher sehr häufig als eine willkürliche Strafgewalt gerirt; das darf ferner nicht sein, sie hat keine andern Strafen zu verhängen, als gesetzlich vorgeschriebene Ordnungsstrafen. Alle andern Strafen müssen den ordentlichen Gerichten überlassen bleiben. Dahin gehört unter andern auch die von der Verwaltung so häufig verhängte Strafe der Entziehung von Concessionen, wodurch der Betrieb eines Geschäfts, namentlich eines Buchhandels oder einer Druckerei, unmöglich gemacht, und somit die Subsistenz einer Familie gefährdet wird. Es ist mir unbegreiflich, daß man das Unbillige, ja das Empörende eines solchen Verfahrens nicht einsieht.

M. d. J. Man kann sich vor der Frechheit der Presse nicht anders retten.

K. Wie? sind denn keine Gerichte im Lande, wo jedes Vergehen seine Strafe finden kann? Aber es ist freilich bequemer und kürzer den Ankläger, Richter und Executor in einer Person zu vereinigen. Eine solche Verwaltungsjustiz, die ans Faustrecht erinnert, soll aber in meinem Lande nicht geduldet werden.

Zuletzt unterhielt sich der König mit dem Ministerpräsidenten über die auswärtigen Angelegenheiten, wobei er unter andern äußerte: Vergessen wir nicht, daß unser Staat ein deutscher ist, und daß also das Preußische Interesse niemals von dem deutschen getrennt werden sollte. Lassen wir uns von der Geschichte

belehren, welche traurige Rolle auf dem politischen Theater Preußen gespielt hat, als es sich nach dem Baseler Frieden isolirte, Deutschland den Franzosen preisgab und sich auf dessen Kosten zu vergrößern suchte. Preußen ist nur durch Deutschland groß, und umgekehrt Deutschland durch Preußen. Beide sind an einander gewiesen, und dürfen sich nicht feindlich trennen ohne ihre Existenz zu gefährden. Die Erfahrung hat sattsam bewiesen, was heraus kommt, wenn, wie die Haugwitzische Politik gethan, das Band zerschnitten wird, welche beide verknüpfen soll. Lähmung von beiden Seiten ist die unmittelbare Folge. Die deutsche Nation hat sich schon im siebenjährigen Kriege, ohne Rücksicht auf die politische Stellung ihrer Fürsten, die Ehre und den Ruhm Preußens angeeignet und schmerzhaften Theil genommen an der tiefen Schmach, die über den Staat Friedrichs des Großen durch eine falsche Politik gebracht wurde. So muß auch Preußen ein lebhaftes Gefühl haben, für die Ehre oder die Schmach Deutschlands.

Das mag für heute genug sein. Haben Sie übrigens keine Sorge, daß ich die Reformen, die ich beabsichtige, übereilen werde; sie sollen nicht in der Luft schweben, sondern auf nationaler Grundlage beruhen. Langsam und bedächtig, aber sicher und continuirlich soll der Fortschritt sein. Wenn der Boden nicht fest, nicht vorbereitet und geebnet ist, so muß man oft, für einen Schritt vorwärts, zwei zurück thun.

Was ich von Ihnen verlange, meine Herrn, ist Wahrheit: Wahrheit, auch wenn sie unangenehm und bitter ist. Sprechen Sie getrost Ihre Ueberzeugung, auch wenn sie nicht die meinige ist, vor mir aus, ich werde Ihre Gründe immer zu würdigen wissen; denn nichts ist mir verhaßter, als Heuchelei, Schmeichelei und sophistische Schönrednerei. Bedenken Sie aber vor allen Dingen, daß wir berufen sind, das allgemeine Volkswohl zu befördern und es niemals dem Parteiinteresse aufopfern dürfen. Wenn die alte Regel: Salus publica summa lex esto keine leere Phrase sein soll, so dürfen keine Parteirücksichten auf den Gang der Verwaltung den geringsten Einfluß haben.

Freilich ist mit jener Versicherung, daß das Volkswohl, die leitende Regel der Regierungsthätigkeit sein soll, nicht viel gesagt, wenn nicht zugleich bestimmt wird, was man unter diesem Wohle versteht. Denn auch absolutische Regierungen machen Gebrauch davon. Sie octroyiren aber zugleich das, was Volkswohl sein soll, und verlangen von ihren Unterthanen, diese gnädige Gabe dankbar anzuerkennen. Ich meine aber, daß, wenn von Volkswohl die Rede ist, das Volk eine entscheidende Stimme haben muß, und werde nicht dulden, daß man diese Stimme unterdrücke und meine Unterthanen verhindere, sich über ihre Bedürfnisse auszusprechen.

Einige Tage nach dieser Konferenz erschien eine Königl. Proclamation, unter der Aufschrift: an mein Volk. Der König gelobte darin feierlich, daß das allgemeine Wohl, die Bildung und Gesittung seines Volks der höchste unveränderliche Zweck seiner Regierung sein sollte. Die unveräußerlichen Menschen- und Volksrechte, sagte er unter andern, werden mir immer heilig sein, aber man vergesse nicht, daß Rechte und Pflichten sich gegenseitig bedingen, so wie ich dieser engen Verbindung von Recht und Pflicht bei jeder meiner Regierungshandlungen eingedenk sein werde. Jeder Staatsbürger hat die Pflicht, für die Erhaltung und Blüthe des Staats, nach seinen Kräften beizutragen, und ich bin leider in der Lage, auch gleich bei Antritt meiner Regierung, an diese Pflicht erinnern zu müssen. Unsere Finanzen sind nichts weniger, als in einem blühenden Zustande; die Einnahmen, obgleich ungleich beträchtlicher, als in frühern Zeiten, haben schon lange nicht mehr ausgereicht, die immer steigenden Staatsbedürfnisse zu decken, und man hat die schon sehr beträchtlichen Staatsschulden durch neue Anleihen vermehren müssen. Diese Praxis, das sieht jeder Verständige ein, kann nicht ins Unendliche fortgesetzt werden, ohne den Ruin des Staats herbei zu führen, es muß unverzüglich Hülfe geschafft werden, auf daß wir die Aussicht gewinnen, die drückende Schuldenlast nach und nach abzuwälzen. Außerordentliche Uebel erheischen außerordentliche Heilmittel und ich werde sie ergreifen. Die strengste Spar-

samkeit soll in allen Zweigen der Verwaltung eingehalten und diese selbst möglichst vereinfacht werden. Die leeren und lästigen Formen derselben, sollen allmählig beseitiget und der schwerfällige Staatsmechanismus, mit seinen unzähligen Rädern, die nur durch goldene und silberne Gewichte in Bewegung erhalten werden können, sich in einen kräftigen Organismus verwandeln, der Leben und Bewegung in sich selbst hat. Das stehende Heer soll, ohne die Wehrkraft des Landes zu schwachen, vermindert und somit nicht allein der ungeheure Militairaufwand, der bisher einen so großen Theil der Staatseinnahmen verschlungen hat, bedeutend beschränkt, sondern auch für Ackerbau und Gewerbe eine Masse von Productionskräften, die bisher unbenutzt bleiben mußten, flüssig gemacht werden.

Um meinen Behörden und Beamten mit einem leuchtenden Beispiele voranzugehen und ein Opfer auf den Altar des Vaterlandes zu legen, entsage ich hiermit bis auf bessere Zeiten, einem Drittel meiner Civilliste, welcher in die Staatskasse fließen soll. Ich bringe dieses Opfer mit Freuden, denn ich bin überzeugt, daß der dauernde Glanz der Fürstenwürde etwas anders zur Grundlage haben muß, als äußern Prunk. Als Marcus Aurelius seinen Privatschatz aufopferte und seine Kostbarkeiten verkaufte, um das Vaterland zu retten, hat er gewiß für den ewigen Glanz seiner Fürstenwürde besser gesorgt, als je ein Fürst durch den Ankauf der prächtigsten Luxusgegenstände. Es

giebt auch eine schöne Simplicität, die das Herz besser befriedigt, als glänzender Tand, und deren werde ich mich befleißigen.

Wenn ihr aber, meine biedern Landeskinder, wollt, daß unsere Schulden recht bald bezahlt werden und somit unser Haushalt sich verbessere, so habe ich euch, mit meinem eben erwähnten Vorgange, einen Wink gegeben, was ihr in dieser Beziehung zu thun habt. Jeder, der nicht ganz mittellos ist, lege freiwillig, nach Verhältniß seines Vermögens, eine Gabe auf den Altar des Vaterlandes; ich sage freiwillig, denn niemand soll dazu genöthigt werden, oder einen Nachtheil erfahren, wenn er dieser Aufforderung nicht entspricht. Dagegen verspreche ich euch, daß die bisherigen Abgaben nicht vermehrt, sondern vielleicht schon im künftigen Jahre bedeutend vermindert werden sollen. Auch werde ich dafür sorgen, daß sie gleichförmiger als bisher vertheilt und somit weniger drückend sein sollen. Ich hoffe bei dieser gleichen Vertheilung nicht auf den Widerspruch der Rittergutsbesitzer und Feudalherrn zu stoßen, da diese ja ihre Opferfreudigkeit für König und Vaterland oft und laut genug ausgesprochen haben. Hoffentlich hat auch bei ihnen die Ueberzeugung Platz genommen, daß Freiausgehen und Freigehaltenwerden, bei dem Genuß der Staatswohlthaten, keine Ehrenrecht, sondern ein Nothrecht ist und sein kann, weil dieses Recht nur dem Armen und Bettler nothgedrungen zugestanden werden muß, weil nach dem Sprichwort, wo

nichts ist, der Kaiser sein Recht verloren hat. Doch sollen, bei der Regulirung dieser Angelegenheit, alle Rücksichten der Billigkeit beobachtet werden.

Aber nicht bloß von den Reichen, sondern von sämmtlichen Staatsbürgern, die nicht in die Klasse der Armen gehören, erwarte ich Beiträge; die kleinste Gabe selbst das Schärflein der Wittwe wird dankbar angenommen werden. Ihr dürft nicht fürchten, daß die Opfer, die man von euch verlangt, zu unnöthigen Ausgaben verwendet werden denn aller unnütze Luxus soll aus der Civil- und Militairverwaltung verbannt werden und euern Deputirten in der Ständeversammlung soll die Controlle zustehen, über die Verwendung der Einnahmen. Ich werde Sorge tragen, daß die Volksrepräsentation eine Wahrheit werde, und daß solche Männer in die Kammern kommen, denen sowohl die nöthigen politischen Kenntnisse, als auch vor allen Dingen ächte patriotische Gesinnung beiwohnen.

Es sollen in jeder Ortschaft Listen angefertiget werden, in welchen der Namen der Geber und der Betrag der Gaben verzeichnet ist, und diese Listen sollen im Staatsarchive zum ewigen Zeugnisse eures Patriotismus aufbewahrt werden.

Es befand sich in Preußen eine kleine, aber bisher sehr einflußreiche Partei, welche nichts von den zeitgemäßen Fortschritten wissen wollte, vielmehr sich

dem alten feudalen Wesen zuneigte. Diese war von der freisinnigen Politik des neuen Königs nicht sehr erbaut, hatte indeß wegen des allgemeinen Enthusiasmus ihren Aerger nicht zu äußern gewagt. Jetzt glaubte sie, daß durch die Geldforderung des Königs dieser Enthusiasmus sehr erkalten würde nach der ihr bekannten Erfahrung, daß das Volk eben kein Freund vom Geben ist. Sie hatte sich aber geirrt; nicht vermindert, sondern vermehrt wurde die allgemeine Verehrung und Liebe für den König, weil man den Zweck billigte, für welchen die Gaben verlangt wurden, und Er selbst ein so ansehnliches Opfer von seinen Einkünften auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hatte. Der Erfolg der königlichen Aufforderung übertraf selbst die kühnste Erwartung, denn es entstand ein reger Wetteifer, jeder wollte es mit Beweisen seines Patriotismus dem andern zuvorthun, und selbst diejenigen, welche mit der Maßregel nichts weniger als zufrieden waren, mußten, um nicht für schlechte Patrioten zu gelten, wohl oder übel ein Uebriges thun und mit scheinbarer Opferfreudigkeit reiche Gaben darbringen.

Der König erfüllte alle seinem Volke gemachten Versprechungen sehr gewissenhaft; auch in Betreff einer ernstgemeinten freisinnigen Repräsentativverfassung, gegen welche sonst die Fürsten einen unüberwindlichen Widerwillen haben, hielt er Wort, denn er war der Meinung, daß in ihr der Hebel eines nachhaltigen, nicht künstlich

erregten Patriotismus ruhe und somit am sichersten die Opferfreudigkeit der Nation verbürgt werde, indem durch die Theilnahme an den Staatsanliegen ein stolzes Nationalbewußtsein entstehe, welches zum Tragen der schwersten finanziellen und persönlichen Lasten anfeure und befähige.

Die erwähnten Reformen hatten den erwünschten Erfolg. Nicht allein das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wurde hergestellt, sondern nach einigen Jahren sah sich der Staat auch in den Stand gesetzt, einen beträchtlichen Theil seiner Schulden zu bezahlen und ein bewunderungswürdiger Aufschwung wurde durch die freie Bewegung und durch den Zufluß vieler vorher unbenutzten Productionskräfte in die Landwirthschaft und die Gewerbthätigkeit gebracht.

Demnächst war der König auch darauf bedacht, die Gesetzgebung zu vereinfachen. Eine große Anzahl von Gesetzen, die aus der Reactionsperiode stammten, wurde geradezu aufgehoben und die frühern, welche dem Volke mehr freie Bewegung gestatteten, wurden wieder in Kraft gesetzt. Da durch die Vereinfachung der Verwaltung viele Staatsbeamte zur Disposition gestellt werden, so wurden die fähigsten Köpfe von dieser Kategorie zu einer Commission vereinigt, welche unter der Leitung eines tüchtigen Präsidenten die disjecta membra der modernen Gesetzgebung zu einem systematischen Ganzen zu verbinden und alles Unbrauchbare und Unzeitgemäße zu beseitigen angewiesen war; eine Arbeit, die freilich

eine Reihe von Jahren in Anspruch nahm, aber durchaus nöthig war, wenn in das dunkle Labyrinth der Gesetzgebung erwünschtes Licht und ein leitender Faden kommen, der Chicanen der Advocaten gesteuert und der endlose kostbare Prozeßgang abgekürzt werden soll.

Der König sorgte aber nicht bloß für die materiellen Interessen seines Volkes, sondern die geistigen waren ein besonderer Gegenstand seiner Sorgfalt. Er wollte nicht allein über ein wohlhabendes, sondern auch über ein verständiges, aufgeklärtes, sittlich und religiös und selbst politisch gebildetes Volk herrschen. Er theilte daher die Scheu anderer Regierungen vor politischen Erörterungen durchaus nicht, sondern fand es ganz in der Ordnung, wenn Staatsbürger Theilnahme für Staatsangelegenheiten zeigten, denn schon Aristoteles, bemerkte er, habe gesagt: der Mensch sei ein politisches Wesen. Die Beurtheilung und selbst der bescheidene Tadel der Regierungsmaßregeln war nicht bloß erlaubt, sondern auch gern gesehen, wenn er begründet war. Denn der König war der Meinung, daß die politischen Acteurs, welche auf dem Staatstheater ihre Rollen abspielen, der Beurtheilung des Publikums ebenso unterworfen wären, als die gewöhnlichen Schauspieler, und darin eben so einen Antrieb finden sollten, in ihrem Fache zu excelliren wie diese.

Es erschien eine Cabinetsordre, worin Preßfreiheit unter den nothwendigen gesetzlichen Schranken verkündet, und unter andern gesagt ward: Da das Gedanken-

leben der wahre geistige Reichthum eines Volkes ist, so muß dasselbe nicht beschränkt, sondern sorgfältig gepflegt werden. In der Gedankenwelt liegen ja die Keime zu jeder Blüthe, also auch zur fruchttreibenden Blüthe eines gedeihlichen Staatslebens. Aber der Gedanke strebt nach Mittheilung, um sich zu ergänzen und zu vervollkommnen und stirbt bald ab, wenn ihm diese versagt wird. Es ist demnach eine Sünde gegen den immerbrütenden und schaffenden Geist eines Volkes, seinen Gedankenverkehr unter polizeiliche Aufsicht zu stellen. Dies soll fernerhin in meinem Staate nicht mehr der Fall sein; die Presse soll frei sein und nur dem Mißbrauche derselben, so wie jedem andern Mißbrauche der Freiheit, soll womöglich entgegen gewirkt werden, aber nicht durch Maßregeln der Willkür, sondern durch feststehende Strafgesetze, nach welchen unabhängige Richter zu entscheiden haben.

Die höchste Spitze des Gedankenlebens ist die Religion, welche dem Menschen den Maßstab des Guten, Wahren und Schönen an die Hand giebt und die Grundlage seiner Tugenden und Neigungen sein soll, also selbst um dies sein zu können auf sittlicher Grundlage ruhen muß. Ich hoffe also, daß die freie Presse vorzüglich bemüht sein werde, Aufklärung, das ist Erkenntniß der Wahrheit und sittlich religiöse Bildung unter dem Volke zu verbreiten und dem Vorurtheil entgegen zu wirken, daß es, um auf Religiösität Anspruch zu machen, genug sei einen gewissen Kirchen-

glauben zur Schau zu tragen, und als Beweis desselben Andersglaubende wohl gar zu verdammen und zu verfolgen. Aber in meinem Staate soll niemand wegen seiner religiösen Meinungen verfolgt oder beunruhiget werden, wenn ihn diese nicht an der Erfüllung seiner Bürgerpflichten hindern, denn ohne Pflichterfüllung hat die Religiösität keinen Werth. Diese Ueberzeugung muß sich nach und nach überall geltend machen, denn sie ist am besten geeignet, dem Fanatismus entgegenzuwirken, der in neuerer Zeit auch in den Kreisen der protestantischen Geistlichkeit Wurzel gefaßt hat. Diesem Geiste bornirter Unduldsamkeit soll in Zukunft dadurch entgegengewirkt werden, daß den Kirchengemeinden das Recht eingeräumt werde, in kirchlichen Dingen auch ein Wort mitzusprechen. Ich werde mich jedes Eingriffs in kirchlichen Dingen enthalten, aber dafür sorgen, daß die protestantische Kirche nicht gehindert werde, sich aus sich selbst zu entwickeln. Mein großer Vorgänger Friedrich der Einzige hat gesagt: in meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden. Dieser Ausspruch hat viel Anstoß erregt; aber er verliert das Anstößige, wenn man ihn so faßt, wie ich thue: im Preußischen Staate kann jeder der Religionsrichtung folgen, von welcher er glaubt, daß sie zur Seligkeit führe. Aber es muß von allen Dächern gepredigt werden, daß ein bloßer historischer oder dogmatischer Glaube, der nicht mit Tugend und Rechtschaffenheit verbunden ist, niemals selig machen kann, weder in diesem noch in jenem Leben.

Die Wahrheit wird euch frei machen, sagt Jesus. Von der Wahrheit oder Falschheit einer Sache, also auch einer Religionsansicht, kann aber nicht die Rede sein ohne freies Denken und Prüfen, deshalb soll in meinem Staate dieses Prüfen nicht bloß gestattet sein, sondern in jeder Beziehung begünstiget werden.

Der König erließ auch eine allgemeine Amnestie und Begnadigung für alle, welche sich politischer Vergehen, aber keiner gemeinen Verbrechen schuldig gemacht. Auch viele andere Gefangene, die wegen leichter Vergehen festgehalten wurden, hatten an dieser Begnadigung Theil. Um aber zu verhindern, daß sich die Verbrecher nicht immerfort aus der zahlreichen Klasse der Armen und Arbeitslosen recrutirten, wurden nicht bloß zweckmäßige Arbeitshäuser, sondern auch eine große Armencolonie angelegt, durch welche der beabsichtigte Zweck erreicht, und die Verbrechen, besonders die Eingriffe in fremdes Eigenthum, welche so häufig durch dringende Noth veranlaßt werden, gar sehr vermindert wurden. —

Es läßt sich denken, daß diese ungewöhnlichen Maßregeln, wodurch der König das Staatsleben in einen gedeihlichen Aufschwung zu bringen suchte, nicht bloß im Inlande, sondern auch im Auslande viel Aufsehen erregten und sehr verschiedene Beurtheilungen erfuhren. Während die Bevölkerung des Bürger- und Bauern-

standes höchlichst erfreut war, und ihren guten König nicht genug loben und preisen konnte, zeigten sich viel verdrießliche Gesichter in der vornehmen Aristokratie und in der Geistlichkeit, weil jene für ihre alten Prärogative, diese für ihren alten Glauben besorgt war. Die auswärtigen Fürsten und ihre Minister wußten aber gar nicht, was sie denken sollten und fanden es ganz unbegreiflich, wie dieser König der absoluten Willkür, auf welche sie selbst ein so großes Gewicht legten, freiwillig entsagen, und seinen Unterthanen Rechte einräumen könne, die als so viele gefährliche Waffen gegen die eigene Regierung gebraucht werden konnten. Das ist ja, sagte man, eine Revolution von Oben: da wird auch die von unten nicht lange auf sich warten lassen, und dieser Philosoph auf dem Throne wird seine Thorheit zu spät bereuen, wenn er die bösen Geister der Demokratie und Demagogie, die er selbst heraufbeschworen, nicht mehr bannen kann. Wohlfeiler Spott wurde aufgeboten, um die Grundsätze des Preußischen Königs in Mißkredit zu bringen und die servile Presse that alles Mögliche, um sie mit ihren gewöhnlichen Sophismen und banalen Phrasen zu widerlegen. Aber das Alles wollte nichts helfen; man konnte die Unterthanen nicht hindern, Vergleichungen anzustellen zwischen diesseits und jenseits und fast überall wurde die Frage laut, warum denn die Regierung des Königs von Preußen nicht zum Muster genommen würde, da doch die herrlichen Erfolge derselben vor Augen lagen. Viel

Herzeleid verursachten die Erlasse des Königs den deutschen Ministern und Diplomaten, die ohne den formalen Schlendrian, Geheimniß und Heimlichkeit gar keine Staatsverwaltung denken konnten und daher abgesagte Feinde aller durchgreifenden Maßregeln, aller Oeffentlichkeit und namentlich der Preßfreiheit waren. Denn alle freisinnigen Zeitungen und Journale wetteiferten nicht allein in der Bekanntmachung, sondern auch im wohlmotivirten Lobe der darin ausgesprochenen Grundsätze des Königs und man konnte doch, da ein mächtiger Monarch eigentlich der Autor dieser politischen Erörterungen war, die Redactoren dieser Blätter nicht zur Verantwortung ziehen. Man tröstete sich indeß mit der Hoffnung, daß das neue Gestirn, welches jetzt über dem politischen Horizonte so glänzend strahlte, nur ein luftiges Meteor sei und bald spurlos verschwinden würde.

So verging ein Jahr nach dem andern, aber die Erfüllung dieser Hoffnung wollte nicht eintreten. Im Gegentheil, eine ganz ungewöhnliche Erstarkung der Volkskraft und eine hohe Blüthe des Wohlstandes und des Nationalglücks machte sich in Preußen bemerkbar. Durch strenges Festhalten an den ergriffenen Maßregeln der Sparsamkeit waren nach zehn Jahren fast alle Schulden getilgt, während sie in den übrigen Ländern von Jahr zu Jahr vermehrt werden mußten. Erst als die Finanznoth die äußerste Höhe erreicht hatte und die Regierungen keinen Ausweg mehr vor sich sahen, der

Geldverlegenheit zu entgehen, griffen sie auch ihrerseits zu den Mitteln, welche sich in Preußen so probat erwiesen hatten, und da diese nicht angewendet werden konnten, ohne eine bessere Staatsverwaltung einzuführen, wurden auch andere Reformen angebahnt. Man war dazu unter andern auch durch den starken Zug von Auswanderungen nach dem Preußischen Musterstaat bewogen. Denn der König hatte in den wenig cultivirten aber fruchtbaren östlichen Provinzen seines Reichs große Landflächen für Einwanderer eröffnet und verständigen Landwirthen, die sich dahin übersiedelten, die nöthige Unterstützung bei der Urbarmachung des Bodens zugesichert. Außerdem suchten auch viele unabhängige Privatpersonen (sg. Particuliers) das preußische Bürgerrecht und machten sich in einem Lande ansässig, wo kein polizeilicher Druck herrschte, sondern politische und kirchliche Freiheit verbürgt war.

Um diesem Zuge nach Preußen, das für ein politisches Eldorado galt, zu begegnen und die Unzufriedenheit ihrer Unterthanen zu beschwichtigen, mußten sich die deutschen Fürsten endlich entschließen, dem König von Preußen nachzuahmen und in dieselbe Reformbahn einzulenken und sie fanden bald, daß sie sich nicht übel dabei befänden und von ihren reactionairen Ministern getäuscht worden wären, welche ihnen jeden zeitgemäßen Fortschritt als einen Schritt zur Revolution vorgestellt hatten.

So hörte nach und nach die Spannung auf,

zwischen dem König von Preußen und den deutschen Fürsten, die sich anfangs durch seine Reformen compromittirt glaubten, aber endlich durch seine Liebenswürdigkeit gewonnen, mit ihm Hand in Hand gingen. Zuerst schlossen sich die kleinern deutschen Fürsten an Preußen, später fanden es aber auch einige der größern gerathen, dessen Freundschaft zu suchen, und es kam so ein Bund zu Stande, der anfangs bloß für einen Freundschaftsbund galt, später aber auch politische Bedeutung gewann, indem somit ein Kern oder ein fester Punkt gewonnen wurde, woran sich die künftige Einheit Deutschlands knüpfen konnte. Mit Beharrlichkeit arbeitete Preußen auf das Zustandekommen eines deutschen Bundesstaates hin, und da der König sich bereit zeigte, so viel von seiner Autonomie aufzuopfern, als zu diesem Zweck nöthig war, so wurden durch sein vielwirkendes Beispiel endlich die Schwierigkeiten überwunden, welche diesem großen Zwecke immer entgegengestanden hatten. Auch ein Reichsgericht, welches die deutsche Nation so lange schmerzlich vermißt hatte, kam zu Stande, und somit erhielten die Deutschen die längst erwünschte Garantie gegen willkürliche Bedrückungen, worüber sich besonders die unter auswärtigen Regierungen stehenden Provinzen zu beklagen hatten. Es konnte nicht fehlen, daß durch diese Reformen das deutsche Volk von dem lethargischen Schlummer erwachte, in den es seit der verunglückten Reformbewegung von 1848 verfallen war; an die

Stelle der bisherigen Dumpfheit und Gleichgültigkeit trat rege Theilnahme an deutschen Angelegenheiten. Ueberall regten sich die Ständeversammlungen und drangen auf Beseitigung der Hemmnisse, die während der langen Reaction ihrer Wirksamkeit entgegengestanden hatten und die Stimmen, welche einer allgemeinen Vertretung der deutschen Nation in einem gemeinsamen Parlament forderten, wurden immer lauter. Man erkannte immer allgemeiner, daß das Heil eines Volkes nur aus ihm selbst kommen könne, und daß Deutschland nur, wenn es einig mit sich selbst ist, und ein starkes Gemeinwesen bildet, die in ihm liegenden ungeheuern Kräfte entwickeln, seine Würde und Selbstständigkeit andern Völkern gegenüber behaupten und alle fremde Einwirkungen auf seine Hausangelegenheiten abwehren könne.

Aber ich will diese Phantasiegebilde, die man vielleicht belächeln wird, nicht weiter ausmalen. Sie sind indeß (diese Hoffnung nehme ich mit ins Grab) mehr als leere Träume, und haben die Wahrscheinlichkeit für sich, daß sie, wenn auch nicht in den einzelnen Theilen, doch im Ganzen Realität gewinnen werden. Wenn Deutschland, dessen Riesenglieder jetzt unterbunden und gelähmt sind, zu einer kräftigen politischen Gesundheit erstarken soll, so muß ein Heiland kommen, auf dessen Ruf es aufstehe und wandle. In dem gegenwärtigen Zustande der Schwäche und Siechheit kann es nicht bleiben. Jedes Volksleben ist ent-

weder im Fortschritt und Aufstreben oder im Rückschritt begriffen, ein absolutes Stillstehen ist nicht möglich, ohne die Folgen desselben Stagnation und Fäulniß der Lebenskräfte und endliche Auflösung. Dazu ist aber die deutsche Nation noch zu kräftig. Wenn es wahr ist, daß der Geist die Welt regiert, so ist der deutsche Geist ganz vorzüglich dazu geschickt, wenn er Gelegenheit findet, die Fesseln abzuwerfen, die er in politischer Beziehung hat tragen müssen. Da es der deutschen Nation gelungen ist, trotz des Widerstandes der stärksten geistlichen und weltlichen Mächte, eine kirchliche Reformation anzubahnen, so wird es ihr auch unter günstigen Umständen, wenn der rechte Führer sich findet, gelingen, in die Bahn einer politischen Reform einzulenken. Soll aber diese Reformbewegung in keine Revolution übergehen, so muß ein mächtiger, ächt patriotischer Fürst die Initiative ergreifen, und es steht demnach für das Gelingen des großen Werks der Widergeburt Deutschlands, wenn ein für allemal die Revolution als Geburtshelferin abgewiesen sein soll, kein anderer Weg offen, als der hier angegebene. Ist es denn so unwahrscheinlich, daß in nächster Zukunft ein Regent aufstehe, der die alten Schäden, woran die deutschen Staaten leiden, erkenne und gründlich zu heilen verstehe? —

Wenn dasjenige Volk, welches von den stärksten moralischen und religiösen Triebfedern bewegt wird und den reinsten Stempel der ächten Humanität an

sich trägt, bestimmt ist, die Leitrolle in der Europäischen Politik zu übernehmen, so hat die deutsche Nation den nächsten Anspruch auf diese Rolle, denn die obigen Prädicate kommen dem germanischen Volksstamme zu, dessen Kern am wenigsten von der modernen Corruption angefressen ist und gar viele gesunde Keimtriebe enthält, die der Entwicklung harren. Es kommt bloß darauf an, die diplomatischen Hindernisse zu beseitigen, welche bis jetzt die Vereinigung der zerstreuten deutschen Kräfte verhindert haben, und dies kann nur durch einen mächtigen Fürsten geschehen, welcher die Bedingungen, worauf die Stärke eines Staats beruht, klar erkennt und denjenigen moralischen Heroismus besitzt, der erforderlich ist, um die Mächte der Selbstsucht, der Zwietracht, der Sonderinteressen und der gegenseitigen Eifersucht zu besiegen. Hoffen wir das Beste von der göttlichen Vorsehung, die schon so oft Deutschland aufgerichtet hat, wenn es am tiefsten gefallen war; unter ihrer Leitung können wir mit Zuversicht hoffen, einer bessern Zukunft entgegen zu gehen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Lebenserfahrungen

und

Lebensanschauungen

im Lichte der Vernunft,

in Beziehung auf die wichtigsten Anliegen unseres inneren und äußeren Lebens in den verschiedenen Gesellschaftskreisen, denen wir eingefügt sind.

Von

August v. Blumroeder.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1858.

Ex

Fünfte Abtheilung.

Religiöse und kirchliche Vereine, namentlich die christliche Kirche, ihre Begründung in der Religion Jesu und in letzter und höchster Instanz durch den reinen Gottesbegriff.

1) Religionsverein im Allgemeinen.

Nun ist noch ein Verein zu erwähnen, der den bisher genannten die Weihe zu geben und gleichsam die Krone aufzusetzen bestimmt scheint, und wenn er rechter Art ist, stärker als alle andern den Menschen zum Fortschritt auf der Bahn, welche die sittliche Vollkommenheit zum Ziele hat, anzuregen geeignet ist. Dies ist der Religionsverein, welcher Begriff indeß, wenn er sich realisirt, nach den verschiedenen Standpunkten der Völker auf der Staffel der Kultur in eine Vielheit mit gar mannigfachen Modificationen zerfällt.

So wie die Staatsvereine ihren Ursprung auf ein sociales Bedürfniß zurückführen können, so gehen die religiösen Vereine aus einem geistig-moralischen Bedürfnisse hervor, denn sie sind die Vereinigung derer, die sich zu einer und derselben Religion und zu einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung bekennen, wodurch der Mensch seine Abhängigkeit von einem oder mehrern

höhern Wesen anerkennt und sich die Gunst und den Beistand derselben zu verschaffen sucht.

Sobald der Mensch so weit in seiner Bildung fortgeschritten ist, daß er über seinen Standpunkt im Erdenleben nachdenken kann, muß er finden, daß derselbe ein sehr unsicherer, tausend Wechseln und Anfällen ausgesetzter ist. Selbst wenn er dem Glücke, wie man sagt, im Schooße sitzt, findet sich nirgends in der sichtbaren Welt eine feste Gewähr für die Dauer desselben. Ein Gewittersturm von finstern Schicksalsmächten zusammengetrieben, erhebt sich, und die Stützen brechen, worauf sein Wohlsein sich gründete. Auch der Mächtigste der Sterblichen ist einer höhern Macht, der Macht der Natur unterworfen, und der höhnende Dämon der Vergänglichkeit bringt oft mit einem einzigen Hauche die ganze Schauausstellung menschlicher Herrlichkeit, wie ein Kartenhaus, zum Umsturz.

Ach, der Boden ist hohl, worauf der Sterbliche steht; in jedem Augenblicke kann er zusammenbrechen und ihn begraben. Diese Katastrophe, erfolgt sie auch nicht heute oder morgen, endlich kommt sie gewiß für den König und Bettler, für den Weisen und Thoren, und kein Ausweg ist möglich, sie zu umgehen.

Aus diesen und ähnlichen Betrachtungen erwächst das Bedürfniß der Religion, d. i. einer gewissen idealen Verbindung mit höhern Wesen, welche die Macht und den Willen haben, der menschlichen Hülfsbedürftigkeit gleichsam unter die Arme zu greifen und

dem schwachen Sterblichen ihren Schutz unter gewissen Bedingungen angedeihen zu lassen. Ich sage: der Glaube an höhere Wesen entsteht, denn die Idee des einen höchsten vollkommensten Wesens, welches die ganze Welt mit seinen schöpferischen Ideen erfüllt und überall Leben und Freude hervorruft, liegt dem sinnlichen Menschen zu fern, als daß er sie sogleich auf den ersten Stufen seiner Bildung ergreifen sollte und so dürfen wir uns um so weniger wundern, daß die erste Religionsform eine polytheistische ist, da wir auch noch in diesen Tagen ein Surrogat dieser Vielgötterei in der Heiligenverehrung der katholischen Kirche finden. Die erwachte Vernunft treibt zwar den Menschen zur Anerkennung höherer geistiger Kräfte, aber die Einbildungskraft, welche das rein Geistige nicht fassen kann, bekleidet dasselbe mit sinnlichen Hüllen. Am nächsten lag dem sinnlichen Menschen, der die Gegenstände seiner Verehrung sehen und wo möglich mit Händen greifen will, die Personification der Himmelserscheinungen, der Sonne, des Mondes und der Sterne, so wie der Naturkräfte, der furchtbaren und zerstörenden sowohl, als der wohlthätigen und belebenden. So entstanden in dem Bilderkreis seiner Phantasie Göttergestalten mit mannigfaltigen oft entgegengesetzten Attributen, zu deren Verehrung er theils von der Furcht, theils von der Dankbarkeit und Hoffnung getrieben wurde.

Aber die Idee des Unbedingten und Unbeschränkten,

welche in der menschlichen Vernunft liegt, machte sich auch schon in den heidnischen Religionen geltend, denn in manchen derselben ist von einer höhern, auch über ihre Götter waltende Macht die Rede, die aber, weil man sich keine Vorstellung davon machen konnte, ins Dunkel zurücktrat und vor der größern Anschaulichkeit der niedern Götter vor den Augen des großen Haufes verschwand. Ich erinnere nur, zum Beweis für das Gesagte, an den Brahm oder Atma der Indier, welcher, als er schaffen wollte, das unendliche Wort Oum aussprach; an das geheimnißvolle Wesen Zeruane Akérene der Parsen, welches die Welt durch das Schöpfungswort Hom entstehen ließ und an den Allfadur unserer altgermanischen Vorfahren. Auch das über die Götter waltende Schicksal oder Verhängniß (εἱμαρμένη) der Griechen kann hierher gerechnet werden.

Da der Polytheismus mehrere Jahrtausende in der Menschenwelt herrschend war und zum Theil noch ist, so muß er wohl auch in dem Erziehungsplane, den Gott mit seinen Menschenkindern befolgt, gelegen haben. Die jüdischen und christlichen Zeloten, die, wenn sie mit ihm in Berührung kamen, so grausam mit dem Schwerte gegen denselben wütheten, hätten bedenken sollen, daß in den Augen Gottes die Verehrung von Götterbildern vielleicht dasselbe sein kann, was in den Augen eines verständigen Vaters das Spiel seiner Kinder mit Puppen und Bilderbüchern ist.

Diese Andeutungen mögen genügen, denn ich will

nicht von den verschiedenen in der Menschenwelt verbreiteten Religionsformen und religiösen Vereinen im Einzelnen sprechen, sondern ich beschränke mich auf das Christenthum und den aus demselben hervorgegangenen Verein, welcher unter dem Namen der christlichen Kirche bekannt ist, da diese ja bereits eine so große Ausbreitung gewonnen hat, daß sie fast in allen Theilen der bekannten Erde Anhänger aufweisen kann, obgleich sie bei weiten das noch nicht ist, was sie sein sollte.

Sie hat sich gar vieler Verirrungen schuldig gemacht und ist immer noch nicht ganz von ihren Irrwegen zurückgekommen. Es gab eine Zeit, wo ihre fanatischen Priester im Namen derjenigen Religion, welche Gott als einen liebenden Vater der Menschen darstellt und Gottes- und Menschenliebe zu ihrem ersten Gebote macht, die Menschen, die sich Christen nannten, wie wilde Bestien aneinander hetzten, um sich gegenseitig zu zerreißen, und im Laufe der Zeiten sind Millionen von Schlachtopfern dieser Verfolgungswuth gefallen, bloß weil ihr Glaube nicht in die Form paßte, welche von der beschränkten gedankenlosen Pfaffenzunft als die alleingültige aufgestellt war, ohne zu bedenken, daß der Glaube etwas ist, was gar nicht in der Gewalt des Menschen steht, sondern durch seine Erziehung und den Grad seiner Bildung nothwendig bestimmt ist. Leider hat sich bis auf diesen Tag eine solche Glaubensschablone in der Kirche erhalten, und wenn auch keine barbarischen

Ketzergerichte gehalten werden, so hat der blindgläubige Klerus doch andere Mittel diejenigen zu plagen, deren Glaube nicht in das aufgestellte Normalmaß sich fügen will, so daß wir noch immer mit dem alten Dichter ausrufen können: Tantum relligio potuit suadere malorum.

Alle guten Gaben Gottes sind von den thörichten Menschen gemißbraucht worden, viele nützliche Einrichtungen wurden im Verlauf der Zeit in eine, ihrem Zwecke nicht entsprechende Richtung geleitet, aber man kann dreist behaupten, daß nichts je sehr gemißbraucht worden ist, als die Religion, und daß kein Institut zu Zeiten mit seinem Zweck so stark in Widerspruch getreten ist, als die christliche Kirche. Der Grund von dieser Erfahrung ist darin zu finden, daß so viel falsche Vorstellungen von dem ewigen Urquell der Religion und ganz verkehrte Begriffe von der christlichen Kirche verbreitet sind. Man denkt sich gewöhnlich unter dem Namen Kirche eine Vorrathskammer göttlicher Gnadengeschenke oder ein Weihgefäß, worin die Mittel zur Seligkeit verwahrt liegen und von den Priestern an die Gläubigen unter gewissen Bedingungen vertheilt werden können. Somit verliert die Kirche ihren moralischen Boden, denn diese Bedingungen sind nicht etwa eine radicale Besserung und Wiedergeburt des sündigen Menschen, sondern nur Glaube, blinder Glaube an die Wirksamkeit dieser Gnadengaben und an die Macht der Priester, sie an die Heilsbedürftigen abzulassen oder

zu versagen. Du magst ein Muster der Jugend, ein Menschenfreund im wahren Sinne des Wortes sein, wenn Du den rechten Glauben nicht hast, bist Du nach der Versicherung der alten Kirche ein Ketzer, und Ketzer müssen verfolgt und wo möglich ausgerottet werden, denn sie sind Teufelskinder. In dieser irrigen und ganz absurden Vorstellung liegt die Quelle des Uebels, der immer noch fortwirkende Grund der vielen empörenden Verfolgungen, deren sich die Kirche im Laufe der Zeiten schuldig gemacht hat und noch macht.

Wer also wünscht, daß es in dieser Beziehung besser werden soll, muß damit anfangen, richtige Begriffe von dem Wesen der christlichen Kirche zu verbreiten und um den richtigen Begriff bei seiner Wurzel zu erfassen, müssen wir auf den Stifter der christlichen Kirche, Jesum Christum, zurückgehen.

---

2) Ursprung der christlichen Kirche.

Wer sich nicht absichtlich gegen die Wahrheit verblendet, wird zugeben, daß die christliche Religion die vollkommenste von allen existiren Religionen ist. Aber sie ging aus dem Judenthum hervor und erinnert in vieler Beziehung an diesen Ursprung. Das liegt in der Natur der Sache. Nehmen wir an, daß dem erhabenen Stifter des Christenthums das Ideal einer vollkommenen Religion vorgeschwebt habe, so entstand

die Frage: wie kann dieses Ideal realisirt werden, wie kann diese vollkommene Religion unter unvollkommenen Menschen, die an überlieferten Vorurtheilen hangen, zur Erscheinung kommen? Keine neue Vorstellung kann im menschlichen Geiste Eingang gewinnen, wenn sie sich nicht an die alten anreiht und durch diese Verbindung ihr Verständniß vermittelt wird. Demnach müssen sich auch neue religiöse Ideen an die vorgefundenen alten anknüpfen, wenn sie Aufnahme finden sollen, es wird folglich ein Vortrag nöthig sein, wodurch diese Anknüpfung bewirkt und ein Uebergang gewonnen wird von dem Bekannten zum Unbekannten. Zuweilen muß selbst das Vorurtheil und der Irrthum geschont werden, bis die Entwicklung der religiösen Ideen so weit gediehen ist, daß diese Ueberlieferungen ohne Gefahr beseitigt werden können.

Wenden wir nun diese Betrachtungen auf das neu-entstandene Christenthum an, in welchem wir die reine Religion zu haben glauben, so werden wir uns nicht wundern, wenn darin Elemente vorkommen, die an das Judenthum erinnern. Es sind das Einführungs- und Uebergangslehren, welche für uns keine Wichtigkeit mehr haben, aber zur Begründung des Christenthums nothwendig waren, und Jesus bewies eben dadurch seine Lehrweisheit, wenn er in den herrschenden Vorstellungen und Vorurtheilen Anknüpfpunkte für seine neue Lehre suchte. Eine zu seinem hohen Zweck vorzüglich dienliche Vorstellung fand er in der bei den

Juden sehr phantastisch ausgebildeten Messiasidee, die er indeß von ihrer verunstaltenden Hülle zu entkleiden und zu vergeistigen suchte.

Diese Idee entsprang aus dem allgemeinen Verlangen der Menschen nach besseren Zuständen als die Gegenwart bietet. Zur Zeit von Christi Geburt, und schon einige Jahrhunderte vorher, waren die politischen Zustände in dem großen Römer- und Perserreiche so unerfreulich, daß die Menschen, um sich über die drückende Gegenwart zu trösten, ihre Blicke auf eine bessere Zukunft richteten und von ihr einen siegreichen Retter und Befreier von dem lastenden Drucke der Gegenwart zuversichtlich erwarteten.

„Seitdem durch Alexanders Feldzüge, sagt Herder — und die nächsten politischen Folgen derselben, die Ruhe der Welt zerstört worden war, und alle Völker nach einem Befreier verlangten, ging besonders von den persischen Magiern der Wunsch nach der Wiederherstellung alter besserer Zeiten der verlorenen Weltherrlichkeit und Glückseligkeit aus. — Juden, Aegypter, Griechen, Asiaten theilten denselben; Jedes gedrückte Volk wünschte Befreiung, und zuletzt, — denn unvermerkt ballen sich Hoffnungen und Wünsche, — hoffte Alles auf einen großen König. Neue Zeiten sollten unter ihm beginnen, ein neuer großer Weltlauf. Das verkündigten Propheten und Sybillen, Babylonier und Chaldäer, Magier und Sterndeuter. Mit der Frage: „wo ist der neugeborene König? wir haben seinen

Stern gesehen," traten Magier in Jerusalem auf, und Virgil singt in seinem Pollio aus ähnlichen Gerüchten, Hoffnungen, Sagen u. s. w." *)

Solche Erwartungen, nebst darauf gebauten Berechnungen finden sich bei fast allen alten Völkern. Die Aegypter setzten den gehofften glücklichen Zustand an das Ende eines Zeitraums von 3000 Jahren, weil nach ihren Berechnungen so viel erforderlich waren, um den Kreislauf der Seelenwanderungen zu vollenden. — Nach der Theologie der Parsen waren 3000 Jahre bestimmt für die alleinige Regierung des guten Princips (Ormuzd) und eben so viel für die Doppelherrschaft des Guten und Bösen. Ferner 3000 Jahre waren dem verderblichen Uebergewicht des Bösen (Ahriman) und die letzten 3000 Jahre dieser mythischen Dodekade dem nach langem Streite endlich zu erringenden Siege des Guten angewiesen. Ein Weltende, ein Welterlöser (Sosiosch) eine Auferstehung der Todten, ein jüngstes Gericht, ein ewiges Wonneleben stehen als Schlußsatz, aber reizende Bilder am Ende der 12,000jährigen Periode.

Die Juden, welche während ihres Exils sich viele Idee und Symbole der assyrischen und persischen My-

*) Magnus ab integro nascitur ordo,
Jam redit Virgo, redeunt Saturnia regna
Jam nova progenies coelo demittitur alto,
so spricht Virgil Ecl. IV. von der kommenden glücklichen Zeit.

theologie aneigneten, machten sich ähnliche Vorstellungen von einer endlichen Wiedergeburt und Wiederherstellung der Dinge in ihren ursprünglichen Zustand. Aber ihre Messiashoffnungen waren noch älter und sie scheinen die persischen Bilder besonders zur Ausmalung und Ausschmückung des idealen Messiasreichs benutzt zu haben.

Schon Moses, oder vielmehr die Verfasser der mosaischen Bücher hatten verkündiget, daß Gott zur gehörigen Zeit einen Propheten oder auch einen zweiten Moses erwecken werde, und seit David als König und Prophet das jüdische Volk regiert und belehrt hatte, wurde dieser das Vorbild des künftigen Heilbringers, und da David aus dem Stamme Juda war, so sollte aus diesem auch der erwartete Heiland (Messias) kommen. Aber Zeiten großer Noth und Drangsale mußten vorhergehen, bevor das Volk Gottes zu diesem herrlichen Ziele gelangen konnte.

Wie sich die Messiashoffnungen zur Zeit der Erscheinung Jesu im Volksglauben der Juden gestaltet hatten, darüber giebt uns das neue Testament hinlängliche Kunde. Hiernach theilten die Juden die ganze Weltzeit in zwei große Perioden, nämlich in die gegenwärtige Zeit (αἰὼν οὗτος) und die zukünftige (αἰὼν ἐρχόμενος, αἰὼν μέλλων). Jene endet mit der Erscheinung des Messias (παρουσία ἐρχομένου) mit welcher die zweite, in die Ewigkeit hineinreichende Periode anhebt. Als Zeichen der nahenden Erscheinung des Messias-

reiches betrachtet man eine böse verhängnißvolle Zeit, geschildert in derselben Weise, wie im Zend-Avesta, in welcher Ahriman herrscht, bevor der Retter Sosiosch erscheint. Diese böse Zeit repräsentirt sich auch bei den Juden in einer besonderen Persönlichkeit unter dem Namen des Antichrists d. h. des Widerspiels des Messias. Um das Volk von Sünden zu reinigen und es auf den kommenden Messias vorzubereiten, erwartete man, werde Elias vor ihm hergehen.

Als Amtsverrichtungen des Messias bezeichnete man die Befreiung der Juden und die Wiederherstellung ihres Reiches, Verbesserung der Religion, Reinigung der Sitten und Versöhnung der bisherigen Sünden. Matth. 1, 21. Dann wird er, so glaubte man weiter, die Todten auferwecken, und zwar zunächst die Israeliten, und nachdem Satan und seine Engel auf 1000 Jahre in die Hölle verschlossen werden, werde er endlich das Reich Gottes, das Messiasreich stiften, an welchem aber nur die Frommen (die Israeliten) Theil haben.

Sobald als Jesus, der göttliche Menschenfreund, in welchem das Gottesbewußtsein zu einer Energie gesteigert war, wie in keinem andern Sterblichen, in das öffentliche Leben eintrat, faßte er den Plan, eine geistig-religiöse Regeneration unter seinen Landsleuten zu bewirken. Aber wohl wissend, daß ein Lehrer unter einem verderbenen Volke durch bloßes Ermahnen und Predigen nicht viel ausrichte, sah er sich nach einer Idee um, wodurch eine geistige Aufregung und

Begeisterung erweckt werden könnte, um somit seiner Lehre den Zugang zu eröffnen zu den Gemüthern der nur für Wunder empfänglichen Juden, über deren Halsstarrigkeit die alten Propheten so häufig klagen. Da nun damals die eben erwähnte Messiasidee ihre höchste Ausbildung erreicht hatte, beschloß Jesus, dieselbe zu benutzen. Es war ihm einleuchtend, daß, wenn er als Messias, als Christus oder Sohn Gottes auftrete, es einen ganz andern Eindruck machen würde, als wenn er bloß als jüdischer Rabbi im Lande predigend herumzöge. Sagte ihm doch sein Bewußtsein, daß er vollkommen befähiget sei, der erwartete Retter zu werden, wenn auch zuvörderst bloß der Seelenretter und Befreier der Menschen von dem Sklavenjoche der Sünde. Er ergriff also mit seltener Genialität, diese, den Juden so bekannte Idee, suchte sie aber zu vergeistigen und von dem politischen Felde in das der Moral und Religion zu ziehen. Er begann damit, um sich einen kleinen Kreis frommer Anhänger zu bilden, welcher als Kern und Muster dienen konnte für den großen Verein, den er das Reich Gottes nannte, in welchem alle Menschen, die ihn für den Messias anerkennen würden, durch Liebe verbunden sein sollten. Für die Absicht Jesu einer allmähligen Gründung und Bildung seines messianischen Reichs, spricht auch die Vergleichung desselben mit einem Senfkorn und einem Sauerteige. Wenn schon daraus hervorzugehen scheint, daß Jesus an keine politische Revo-

lution dachte, oder auf Wunder hoffte, durch deren Vermittlung sein Reich gleich fix und fertig wie aus einem Guß gleichsam vom Himmel fallen würde, so lassen sich überdieß aus der evangelischen Geschichte Data genug anführen, durch welche die Absicht Jesu, den Messiasbegriff von dem jüdisch-politischen auf den moralisch-religiösen Boden zu ziehen und ein ethisches Reich aus der Zahl seiner stets sich vermehrenden Anhänger und Nachfolger zu bilden, deutlich hervorgeht.

„Das Christenthum, sagt Schwarz in seiner Geschichte der neusten Theologie, trat nicht sogleich in fertiger Vollendung auf, als ein schlechthin von der Vergangenheit Abgelöstes, sondern in einer Menge von unreinen Gestalten, in denen die alte Weltanschauung noch fortwirkte, noch rang mit dem neuen Geiste; das Heidenthum und das Judenthum spiegelt sich in demselben noch ab; setzt sich fest in einer Reihe von Vorstellungen und tritt als christianisirtes Heidenthum und Judenthum im Katholicismus in compacter Gestalt auf. Und darin zeigt sich gerade die Tiefe des christlichen Princips, daß es sein eignes Wesen und Wollen nur schwer und langsam, nur durch eine Entwicklung von Jahrtausenden herausringt. Das Christenthum ist zuerst ein neuer Lebenskeim, in die Tiefe des religiösen Selbstbewußtseins hineingesenkt; hier und nur hier ist das Princip der Immanenz rein und völlig, während es in der objectiven Vorstellung von Gott und Welt noch keineswegs zur Klarheit kommt."

Die paulinische Lehre vom Geist, von der Liebe, von der Einheit der Gläubigen mit Christo und durch ihn mit Gott, gehören alle diese Gedanken nicht zum Kern des Christenthums, zum innersten Leben der Religion? Geben nicht die Gleichnisse vom Himmelreich (vom Senfkorn, vom Sauerteig ꝛc.) gerade darauf aus, die weltdurchdringende Kraft des Christenthums, das allmählig wachsende Eindringen des göttlichen Lebens im Diesseits klar zu machen. Ist denn nicht das πνεῦμα ἅγιον dasjenige Princip, welches alle Kräfte des Menschen mit seinen Charismaten durchdringt, alle Individualitäten anerkennt und heiligt und eine Gemeinschaft gründet, in welcher jeder Einzelne dem Ganzen gliedlich angehört und vom Geist des Ganzen erfüllt wird."

Nach dieser Anschauung war also das Christenthum nicht ein von vornherein vollkommenes himmlisches Product, vielmehr ist es ein sich allmählig entwickelndes. Der Boden, auf welchem es entstand, war das Judenthum. Das jüdische Element war die Schranke, welche das Urchristenthum erst nach langen Kämpfen durchbrechen konnte. Das erste Christenthum war demnach Judenchristenthum, der erste Glaubensinhalt kein anderer, als daß Jesus der Messias, der Sohn Gottes, daß er die Erfüllung der Weissagungen sei. So war das Christenthum ein vergeistigtes Judenthum, noch nicht ein neues Lebensprincip, bestimmt die ganze Geisterwelt zu erfüllen.

Nirgends findet sich eine Spur, daß Jesus politische Parteien zu machen gesucht habe. Vielmehr hat er sich nach Joh. 6, 15. dem aufgeregten Volke, das ihm zum König machen wollte, entzogen, hat nach Luc. 17, 20. erklärt, das Messiasreich komme nicht mit äußern Geberden (μετα παρατηρησεως), sondern sei im Innern des Menschen zu suchen, und als seine Jünger nach Matth. 18, f. ihn mit der Frage antraten, wer der Größte in diesem Reiche sein würde, stellte er ein Kind in ihre Mitte, mit der Bemerkung: nur wenn sie umkehrten und würden wie die Kinder, könnten sie hoffen Mitglieder des Messiasreiches zu werden.

Dagegen machen die Feinde des Christenthums geltend, daß unter den, von den Evangelisten berichteten, Reden und Handlungen manche befindlich seien, welche auf politische Tendenzen schließen ließen. Unter den Reden Jesu wird besonders eine zu diesem Zwecke hervorgehoben. Nach Matth. 19, 28. verheißt er auf die Anfrage des Petrus, was ihnen, die um seinetwillen Alles verlassen, dafür werden würde? seinen Jüngern, daß sie in der Wiedergeburt (παλιγγενεσια) der neuen Weltgestaltung, wenn des Menschensohn seinen herrlichen Thron bestiegen haben werde, selbst auf 12 Stühlen sitzen und die 12 Stämme Israels richten würden.

Unter den Handlungen Jesu beruft man sich für die Behauptung eines politischen Plans, besonders

auf seinen letzten Einzug in Jerusalem und den ihn begleiteten Vorgängen, namentlich das gewaltsame Verfahren, daß er sich im Tempel erlaubte.

Wie diese scheinbar entgegengesetzten Ansichten zu vereinigen sind, mögen die Theologen entscheiden. David Strauß in seinem Leben Jesu sagt in dieser Beziehung:

„Ein καθίζεσθαι ἐπὶ θρόνους (ein Sitzen auf Thronen) für sich und seine Jünger konnte Jesus verheißen, ohne durch eine politische Revolution sich dieser Thronwürde bemächtigen zu wollen, wenn er auf eine von Gott zu bewirkende Revolution wartete, welche den erforderlichen Umschwung der Dinge herbeiführen sollte. Dies liegt schon darin, daß Jesus jenes richterliche Auftreten seiner Jünger in die παλιγγενεσία versetzt, denn diese ist eben so wenig eine politische Umwälzung als eine sittliche Wiedergeburt, sondern es ist die Auferstehung der Todten, welche Gott durch den Messias bewirken und damit die messianische Zeit eröffnen wird. Allerdings erwartete Jesus den Thron Davids wiederherzustellen und mit seinen Jüngern ein befreites Volk zu beherrschen, aber keineswegs setzte er dabei auf das Schwert menschlicher Anhänger seine Hoffnung, sondern auf die Engellegionen, welche sein himmlischer Vater ihm senden könne. (Matth. 26, 52. 53. Wo immer er von dem Antritt seiner messianischen Herrlichkeit spricht, sind es Engel und himmlische Mächte, mit welchen er sich umgiebt. Matth. 16, 27 — 24,

30 f. — 25, 31. Vor der Majestät des in den Wolken des Himmels kommenden Menschensohnes, werden sich die Völker ohne Schwertstreich beugen, und auf den Ruf der Engelsposaunen sich so mit den auferstandenen Todten ihm und seinen Zwölfen zu Gericht stellen. Dies Alles wollte Jesus nicht eigenwillig herbeiführen, sondern überließ es dem himmlischen Vater, der allein die rechte Zeit für diese Katastrophe wisse (Marc. 13, 32.) ihm gleichsam das Signal zu geben, und wurde auch dadurch nicht irre gemacht, daß ihn das Ende ereilte, ehe ein solches erfolgt war. „Wer diese Ansicht von dem Hintergrunde des messianischen Planes, Jesu bloß deswegen scheut, weil er durch dieselbe Jesum zum Schwärmer zu machen glaubt, der bedenke, daß genau diese Hoffnungen den langegehegten Messiasbegriffen der Juden entsprachen, und wie leicht auf den supernaturalistischen Boden jener Zeit und in dem abgeschlossenen Kreise der jüdischen Nation eine für sich abenteuerliche Vorstellung, wenn sie nur Nationalvorstellung war, und sonst wahre und großartige Seiten hat, auch einen besonnenen Mann in sich hineinziehen kann." Uns muß genügen, daß Jesus in moralischer und religiöser Beziehung unfehlbar war.

Man sieht also: politisch oder auch nur weltlich war die messianische Hoffnung Jesu gar nicht, sofern, was er hoffte, übernatürlich herbeigeführt werden und auf überweltlichen Boden, (der erneuten Erde)

spielen sollte; aber eben so wenig reingeistig im modernen Sinne, sofern auf bedeutende und eigenthümliche Veränderungen in äußern Zuständen dabei gerechnet war, sondern seine Ansicht war die nationale, theokratische, durch das Eigenthümliche seiner sittlich-religiösen Weltansicht vergeistigt und veredelt."

Wenn Jesus von Nationaltraditionen ausging, auf Wunder hoffte und sich fast ganz auf einen supernaturalistischen Standpunkt stellte, so dürfen wir uns nicht wundern, er folgte nur dem gewohnten Ideengange seiner Zeitgenossen. Denn auch der größte Genius kann sich dem Einflusse des Ideenkreises, in welchem er sich von Jugend auf bewegte, nicht entziehen. Für uns ist bloß das wichtig, daß Jesus das Messiasreich vergeistigte und auf sittlich-religiösen Boden zog. Paulus hat es auf diesem Boden festgehalten und durch Stiftung vieler christlichen Gemeinden, woraus später eine christliche Kirche wurde, den Grund gelegt, worauf das Reich Jesu, nach Abzug aller wunderbaren Zuthaten, errichtet werden konnte.

Uebrigens muß, bevor wir die Frage zu beantworten wagen können, ob Jesus sich in mancher Beziehung geirrt habe, zuvor ausgemacht werden, ob wir in den Reden Jesu, wie sie von den Evangelisten angeführt worden, eine authentische wortgetreue Relation vor uns haben oder nicht. Da die evangelischen Schriften viele Jahre nach Jesus Tode in der Form, wie wir sie jetzt haben, abgefaßt worden sind, so bleibt die

Möglichkeit, daß die Tradition gar manches eingemischt habe, was mehr in der Vorstellung und den Nationalvorurtheilen des Referenten, als in der strengen Wahrheit begründet war.

Diese Frage erneuert sich mit besonderm Nachdruck bei den prophetischen Reden Jesu, über seine bevorstehende nahe Wiederkunft (Parusie).

Den evangelischen Nachrichten zufolge (Matth. 24 u. 25, Marc. 13, Luc. 17, 22—37.) hat Jesus vorher verkündigt, daß er mitten in der, durch die Zerstörung Jerusalems herbeigeführten Drangsalzeit, in den Wolken des Himmels kommen werde, um die gegenwärtige Weltperiode abzuschließen und durch ein allgemeines Gericht die künftige zu beginnen, ja, er versichert, daß die gegenwärtige Generation diese, seine sichtbare Widerkunft noch erleben werde. Da nun die Zeitgenossen Jesu schon vor fast 1800 Jahren ausgestorben sind und die sichtbare Wiederkunft Jesu noch immer nicht eingetreten ist, so scheint die Vorherverkündigung Jesu eine irrige gewesen zu sein. Die Ausflucht, wodurch man auf dem orthodoxen Standpunkte dieser Consequenz auszuweichen sucht, indem man annimmt, daß diese Weissagung auf zwei verschiedene Begebenheiten, die Zerstörung von Jerusalem und das Ende der Welt sich beziehe, wird abgeschnitten durch die Partikel bald (εὐθέως), wodurch Matthäus (V. 29) beide Begebenheiten verbindet.

Wenn sich indeß auch Jesus geirrt hätte, so darf

uns das nicht befremden, denn er sprach nur das aus, was nach jüdischen Ansichten in dem Begriff von der Würde des Messias lag, die Erwartung nämlich, daß dieser irgend einmal in den Wolken des Himmels erscheinen würde, um die Todten zu erwecken, Gericht zu halten und ein ewiges Reich zu begründen. Dachte sich nun dieß Jesus Anfangs, wie es nach Matth. 10, 23 scheinen könnte, wo er noch ehe seine Boten in allen Städten Israels herum wären, als Menschensohn, d. i. als Messias zu kommen verspricht, als eine Verherrlichung, welche noch im Verlaufe seines Lebens eintreten würde, so war eben damit die Bestimmung, daß auch seine Zeitgenossen dies Ereigniß noch erleben würden, mit gesetzt und wurde auch dadurch nicht nothwendig aufgehoben, wenn Jesus späterhin, als ihm der Tod gewiß geworden war, seine messianische Parusie als ein durch den Tod vermitteltes Wiederkommen betrachtete.

Will man dies nicht zugeben, so muß man sich an die Referenten halten und annehmen, daß bei ihrem Berichte die herrschenden Zeitvorstellungen nicht ohne Einfluß geblieben wären.

Hase, dieser eben so gründliche als freisinnige Theolog, äußert sich über diesen kritischen Punkt in einem Aufsatze*) über das tausendjährige Reich also:

Diese Vorstellungen waren, daß nach entsetzlichen

*) S. Protestantische Kirchenzeitung Nr. 14. 1837.

Strafgerichten Gottes und nach schweren Kämpfen mit dem Antichrist, Christus auf den Wolken des Himmels wiederkomme, den Satan in den Abgrund bannen, und mit den lebenden Gläubigen und den auferstandenen Frommen tausend Jahre herrschen werde. Dann werde der Satan mit seinen Mächten noch einmal losgelassen und auf kurze Zeit wüthen, worauf die allgemeine Auferstehung und mit dem Weltgericht die Entscheidung auf ewig erfolge. Diese Erwartung tritt mannigfach gestaltet in den Denkmalen der apostolischen Kirche, am reichsten in der Offenbarung Johannes [illegible]. Sie erhielten erst ihren brennenden Inhalt, [illegible] sie noch in der gegenwärtigen Generation sich erfüllen würden. Paulus hoffte mit andern Gläubigen noch die Ankunft des Herrn zu erleben. Die Offenbarung Johannes ist voll von dem Gefühle dieser Nähe, sie hebt an mit der Verkündigung dessen, was bald geschehen muß, und schließt mit der Verheißung des Herrn: „ich komme bald! — Die ihn durchstochen haben, werden ihn noch sehen auf den Wolken kommen." Auch diese Erwartung konnte sich auf das eigene Wort des Herrn berufen, denn nach der Weissagung Christi sollten alsbald nach der Zerstörung Jerusalems die Zeichen hereinbrechen, die der Wiederkunft des Menschensohnes unmittelbar vorausgehen; die gegenwärtige Generation wird nicht untergehen, bis sich Alles erfüllt hat, und gegen die Ausflucht, nur die Nation sei damit gemeint, entscheidet das Wort: „wahrlich ich sage euch,

es stehen etliche hier, die den Tod nicht schmecken werden bis daß sie des Menschensohn kommen sehen in sein Reich. Matth. 24, 29; 16, 28.

Nach dieser Verheißung hat die apostolische Kirche geträumt und gehofft und sie hat vergeblich gehofft, die unleugbare Thatsache von achtzehn Jahrhunderten ist jetzt jenen Hoffnungen entgegengetreten, die Sterne sind nicht vom Himmel gefallen, es ist kein Antichrist und kein Christus auf den Wolken erschienen. Als die Jahre vergingen und man sich in diesen Hoffnungen getäuscht sah, wurden Fragen und Zweifel laut. Doch blieb der chiliastische Glaube in den drei ersten Jahrhunderten der Kirche der herrschende u. s. w.

Es ist kein Ausweg, so schließt Hase seinen lehrreichen Aufsatz aus diesem für die Orthodoxie gleich anstößigen Dilemma, entweder oder. Wir müssen entweder annehmen, daß sich Jesus sehr getäuscht habe, indem er seine nahe Wiederkunft mit solcher Zuversicht aussprach und dieselbe gleichsam dramatisch in Scene setzte, oder daß die Evangelisten sagenhafte Berichte aufgenommen, welche leicht entstehen konnten, wenn schon seine Zuhörer seine Gleichniß- und Bildersprache oft falsch verstanden und das Bild für ein Factum nahmen. Nun muß zwar zugestanden werden, daß Jesus wenigstens zu Anfang seines Auftretens manche Zeitvorstellungen seines Volkes aufgenommen habe, aber daß er so bestimmt die Zeit seines Wiederkommens angegeben haben sollte, ist nicht anzunehmen. Wollen

wir also dem hohen Ernst, der Besonnenheit und Wahrheitsliebe Jesu nicht zu nahe treten, so müssen wir uns auf die zweite Seite der Alternative hinneigen und die Täuschung oder den Irrthum den Referenten zur Last legen, um so mehr, da diese sich auch in andern Berichten große Blößen geben und einander häufig widersprechen. —

Ich trage kein Bedenken dieser Ansicht beizutreten, schon deswegen, weil der Ausspruch Jesu, daß das Reich Gottes nicht mit äußern Geberden oder auffallenden äußeren Erscheinungen komme, sich nicht reimen will mit dem Kommen auf den Wolken unter Begleitung von Engelschaaren und andern ergreifenden Wundererscheinungen. Ist aber die erhabene Idee Jesu von einem Gottesreiche auch nicht durch Wunder realisirt worden, so hat sie doch ihre theilweise Verwirklichung in der christlichen Kirche gefunden, denn diese ist aus dieser Idee hervorgegangen. In der That bildete die apostolische Kirche einen Verein im Kleinen, welcher dem großen, den sich Jesus unter dem Reiche Gottes dachte, ziemlich nahe kam; denn die Mitglieder dieser Kirche waren durch den Glauben an ihr Oberhaupt Jesum Christum und durch das Band gegenseitiger Liebe und Achtung eng mit einander verbunden, und wäre die Kirche auf diesem Wege fortgeschritten, so würden wir jetzt der Verwirklichung jener Idee näher stehen als dermalen der Fall ist. Aber mit ihrer Ausbreitung war auch ihre Entartung ver-

bunden; die Kirche gewann an äußern Glanz, aber der Geist ihres Stifters trat immer mehr in den Hintergrund, und schien zuletzt ganz aus derselben zu verschwinden.

---

3) Die apostolische Kirche.

Jesus faßte seinen messianischen Beruf, wie wir gesehen haben, als einen wahrhaft menschlich befreienden und beseligenden, indem er das messianische Reich weder als politisches Weltreich noch als jenseitiges Himmelreich, sondern als ein moralisches Reich Gottes auf Erden, in welchem die Gleichberechtigung, die Wahrheit, die Güte, die Bruderliebe ein neues, edleres Leben begründen und darin beseligend walten sollten. Nur ein geistiger Held, ein König und Regierer im sittlichen Reiche des Wahren, Guten und Schönen wollte Jesus sein. Aber nicht auf den engen Boden von Palästina beschränkte sich der Gedanke Jesu vom Himmels- oder Gottesreiche. In ihm lebte die Idee der Menschheit. Er erkannte und lehrte, daß alle Menschen nur Eine göttliche Natur haben und stellte diese Weseneinheit in dem Bilde der gleichen Abkunft von Einem himmlischen Vater dar. Ihre göttliche Berechtigung und Würde in jedem Menschen zur Geltung zu bringen, alle Menschen als gleichfreie und durch das von jedem aus freier Selbstbestimmung zu erfas-

sende Weltgesetz der Liebe als gleichberechtiget zum heiligen Menschheitsbunde zu erklären, das war die frohe Botschaft der Erlösung, welche dieser weltgeschichtliche Genius in unendlicher Geisteshoheit und Liebesfülle, mit dem überwältigenden Ernst eines fleckenlosen Charakters, mit begeisternder Redekraft in voller Siegesgewißheit der Zukunft dem staunenden Volke verkündete.

Wir sehen aus diesen Andeutungen, daß Jesus der Messiasidee eine ganz andere Wendung und Richtung gab, als sie ursprünglich hatte, indem er sie gleichsam vergeistigte und aus der politischen Sphäre in die sittliche, aus dem engen Kreis einer besonderen Nationalität auf den kosmopolitischen Boden der allgemeinen Humanität hinüber zog. Er vindicirte sich die Mission eines moralischen Messias, der von Gott gesandt sei, alle Menschen, die seine Sendung anerkennen würden, frei zu machen vom Zwange unbegründeter Autorität, vom Joche leerer Ceremonialgesetze und vor Allem von der Knechtschaft der Sünde. In diesem Sinne ist Jesus in der That der Erlöser und Heiland der Menschheit und bildet als Muster und Vorbild sittlicher Vollkommenheit den festen Mittelpunkt seiner durch alle Zeiten und Räume zerstreuten Anhänger, d. i. für alle wahrhaft wiedergebornen oder gebesserten Menschen, die eine ideale geistige Staatsgesellschaft bilden sollten, mit dem Heiland an ihrer Spitze eine Gesellschaft, welche im moralischen Sinne ein Reich Gottes genannt wer-

den kann, weil darin ausschließlich das göttliche Gesetz der Liebe herrschen sollte. Alle, deren Gemüther von dieser höheren Liebe durchdrungen in Jesus das ideale Muster sittlich-religiöser Vollkommenheit erkennen, gehören zu dieser auserwählten Versammlung (ἐκκλησία), zu diesem heiligen Kreise, der von jenem glänzenden Mittelpunkte erleuchtet und erwärmt wird. Nicht irdisches Glück wird den Mitgliedern dieses heiligen Ringes verheißen, sondern die Würde Gottes Kinder zu heißen, und durch Jesum, den Mittler, mit dem Urquell der Liebe und des Segens vereinigt zu werden.

Um den zur Ausführung dieser Idee erforderlichen praktischen Boden zu gewinnen, zog er nicht allein selbst lehrend und predigend im Lande umher, sondern er versammelte auch eine Anzahl frommer Männer um sich, denen er, nachdem er ihnen die nöthige Bildung gegeben hatte, den Auftrag ertheilte, umherzureisen nicht allein in Palästina, sondern auch in fremden Ländern die fröhliche Botschaft (evangelium) von dem Auftreten des Messias, seiner weltbeglückenden Lehre und der Gründung eines Gottesreichs auf Erden zu verkündigen. Doch scheint es nicht, daß diese Sendboten, wenn sie wirklich vor dem Tode ihres Meisters ausgezogen sind, sich eines besondern Erfolgs zu erfreuen gehabt haben. Erst als der göttliche Freund aller Mühseligen und Beladenen, der Verkündiger des einen für alle Menschen gleichen Sittengesetzes, der Geistesheld, der für die gleiche menschliche Freiheit, das gleiche

menschliche Recht auftrat, erst als dieser gottbeglaubigte Zeuge der allversöhnenden und allbesiegenden Liebe, ein Opfer des Priesterhasses gefallen, war, traten diese Erfolge in einem überraschenden Umfange ein.

Der Glaube seiner Jünger und Anhänger wurde durch seinen Kreuzestod nicht erschüttert, sondern vielmehr befestiget. In ihrer innigen Ueberzeugung, daß Jesus wirklich der langerwartete Messias des Volkes Israel sei, hielten sie es für unmöglich, daß er dem Tode verfallen sei; er erschien ihnen als der Erstgeborne aus dem Tode, der nur gelitten habe, um des Volkes Schuld zu sühnen und der in Herrlichkeit wiederkommen werde, um seinen Beruf zu erfüllen; denn den Begriff irdischer Herrlichkeit konnten sie troß der Belehrungen Jesu immer noch nicht von der Mission eines Messias trennen. Auf diesen Glauben, daß Jesus der Messias oder der Christus (d. h. der Gottgesalbte) sei und daß sein Reich allein den Juden gehöre, begründete sich die erste christliche Gemeinde zu Jerusalem, deren Mitglieder fortwährend Juden blieben und sich bloß durch jene messianische Hoffnung und durch einige essäische Gebräuche von ihren übrigen Landesleuten unterschieden.

Erst Paulus erfaßte den Messias- oder Christusbegriff in einer weit höheren geistigeren Bedeutung. Er erklärte mosaische Ceremonialgesetze für antiquirt und den Glauben an Christus, der des Gesetzes Ende ist, und welcher demselben durch seinen Tod genug ge-

than, für die Seele des Christenthums. Da somit auch der Opferdienst wegfallen sollte, in welchem Juden und Heiden bisher das wirksamste Versöhnungsmittel erblickten, so stellte Paulus den blutigen Tod Jesu selbst als ein für die Sünden der Welt dargebrachtes allgemeines Opfer vor, dessen Gottversöhnende Wirkung allen, die an Christum glauben, zu gute kommen sollte. Dieser Tod, meinte Paulus, sei ein stellvertretender, durch ihn sei die Menschheit mit Gott versöhnt vom ewigen Tode erlöset und zum neuen Leben in Gott geweiht — aber die erste Wirkung dieses Todes müsse für den Gläubigen sein, daß dadurch in ihm die sündhafte sinnliche Natur ertödtet werde.

Wenn sich die älteren Apostel anfangs nicht entschließen konnten, den Zugang zum Reiche des Messias auch den Heiden zu eröffnen, so setzte sich Paulus über diese Bedenken hinweg und eröffnete auch den Heiden den Eingang zur christlichen Kirche, indem er viele Gemeinden in den römischen Provinzen stiftete. Diese neugestifteten christlichen Gemeinden, die unter sich im innigen Zusammenhange lebten und keinen der zu ihnen gehörte, Noth leiden ließen, die sich durch reinen Sinn und sittlichen Wandel auszeichneten, erwarben sich auf der einen Seite hohe Achtung, auf der andern aber wurden sie wegen ihrer Absonderung von der übrigen Welt gehaßt und wegen ihrer innigen Vereinigung gefürchtet. Beides war jedoch der Verbreitung des Christenthums günstig. Das Ungenügende der römischen Staats-

religion und das Elend der Zeit hatten schon früher den mystischen Lehren des Orients, sogar dem Glauben der verachteten Juden in der römischen Welt Eingang verschafft; wie hätte die Botschaft der Liebe, der Glaube an einen Gott der Barmherzigkeit, die Lehre von einer geistigen Verehrung der Gottheit, die Verkündigung einer ächten und wahren Moral nicht allenthalben willkommen sein sollen? Mußten nicht unter der herrschenden Unsittlichkeit, dem frech hervortretenden Laster Unglauben und Gottlosigkeit, unter dem Drucke der Despoten und ihrer Diener sich bald in allen Gegenden Tausende der neuen Gemeinde anschließen? da sie hier Freiheit und Bruderliebe fanden, welche die neue Religionsgemeinde lehrte und übte. Dieser Vorzug gewann ihr besonders unter den Armen und Geringen, unter den Mühseligen und Beladenen, die sie nach Jesu Vorgange zu sich rief und erquickte, viele Anhänger; denn die Gleichheit der Menschen vor Gott blieb lange der Grundsatz der alten Kirche. Der Arme fühlte sich also durch den Eintritt in die christliche Gemeinde gehoben und die Freigelassenen, besonders aber die Sklaven, denen das Heidenthum sogar die unveräußerlichen Menschenrechte versagte, fanden die Ehre, die sie im weltlichen Staate verloren hatten, in dem neuen geistlichen Staate wieder, da die Knechtschaft den Grundsätzen desselben völlig entgegen war. Dazu kamen noch die Vortheile, welche den Dürftigen und Kranken der Wittwen und Waisen aus der Verfassung einer Gemeinde zuflossen.

die nicht allein eine besondere Kasse für Nothleidende hielt, sondern auch eigene männliche und weibliche Krankenpfleger, Diakonen und Diakonissinnen zur Besorgung der Wohlthätigkeit hatte. Außerdem bestand ein enger Zusammenhang zwischen den christlichen Gemeinden, der den Reisenden unter den Christen sehr zu Statten kam, und die bischöflichen Empfehlungsschreiben dienten den reisenden Christen von Britannien bis Persien.

Was die Verfassung dieser alten Kirche betrifft, so war dieselbe ganz demokratisch, aber sehr einfach. Von einem Unterschiede zwischen den einzelnen Christen und den Priestern war in der ersten Zeit keine Rede, ja es gab gar keine Priester. Jede Gemeinde wählte aus ihrer Mitte eine Anzahl Männer, welche unter dem Namen Presbyter oder Aelteste die gesellschaftlichen Angelegenheiten leiteten und die Vorsteher des Raths der Aeltesten, Bischöfe d. i. Aufseher genannt, waren bloß die Ersten unter Gleichen, (primi inter pares) welche sich nicht einfallen ließen, eine ausgezeichnete Würde und besonderen Vorrang vor ihren Mitältesten, noch weniger eine Herrschaft über die Gemeinde in Anspruch zu nehmen. Aber das änderte sich bald.

4) Uebergang von der ursprünglichen demokratischen Verfassung der Kirche zu einer aristokratischen.

Schon im zweiten und dritten Jahrhundert maßten sich die Bischöfe die Herrschaft an, betrachteten die Aeltesten bloß als ein berathendes Collegium und bildeten zusammen einen eigentlichen Priesterstand, Klerus genannt, der als solcher dem Volke oder den Laien entgegengesetzt war. Diese folgereiche Veränderung wurde besonders durch die Lehre des alten Testaments vom Priester- und Laienstande befördert. Man wandte diese auf das Christenthum an, und führte nach und nach eine Priesterschaft ein, welche zwar keine erbliche Kaste, wohl aber dadurch, daß sie sich selbst ergänzte, einen besonderen Stand bildete. Den Gemeinden verblieb bei der Wahl der Geistlichen bloß das Bestätigungsrecht. Da man es für unvereinbar mit dem Amte eines Priesters erklärte, daß derselbe irgend eine weltliche Beschäftigung treibe, obgleich selbst der Apostel Paulus eine solche betrieben hatte, so führte man eine besondere Steuer zur Besoldung der Geistlichen ein, ja schon im dritten Jahrhundert war viel von dem mosaischen Gesetze des Priester-Zehntens die Rede.

Eine noch weit größere Macht und Bedeutung gewährte dem Geistlichen die neuentstehende Theorie der Priesterweihe, die man auf die zufällige Ceremonie der

Handauflegung gründete, welche die Apostel bei der Bestallung eines Lehrers angewendet hatten; mit andern Worten, es entstand die Lehre von einem körperlich gedachten heiligen Geiste, der in die Leiber der Eingesegneten übergehe und die Geistlichen sehr weit über alle anderen Menschen emporhebe. Dadurch ward dem Hochmuth und der Anmaßung Thor und Thür geöffnet und die Geistlichen erhielten eine Art von Verehrung, welche dem Geiste des Christenthums durchaus entgegen war. In demselben Grade, in welchem die Ehren der Bischöfe zunahmen, stieg auch ihre Macht. Schon zweihundert Jahr nach Christi Geburt hatten sie das Recht der Ernennung der Kirchenbeamten, sowie das der Ausstoßung aus der Gemeinde oder der Excommunication.

Endlich ward das System der Hierarchie noch durch das veränderte Verhältniß der einzelnen Bischöfe untereinander vervollkommt. Es entstand nämlich eine Rangordnung unter den Kirchen und ihren Geistlichen. Die Bischöfe der Provinzialstädte wurden nämlich dem Bischofe der Metropolis oder der Hauptstadt untergeordnet und unter den Metropolen erhielten wieder mehrere als die Hauptstädte der damaligen Welt den Vorrang. Diese vornehmsten von allen Gemeinden führten den Namen apostolische Kirchen, obgleich bloß die ersten von den Aposteln gestifteten Gemeinden diesen Namen verdienten. Solche apostolische Kirchen waren im Westen Rom und Osten Jerusalem, Antiochia, Alexandria,

Ephesus und Korinth. Konstantinopel gelangte erst später zu diesem Rang. Die Bischöfe dieser Städte sahen sich als die ersten von allen Geistlichen an. Die Bischöfe von Rom machten aber schon in den ersten Jahrhunderten auf den Vorrang Anspruch, der ihnen indeß häufig streitig gemacht wurde. Die Päpste gründeten ihren in Anspruch genommenen Vorrang auf das Ansehn der beiden größten Apostel, welche bei der sogenannten Christenverfolgung Nero's in Rom als Märtyrer gestorben sein sollen. Sollte sich aber auch die Entstehung des Papstthums auf die Zeit des Petrus und Paulus zurückführen lassen, so würde darum doch nicht weniger gewiß sein, daß diese Apostel durch Händeauflegen und Vermächtniß keinem Sterblichen eine Gewalt verleihen konnten, welche Gott allein vorbehalten bleiben muß, wenn nicht alle menschlichen und göttlichen Gesetze verwirrt und aufgehoben werden sollen. Der Felsen, auf welchem Jesus seine Kirche gründete, war nicht derjenige Apostel auf dessen Namen eine bekannte Stelle des Evangeliums anspielte, ja nicht einmal die Festigkeit und Standhaftigkeit dieses Jüngers, die ja nachher im Augenblicke der Gefahr zum Wanken kam; es war Petri Begeisterung für die Lehre seines Meisters, seine innige Liebe zu Jesu. Dieser Felsen ist aber überall, wo ein frommes Herz ist, und wird gerade in einer üppigen Hauptstadt wie Rom, und im Geräusche der Welt, in welchem der römische Bischof lebte, am wenigsten gefunden. Die Macht zu

binden und zu lösen, die Jesus dem getreuen Jünger übertrug, bestand weder in einer besonderen Kirchengewalt, noch in dem Rechte, den Himmel zu öffnen oder in die Hölle hinabzustoßen; sie war das freie Urtheil über die Auswahl derer, welche würdig oder unwürdig wären, in das messianische Reich oder in die christliche Kirche aufgenommen zu werden.

Zugleich mit dem Stolze der hierarchischen Kirchenhäupter, deren vornehmste Tugend die Demuth sein sollte, mit dem Glanze der Nachfolger dessen, der den Armen und Gedrückten das Himmelreich verheißen hatte, und mit der Rang- und Hofordnung einer Religion, die keinen Unterschied der obern und untern Stellung in der Gesellschaft anerkannte, wurde eine ganz neue Gesetzgebung eingeführt. Es entstanden nämlich Synoden, oder Provincialversammlungen der Geistlichen und mit ihnen zugleich die Meinung, eine solche Synode werde von demselben heiligen Geiste geleitet, der die Apostel erfüllt habe, was sie also festsetze, habe dieselbe Verbindlichkeit, wie die ewigen Gesetze, welche die Apostel gepredigt hatten. Dadurch wurde das Christenthum bald mit menschlichen Satzungen aller Art belastet, und unaufhörliche Streitigkeiten wurden somit unter den Christen veranlaßt. Die Schriftgelehrten der Kirche, die grübelnden Theologen, die Erfinder neuer Dogmen wurden durch diese neue Einrichtung Richter über andere Gelehrte und die Synoden dienten den Erstern eben sowohl zu einer

Art von dogmatischer Gesetzgebung, als zur Verdammung derjenigen, welche sich ihren Gesetzen nicht unterwerfen wollten.

Leider hatte man schon längst vor lauter Streitigkeiten, über die Geheimnisse des Wesens Gottes, das Christenthum in den Hintergrund gedrängt und die innere Kirche ward der äußern so sehr aufgeopfert, daß sogar während der härtesten Verfolgungen durch die Heiden, der Streit über Dogmen und Lehren die Christen unter einander zerriß und daß irrende und fehlende Glieder der Gemeinde von ihren eignen Brüdern mehr als von den Heiden gehaßt wurden. Die meisten Streitigkeiten wurden in Asien geführt. Hier traten namentlich die sogenannten Gnostiker auf, die einen Unterschied zwischen der gewöhnlichen und einer höhern, nur wenig Geweihten zugänglichen Erkenntniß der religiösen Wahrheiten machten. Diese Mystiker, die in verschiedene Secten zerfielen, dachten unsinnige Theorien aus, deren Erklärung noch bis auf den heutigen Tag die Theologen beschäftiget, ohne etwas anderes dabei zu gewinnen, als die Kenntniß der Irrwege, die den menschlichen Verstand von der Wahrheit ableiten.

Alle die angeführten bedenklichen Abweichungen von der ursprünglichen Einfalt der christlichen Gemeinden traten ein, bevor die christliche Religion von Constantin dem Großen zur Staatsreligion im römischen Reiche erhoben wurde. Schon damals zeigte sich das

Bestreben der Bischöfe, die Gemüther der Gläubigen unter das Joch ihrer Herrschaft zu bringen. „Wenn man die Declamationen Cyprians, Bischofs von Karthago (gest. 258) liest, sagt Gibbon in seinem bekannten klassischen Werke, sollte man beinahe schließen, daß die Lehren vom Bann und von der Buße die wesentlichen Stücke der Religion ausmachten, und daß es für Christen minder gefährlich sei, die Beobachtung der moralischen Pflichten zu versäumen, als das Ansehn und die Censuren der Bischöfe gering zu schätzen. Man glaubt oft die Stimme eines Moses zu hören, welcher der Erde befiehlt, sich zu öffnen und in verzehrenden Flammen das aufrührerische Geschlecht, welche Aarons Priesterschaft keinen Gehorsam leisten will, zu verschlingen." — Immer sehen wir, daß der christliche Fanatismus seine Hauptwurzel in dem jüdischen hat. So entstand in der Mitte des 3. Jahrhunderts ein geistlicher punischer Krieg zwischen dem erwähnten und dem römischen Bischof, über die Gültigkeit der, von ketzerischen Priestern verrichteten Taufe, welcher Handel deswegen unsere Aufmerksamkeit verdient, weil wir daraus ersehen, daß das später behauptete Supremat des Papstes damals noch nicht allgemein anerkannt wurde, denn die Schmähungen und Bannflüche, welche der Bischof von Karthago gegen seinen römischen Amtsbruder schleudert, sind eben so heftig, als die gegenseitigen von diesem ausgehenden.

Da die Christen in dieser Zeit unter dem Drucke

lebten und häufige Verfolgungen erfuhren, so konnten sie nicht wohl selbst als Verfolger auftreten. Nur einzelne Beispiele von fanatischer Wuth gegen heidnische Tempel und Opfer kommen vor. Auch einige Beispiele von Verfolgungen unter sich.

Eine solche Verketzerung erfuhren unter andern im zweiten Jahrhundert die Ebeoniten, ein Ueberbleibsel der Nazaräer oder Judenchristen, die ihren Wohnsitz in Pella und eine kleine Kirche in Aleppo hatten. Die Unglücklichen, welche ihre Anhänglichkeit an das mosaische Gesetz nicht aufgeben wollten, wurden als Abtrünnige behandelt und verloren sich im 4. Jahrhundert entweder in der allgemeinen Kirche oder in der Synagoge. Das erste Beispiel weltlicher Bestrafung, wegen der Verschiedenheit theologischer Meinungen, findet sich im Jahre 269 auf der Synode von Antiochien, wo der Bischof Paul von Samosata wegen seiner Lehre, daß der Sohn Gottes mit dem Vater gleiches Wesens sei, abgesetzt und seine Meinung als ketzerisch verdammt wurde. Nicht lange nachher wurden unzählige Geistliche, wegen der entgegengesetzten Meinung, abgesetzt und grausam verfolgt; so schnell ändern sich die theologischen Ansichten.

Uebrigens trugen doch die angeführten verderblichen Neuerungen, durch welche die Lehre und Gemeindeverfassung der Christen so sehr verändert wurden, ungemein viel zur Verbreitung des Christenthums bei. Sie gaben der neuen Religion und den äußern Ein-

richtungen der Kirche diejenige Form, welche sie fähig machte, Staatsreligion und herrschende Kirche zu werden und politischen Zwecken zu dienen. Durch die Entstehung der zahlreichen Secten, durch die Anwendung der Philosophie auf die Behandlung der christlichen Lehre, wie dies unter andern von den beiden berühmten Religionslehrern Klemens und Origenes, welche im Anfange des dritten Jahrhunderts zu Alexandrien eine große Umgestaltung des Christenthums bewirkten, versucht wurde, erhielt dasselbe einen Reiz für die Gelehrten, und die verbildete vornehme Welt wurde durch die glänzenden Formen der Kirche angezogen. Faßt man diese Verhältnisse zusammen, so wird man leicht einsehen, daß die letzte Verfolgung der Christen unter Diokletian sehr unpolitisch war, und daß Konstantius Chlorus und Konstantin der Große, wenn sie ihre Nebenbuhler verdrängen wollten, nichts Klügeres thun konnten, als sich zu Verfechtern des Neuen, Kräftigen und Zeitgemäßen gegen das Veraltete und Unhaltbare aufzuwerfen. Sie gewannen dadurch die junge Kraft und das neue Leben im Reiche für sich.

5. Die christliche Religion wird Staatsreligion. Aeußere Erhöhung und tiefer innerer Verfall der Kirche.

Als die christliche Kirche, aus einer verfolgten und höchstens geduldeten, eine herrschende geworden war,

zerriß das schon ziemlich lockergewordene Band der Liebe, welches im Anfange ihre Glieder so eng verknüpft hatte, fast ganz und der letzte Rest von volksthümlicher Verfassung ging verloren. Die Bischöfe traten als unbeschränkte Monarchen auf und wehe dem, der ihnen den Gehorsam versagte, oder an der Göttlichkeit ihrer Orakelsprüche zu zweifeln wagte, denn sie wurden von den Kaisern in ihren Anmaßungen nur zu bereitwillig unterstützt.

Welche unglaubliche Veränderung erblicken wir, nachdem Constantin der Große die christliche Religion angenommen und allen seinen Unterthanen im großen römischen Reiche befohlen hatte, die olympischen Götter zu verlassen und fortan nur vor dem Gott der bisher verachteten und verfolgten Religion und vor dem Sohn Gottes, dessen gleiche Gottheit mit dem Vater er so eben auf dem Concil zu Nizäa (im J. 325) hatte sanctioniren lassen, die Knie zu beugen. In demselben Maße wie die christliche Kirche an äußerm Umfange gewann, verlor sie an innerm Werth und der Geist Jesu entwich aus ihr. An die Stelle der Liebe und Duldung trat fanatischer Haß der oft in blutige Verfolgung überging. Die vorhin verfolgte Kirche trat sogleich als eine verfolgende und blutdürstige auf und, was das traurigste war, sie kehrte die Waffen gegen sich selbst. Selbst der Begriff der Kirche wurde ein ganz anderer. Nicht die ganze große Gemeinde der Gläubigen, sondern nur die Bischöfe bildeten die Kirche und maßten

sich das Recht an, den Glauben nicht nach der Lehre Jesu und seiner Apostel, sondern nach ihren beschränkten Begriffen, nach ihren leidenschaftlichen Sympathien oder Antipathien zu bestimmen. Die Laien hatten kein Recht in kirchlichen Angelegenheiten mitzusprechen, und mußten den Glauben so hinnehmen, wie er ihnen von der eben herrschenden Priesterpartei aufgedrungen wurde, oder die grausamsten Verfolgungen leiden. Alle diese Bischöfe, deren Herrschsucht eben so groß war, als ihr unsinniger Fanatismus, zeigten sich von dem Vorurtheile befangen, daß ihr Beruf darin bestehe, unverständliche, metaphysische, zugespitzte Glaubensnormen aufzustellen, die, in sich selbst widersprechend, von keiner menschlichen Vernunft gefaßt werden konnten und daher zu unendlichen Streitigkeiten und leeren Wortfechtereien Veranlassung gaben und doch als die einzigen Bedingungen der Seligkeit gelten sollten. Viele dieser geistlichen Herrn waren unsittliche gewaltthätige Menschen und einige, z. B. Georg von Kappadocien, Cyrill und Dioskur, alle drei Bischöfe von Alexandrien, nicht viel besser als gemeine Wucherer und Straßenräuber, daher die unter Cyrills Leitung im J. 448 zu Ephesus gehaltene Kirchenversammlung mit Recht unter dem Namen der Räubersynode bekannt ist.

Mit diesen unendlichen Zänkereien, über metaphysische Spitzfindigkeiten, die niemand verstand und verstehen konnte, kamen die geistlichen Herrn in eine Stellung

welche die Alten mit dem derben Scherze bezeichnet haben, einen Bock melken und ein Sieb unterhalten. Denkt man sich diese steifen gravitätischen Hohenpriester bei diesem Geschäft, in ihren hohen Bischofsmützen und glänzendem Ornate, so ist die Sache lächerlich genug, aber der Scherz verwandelt sich in bittern Ernst, wenn man an die traurigen Folgen dieses unsinnigen Treibens denkt.

Der Gegenstand der Streitfrage, worüber vom Jahr 325 bis zum Jahre 680 in sechs allgemeinen Kirchenversammlungen verhandelt und gehadert wurde, war die Persönlichkeit Jesu, des ewigen Musters der Liebe. Weil man nach und nach vergessen hatte, daß Messias und Sohn Gottes gleichbedeutende Ausdrücke sind, so hatte sich der Sohn Gottes in der Phantasie der Gläubigen in einen Gott verwandelt, und nun wurde von den fanatischen Priestern die wichtige Frage erörtert, ob dieser Gott, der Sohn, dem Wesen und der Würde nach, dem Vater ganz gleich zu erachten sei oder nicht. Aus der affirmativen oder negativen Entscheidung dieser Frage erwuchsen zwei mächtige Parteien, die Orthodoxen und die Arianer, welche sich, je nachdem die eine oder die andere zur Herrschaft kam, einander mit gleicher Erbitterung verfolgten und die christliche Welt mit Blutströmen erfüllten. An diese Hauptfrage, in Betreff der Wesensgleichheit (Homoousion) des Sohnes mit dem Vater, knüpften sich bald gar viele andere, die, weil sie von einer falschen Voraus-

setzung ausgingen, eben so unbeantwortlich waren als jene, nämlich: wie das Verhältniß der beiden Naturen in Jesus zu denken sei, vermischt oder unvermischt, als eine Einheit oder Zweiheit, ob der in Jesus zur Erscheinung gekommene Gottmensch, eine oder zwei Seelen (wovon die eine nach der [illegible] Meinung vom Logos gebildet wurde), einen oder zwei Willen gehabt habe u. s. w. Da man von einer Verbindung widersprechender Begriffe, z. B. Einheit und Vielheit, Beschränktes und Unbeschränktes, Menschheit und Gottheit, ausging und diese Widersprüche als unbestreitbare Grundsätze (Axiomen) voraussetzte, so konnte es zu keiner vernünftigen Entscheidung kommen. Man drehte sich in einem ewigen Kreise gleichbedeutender Worte und nichtssagender Distinctionen und fand ein unverzeihliches Verbrechen darin, wenn jemand nicht glauben wollte, daß drei Personen ein Wesen bilden konnten, oder die aufgestellten Unterschiede zwischen schaffen, erzeugen, ausgehen, oder zwischen Natur, Person und Wesen nicht anzuerkennen bereit war.

Nur durch brutale Gewalt konnte eine Entscheidung herbeigeführt werden und das Blut von vielen Hunderttausenden mußte fließen um den Beweis zu liefern, wodurch der rechte alleinseligmachende Glaube befestigt wurde. Wie aber ein Glaube mit dem Himmel und der Seligkeit zusammenhängen möge, der auf der Erde die schauderhaftesten Greuelscenen veranlaßt, der ganze Provinzen und Länder mit Blut überströmt und theil-

weise in Gänsen verwandelt, diese Frage mögen die Glaubenswächter beantworten, so wie auch die andere, die sich unwillkürlich aufdrängt, wie die christliche Kirche im 19. Jahrhundert dazu kommt, diejenigen Glaubensformeln festzuhalten, welche unwissende fanatische Bischöfe im 4ten und in den drei darauffolgenden aufgestellt haben, Bischöfe, von welchen der verständige Gregor von Nazianz, ihr Kollege und Zeitgenosse, selbst sagt, daß ihre tumultuarischen Versammlungen einem Heere von Wespen oder Elstern, einer Schaar von Kranichen oder Gänsen glichen? — Ist etwa das Reich Gottes, welches Jesus durch seine Kirche zu begründen beabsichtigte, erweitert, verschönert und befestigt, oder nicht vielmehr zerrüttet worden, durch diese Glaubenssätze und die vermeintliche Nothwendigkeit, diejenigen als Ketzer zu verfolgen, welche einer andern Ueberzeugung huldigten? Hat diese Glaubenstyrannei nicht auf das verderblichste fortgewirkt durch alle folgenden Jahrhunderte bis auf diesen Tag und ist die christliche Kirche durch den Grundsatz von der Nothwendigkeit der Ketzerverfolgung nicht oft in ein schnaubendes Ungeheuer verwandelt worden, dessen Wuth nur durch Blutströme und durch den Brandgeruch der Scheiterhaufen gestillt werden konnte? Und doch sollen diese Glaubensformeln eine heilige unantastbare Autorität bilden auch für die protestantische Kirche, die grundsätzlich jeden, auf menschliche Autorität gegründeten Glaubenszwang verwirft. Die Wissenschaft soll

die Fortschritte, die sie besonders in den letzten Jahrhunderten gemacht hat, ignoriren, sie soll zurückbleiben und sich auf den Standpunkt blinder, selbst- und herrschsüchtigen Zeloten stellen, welche die Anmaßung hatten, ihre unsinnigen Einbildungen als ewig geltende Glaubensartikel der christlichen Kirche aufzustellen. Wie soll man es erklären, daß diese vernunftwidrigen Glaubensnormen auch in der protestantischen Kirche, wo doch nicht, wie in der katholischen, die Tradition mehr gilt als Gottes Wort in der heiligen Schrift, mehr beachtet werden, als die Aussprüche und Erklärungen Jesu und seiner Apostel über seine Persönlichkeit und sein Verhältniß zu Gott. Wann und wo hat sich nach den Zeugnissen der vier Evangelien Jesus für einen Gott erklärt? — Er spricht zwar: Ich und der Vater sind Eines, aber nur, weil er göttlich gesinnt und seines Gottes und der Ewigkeit gewiß war, weil er sich erhaben fühlte über das Schicksal, über jedes irdische Uebel; größer als Alles, was die Welt ihm bieten konnte, nur weil er sich ganz von der Liebe beseelt fühlte, die Gott zum Urquell hat, konnte er seine geistige und moralische Vereinigung mit Gott aussprechen, und jeder gute Mensch, der wie Jesus gesinnt ist, kann dasselbe, wenn auch im geringern Maße, von sich sagen. Daß die ihm feindlich gesinnten Juden von dieser moralischen Einigung nichts verstanden und den Ausdruck wörtlich nehmend, Steine aufheben, um ihn als einen Gotteslästerer zu steinigen, weil sie in

ihrer Verblendung meinten, er habe sich selbst zu einem Gott machen wollen, läßt sich leicht erklären. Jesus aber benimmt ihnen diesen Irrthum, indem er sagt: Stehet nicht geschrieben in eurem Gesetz: Ich habe gesagt, ihr seid Götter. So er (Assaph. Jes. 82 1—6) die Götter nennt, zu welchen das Wort Gottes geschah, was sprecht ihr denn zu dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: Du lästerst Gott darum, daß ich sage: Ich bin Gottes Sohn Joh. 11, 30—36. Hätte er sich selbst für einen Gott gehalten, so würde er auch nach seiner strengen Wahrheitsliebe diese seine Ueberzeugung trotz aller Gefahr vor allem Volke freimüthig ausgesprochen haben.

Nehmen wir nun noch dazu, daß Jesus nicht allein das Prädicat der Allwissenheit, sondern auch selbst das der höchsten moralischen Güte von sich ablehnte und es Gott allein vorbehalten wissen wollte, daß er nach Mark. 12, 29 die mosaische Ansicht, daß Gott ein einziger sei, einschärfte, daß er nach Joh. 17, 3 das ewige Leben von dieser Ansicht und von dem Glauben, daß er Gottes Gesandter sei, abhängig machte, so konnte uns nicht zweifelhaft sein, daß er weit von dem Gedanken entfernt war, sich Gott gleich zu setzen.

Kurz, unter allen Verhältnissen zeigte und benahm sich Jesus als Mensch, zwar als ein geistig- und moralisch-vollkommener und veredelter, aber doch immer nur als Mensch, der mit menschlichen Schwächen und Bedürfnissen zu ringen hatte, der hungerte und dürstete

und des Schlafes bedurfte, dem die Vollkommenheit nicht angeboren war, sondern der sie sich durch Uebung seiner Geisteskräfte erwarb, da er nach Luc. 2, 52 zunahm an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Wenn er aber ein Mensch war, so dürfen wir auch nicht erschrecken, wenn er manche Vorurtheile seiner Zeitgenossen theilte z. B. den Glauben an die dämonische Einwirkung bei gewissen Krankheiten, die Vorstellungen vom Himmelsgewölbe und dergl. Daß Jesus ein vollkommener Mensch gewesen giebt, auch die orthodoxe Kirchenlehre zu, sie behauptet aber, daß die beiden Naturen in Jesu mit ihren wesentlichen göttlichen und menschlichen Eigenschaften unvermischt nebeneinanderstehen, so daß der Gottmensch Jesus gleichsam in zwei entgegengesetzten Sphären lebt, bald die göttliche, bald die menschliche Natur wie ein Kleid angezogen habe, und doch eine einheitliche Persönlichkeit sei. Diesen gedankenleeren Wortschwall, wie er uns unter andern aus der Concordienformel entgegentönt, könnte man etwa so parodiren: die wesentlichen Eigenschaften eines Viereckes und Kreises stehen unvermischt neben einander und können nicht in einander übergehen, aber es ist doch möglich, sie als eine Einheit unter dem Begriffe eines viereckigen Zirkels zu denken.

Ich weiß wohl, daß die orthodoxen Eiferer auch für ihren Glauben scheinbar beweisende Bibelstellen anzuführen pflegen. Diese sind besonders 1. Joh. 5, 7. Röm. 9, 5 und 1. Timot. 3, 16. Aber die erste von

den drei Zeugen ist nach dem Urtheil aller verständigen Exegeten untergeschoben; bei der zweiten beruht die Beweiskraft bloß in der nach einer unrichtigen Interpunction gemachten Uebersetzung, und, was die dritte betrifft, so ist jetzt zur Genüge bekannt, daß das Wort ὅς (welcher), das ursprünglich in dieser Stelle stand, im Anfange des 6ten Jahrh. in θεός (Gott) verwandelt worden ist. Uebrigens finden sich auch in den Apostelbriefen Stellen genug worin die Einheit Gottes und die Menschheit Jesu mit dürren Worten ausgesprochen wird, z. B. 1. Tim. 2, 5. Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus. (conf. 1. Corinth. 8, 5, 6. Ephes. 4, 6; Joh. 17, 3.

Nein, wir brauchen keinen zweiten oder dritten Gott, die unendliche Macht und Weisheitsfülle des Einen ist für alle Welt- und Menschenzwecke genugsam und die Einheit liegt schon in seinem Begriff. Aber wir brauchen einen moralisch religiösen Mustermenschen, dessen Beispiel uns vorleuchte auf der Bahn der Tugend; nur einer, der unseres Geschlechtes ist, kann uns zurufen, seinen Fußstapfen zu folgen; mit einem Gott kann der schwache Mensch keinen Wettlauf beginnen.

Diese Erörterungen sind für die Zukunft des Christenthums nicht gleichgültig; denn hätte sich Jesus selbst für einen Gott ausgegeben, so wäre er entweder ein Schwärmer oder ein frommer Betrüger gewesen, und seine Religion könnte sich bei den rastlosen Fortschritten

der Cultur und Aufklärung nicht behaupten. Eine Religion, die Weltreligion werden soll, muß die Einheit Gottes zu ihrem ersten Glaubensartikel machen.

Wie mit den eben besprochenen, in der Kirche zu Geltung gekommenen Glaubensnormen, verhält es sich noch mit vielen andern, die als wesentliche Bestandtheile oder Erfordernisse des Christenthums betrachtet werden, daß sie nämlich nicht in den Aussprüchen und Lehren des Heilandes begründet sind, sondern sich bloß auf die Autorität der kirchlichen Ueberlieferung stützen. Dies ist namentlich der Fall mit der Augustinischen Lehre von der Erbsünde und der daraus fließenden gänzlichen Verderbenheit und Unfähigkeit des Menschen zu allem Guten. Daß diese Lehre, durch welche die moralische Freiheit, dieser selbst im Juden- und Heidenthum strömende Urquell aller Menschenwürde, durchaus vernichtet, die moralische Weltordnung Gottes aufgehoben und der Satan zum herrschenden Princip der Menschenwelt gemacht wird, mit der Religion Jesu, die uns durch Wahrheit freimachen, und durch moralische Besserung oder geistige Wiedergeburt, zu würdigen Gliedern des Reichs Gottes machen will, in dem schreiendsten Widerspruche steht, bedarf wohl keines Beweises. Eben so verhält es sich mit der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben, denn diese Lehre ist bloß eine Folgerung von dem Augustinischen Dogma, da diese Rechtfertigung nicht durch eigne Kraft, nicht durch eine fundamentale

Sinnesänderung (Metanoia), auf welche Jesus das ganze Gewicht legt, sondern durch die mit Jesu Blut erkaufte Gnade Gottes bewirkt werden soll.

Wenn das Christenthum durch solche mystische Lehren, wovon der gemeine Mann nichts verstand, dem gesunden Volkssinn hätte entfremdet werden müssen, so suchte man diesen Erfolg dadurch abzuwenden, daß man es durch recht viele sinnliche Zuthaten der Anschauung des gedankenlosen Laien wieder näher brachte. Der Glanz und Prunk des weiland jüdischen Gottesdienstes zu Jerusalem, die ganze Pracht der heidnischen Tempel wurde in die christlichen Kirchen übertragen. Feste, Ceremonien, Processionen, Weihungen, Räucherungen wurden eingeführt und mit jedem Jahrhundert vermehrt. Aber mit diesem heidnischen Prunk kam auch der heidnische Olymp in christlicher Form zurück und der christliche Himmel wurde mit einer Menge von Heiligen bevölkert. Hatte man doch an den Gottessohn Jesus Christus einen anschaubaren Gott und an der Jungfrau Maria sogar eine Mutter Gottes, die sich weit stattlicher ausnahm, als die alte Mutter der Götter Cybele, daher sich die Anbetung vorzüglich an diese beiden wandte, und der alte Gott darüber vergessen wurde. Demnach gewann die reine Gottesverehrung nicht viel dadurch, daß der olympische Jupiter durch einen Beschluß des römischen Senats förmlich abgesetzt wurde, und noch weniger war es zum Vortheil der Geschmacksbildung, daß die griechischen

und römischen Tempel, diese Meisterstücke der Baukunst, zerstört wurden. Denn an die Stelle der schönen Götterbilder kamen die schlechten oft ekelhaften Bilder christlicher Märtyrer und eine Menge von heiligen Reliquien, die man wie wunderthätige Fetische verehrte. So gestaltete sich eine neue Vielgötterei und die durch den Dunst metaphysischer Spitzfindigkeiten umwölkte Monarchie des Himmels, bekam durch diese Vergötterung ein widerwärtiges demokratisches Element.

Aber wie die göttliche Versehung das unverständige und thörichte Gebahren der Menschen zu benutzen weiß, zeigte sich auch hier, diese Versinnlichung des Christenthums wurde ein Mittel zu dessen Verbreitung. „Es ist nicht anzunehmen, (sagt Duller in seiner vaterländischen Geschichte, 1. Band,) daß die Germanen die Lehre Jesu in ihrer ursprünglichen rein menschlichen Einfachheit und geistigen Erhabenheit so schnell erfaßt und sich so willig angeeignet haben würden, als sie sich dem Christenthum des dritten und vierten Jahrhunderts hingaben, dessen sinnliche Außenseite für eine eigenthümliche Hülle der übersinnlichen Vorstellungen gelten konnte, dessen Sagenbilder und Wundergestalten, dessen geheimnißvolle Gebräuche der Einbildungskraft der sinnlichkräftigen Völker unsere Geschlechts, die mannigfaltigsten Beziehungen und Anhaltepunkte darboten, um ihre eignen religiösen Anschauungen, wie sie in dichterischer Sagenbildung dastanden, darauf zu

übertragen. Der schlichte Mensch Jesus, der einfache Sohn eines verachteten Volkes, der unkriegerische Lehrer einer reingeistigen Gottesanbetung, durch Streben nach Wahrheit und durch Liebe, der Prophet der Menschheit, der den Unterschied zwischen Herrn und Sklaven aufhob, und die frohe Botschaft der Gleichberechtigung und Brüderlichkeit aller Menschen, ohne Unterschied der Volksabstammung, des Ranges und Standes verkündigte, würde bei einem Volke, dessen höchste Lust der Krieg war, und welches die Freiheit zugleich als Herrenrecht über Sklaven erfaßte, keinen Anklang, kein Verständniß gefunden haben. Das Christenthum des 3. und 4. Jahrhunderts aber zeigte den Gothen einen ins Dunkel der Ewigkeit zurückgezogenen Schöpfergott, der sie an ihren, vor der jüngern Götterwelt zurückgetretenen, Alfadur erinnerte, eine Dreizahl göttlicher Personen, die sie an die drei alten Asen gemahnte, insbesondere aber einen Gottessohn Christus, der ihnen wie der sterbende und einst wiedererstehende Lichtgott erschien, welcher mit dem mächtigen Bösen, (gleichwie mit Loki) um die Herrschaft der Welt kämpfte. Die Vorstellung dieses leidenden Gottes, welcher in Siegesherrlichkeit wiederkommen werde, von zahllosen Märtyrern und Heiligen, (gleichwie wie von Einheriar*) umgeben, mußte in dem Gemüthe des Heldenvolkes eben so leicht und schnell Wurzel fassen, als in der

*) Die Geister der in der Schlacht gefallenen Helden.

tiefsinnigen germanischen Frauenachtung Frania's und Freia's Bilder, mit dem neuen, hellern, wunderbar reizenden Bilde der jungfräulichen Gottesmutter, der erhabenen Himmelskönigin Maria verschmelzen. Der Kampf um die Fahne Christi, gegen seine Feinde, stand den Germanen um so lieber an, da ihnen auch sein Preis in einem Jenseits gezeigt wurde, wo die Sieger ein Reich der Herrschaft erwarteten, glanzvoller und herrlicher als Walhalla und ohne Ende. Auch die andern Sagen des urväterlichen Glaubens vom Weltbrand, von der Weltverjüngung, zeigte ihnen das Christenthum des 3. und 4. Jahrhunderts gleichsam erst in der wahren Vollendung und Verklärung. Eine völlig priesterlose Religion, wie sie Jesus übte und predigte, und ein allgemeines Priesterthum, wie es von den ersten gütertheilenden Brüdergemeinden verstanden und durchgeführt wurde, wäre für die Germanen schlechtlin verloren gewesen, aber jenes noch mehr patriarchalische Priesterthum, welches die arianische Lehre ihnen brachte, welches mitten ins Volksleben als Pfleger und Vermittler der Religionsgeheimnisse, als Wächter der Zucht und Ordnung trat, konnte ihnen die altgewohnten heidnischen Lehrer um so leichter ersetzen, als es mit Recht ihre Ehrfurcht gewann.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, die indeß, wie ich hoffe, doch manches zu denken giebt. Ich bin absichtlich nicht in die Einzelheiten der theologischen Streitigkeiten eingegangen, unter welchen sich der fo-

genannte orthodoxe Glaube ausgebildet hat, und bemerke nur noch, daß sich die feingesponnenen Spitzfindigkeiten der Glaubenslehren über die Menschwerdung Gottes und die Kämpfe der verschiedenen Ansichten über diesen Gegenstand, im achten Jahrhundert in den faßlichern Streit über die Bilderverehrung verloren. Nachdem man sich 120 Jahre gestritten und die Bilder bald tumultuarisch aus den Kirchen geworfen, bald wieder eingesetzt hatte, feierte endlich der siegreiche Aberglaube im Jahre 842 das Fest der Orthodoxie und die Bilder hielten ihren triumphirenden Einzug in die Kirche, welche sich, nach Unterdrückung der Ketzereien, die katholische oder allgemeine nannte.

6) Die katholische Kirche.

So war nach einem Kampfe von sechshundert Jahren der orthodoxe Glaube fertig, welcher in der christlichen Dogmatik seinen Platz genommen und bis diesen Tag behauptet hat. Wenn man auch hier und da einige zu fein gesponnene Spitzfindigkeiten hat fallen lassen, so ist doch die Kirche im Ganzen bei den Beschlüssen der vier ersten Concilien stehen geblieben, weil der Wahn, daß diese Versammlungen, trotz ihres oft sehr dämonischen Gebahrens, Organe des heiligen Geistes gewesen, sich von einer Generation zur andern fortgepflanzt hat. Weil dieser orthodoxe

Glaube, welcher jedem andern abweichenden die Berechtigung versagt, der allgemeingültige oder katholische im Gegensatz zu den sectirischen oder ketzerischen genannt wurde, so ging diese Benennung auch auf die Kirche über, welche die herrschende war, und die unterdrückten und ausgestoßenen Ketzer nicht für Christen, ja kaum für Menschen anerkannte, ohne Notiz zu nehmen von der Thatsache, daß die arianische Ketzerei oft sehr nahe daran war, im römischen Reiche zur Herrschaft zu gelangen und alle germanischen Völker, welche das Christenthum angenommen, Anhänger derselben waren.

Der Grundgedanke, worauf die katholische Kirche ihre Berechtigung und Vorzüge stützt, ist die Behauptung, daß sich allein die ächte von Jesus gestiftete Kirche und in ihr folglich allein der seligmachende Glaube zu finden sei. Außer ihr, behauptet sie, sei kein Heil, sondern eitel Unheil und Verdammniß. Aus diesem Grunde weiset sie auch alle Verbesserungen und Reformen von sich ab, denn die Kirche Christi ist unverbesserlich, die Religion Jesu, deren Verkünderin die katholische Kirche sein will, keiner Perfectibilität fähig und bedürftig.

Diese Meinung ist eben so falsch als verderblich; das letztere, weil sie consequenter Weise zur Mißachtung Verfolgung und Mißhandlung aller andern Menschen, die außerhalb dieser Kirche stehen, führen muß; das erste, weil handgreifliche Thatsachen der Erfahrung und

Geschichte dagegen sprechen und den unwiderleglichen Beweis liefern, daß diese Kirche sich gar vieler theoretischer und praktischer Irrthümer schuldig gemacht und ihre Anhänger auf Abwege geleitet hat, die zum Verderben führten. Die Apologeten der katholischen Kirche verwechseln die Idee mit der Wirklichkeit. Die Idee, welche Jesus bei der Stiftung seiner Kirche vorschwebte, war unverbesserlich, aber diese Idee ist bis auf den heutigen Tag noch von keiner Kirche realisirt worden, aus den einfachen Gründen, weil Ideen und Ideale in der unvollkommnen Menschenwelt niemals ihre vollständige Verwirklichung finden können; im besten Falle findet bloß eine Annäherung an diese Musterbilder statt. Diejenige Kirche ist demnach die beste, in welcher sich ein fortgesetztes Streben zeigt, die von Jesu als Zielpunkte aufgestellte Idee auszuprägen, wozu ein beharrlicher Fortschritt auf der Bahn, die zur Vollkommenheit führt, unerläßlich ist. Da nun die katholische Kirche jeden Fortschritt von sich weiset, ja da sich selbst beträchtliche Rückschritte, die sie im Lauf der Zeiten gemacht hat, nachweisen lassen, so sieht jeder Unbefangene ein, was von jener Behauptung, die allein wahre rechtgläubige und seligmachende Kirche zu sein, zu halten ist. Diese angeblich einige und untheilbare Kirche trennte sich auch gar bald in zwei Kirchen, von welchen jede behauptete die wahre katholische zu sein, nämlich in die griechische und römische, und man muß gestehen, daß die Ansprüche der erstern vielleicht besser,

wenigstens eben so gut begründet sind, als die der letztern, denn unbestreitbar kann die griechische Kirche den Vorzug geltend machen, daß sie sich keiner so empörenden Ketzerverfolgungen schuldig gemacht hat, als die römische. — Nur über die letztere will ich einige kurze Bemerkungen hier beibringen, um womöglich den Uebermuth der Ultramontanen, welche in diesen Tagen ihr Haupt so stolz erheben, etwas niederzuschlagen.

7) Die römischkatholische Kirche.

Die römische Kirche hat bekanntlich ihren Namen daher, daß sie den Bischof von Rom, Papst genannt, als ihr unfehlbares Oberhaupt anerkennt. Diese Verpflichtung zu glauben, was der Papst glaubt, und zu verdammen, was er verdammt, hat jeder Katholik und wird in der oft wiederholten Formel: Roma locuta res finita est von den römischen Kirchenschriftstellern eingeschärft. Bekanntlich hat, so lange die Welt steht, kein vernünftiger Mensch, und am wenigsten der Apostel Petrus, für dessen Nachfolger der Papst gelten will, auf eine solche Unfehlbarkeit Anspruch gemacht.

Wir müssen demnach billig erstaunen über diese, unter sterblichen Menschen sonst ganz unerhörte Würde eines unbeschränkten Herrschers und Archonten im Reiche der ewigen Wahrheit, eine Würde, die so viel

wir wissen, nur Gott zukommt, und unser Erstaunen wird nicht verringert, wenn uns gesagt wird, daß ja eben der Papst als Gottes Statthalter auf Erden vom heiligen Geiste inspirirt und somit über alle weltliche und geistliche Macht weit erhaben, ja selbst der Schlüsselträger des Himmels und der Hölle sein und bleiben werde bis ans Ende der Tage.

Wird man da nicht fast zu der Frage versucht: sind denn die Päpste etwa delegirte Erzengel Gottes? Ach nein, lautet die Antwort der Geschichte, die meisten waren gar erbärmliche Wichte und nicht wenig wahre moralische Ungeheuer, die von allen rechtlichen Menschen und selbst von guten Katholiken verabscheut wurden.

Wir haben eben gesehen, daß diese Anmaßung sich auf die Sage gründet, daß Petrus der erste Bischof von Rom gewesen, und diese Würde und somit seine apostolischen Vorrechte auf seine Nachfolger, die Päpste übertragen habe. Ich füge hier zu dem, was schon zur Widerlegung dieses so oft gebrauchten Arguments für die hohe Würde des Papstes schon beigebracht worden ist, einige Bemerkungen hinzu.

Zur Zeit der Apostel gab es noch gar keinen bevorrechteten Priesterstand, denn die Aeltesten (Presbyteri), von welchen die Angelegenheiten der christlichen Gemeinden besorgt wurden, waren so wenig geweihte Priester als ihr Vorsteher, der Bischof (episcopus), folglich konnte auch damals von keiner Uebertragung priesterlicher Würde durch die Weihe oder Ordination

die Rede sein. Nennt sich doch Petrus (1 Petr. 5, 1.) bloß einen Mitältesten und ist so weit entfernt, einen Vorzug vor den übrigen Aposteln, oder gar Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen, daß er sich nach Apostelgeschichte 1, 5. von Paulus zurechtweisen ließ. Es ist auch aus dem Grunde nicht wahrscheinlich, daß Petrus jemals in Rom gewesen sei, weil nach (Gal. 2. 9 f.) ein förmlicher Vertrag zwischen Petrus und Paulus abgeschlossen worden ist, wonach jener das Evangelium unter den Juden, dieser aber unter den Heiden zu verkündigen übernahm.

Die Reformatoren haben in der Heftigkeit ihres Unwillens den Papst den Antichrist genannt, und sind deshalb in neuerer Zeit, wo man nur mit Sammethandschuhen an das papistische Unwesen zu rühren wagte, selbst von protestantischen Gelehrten getadelt worden. Wenn aber dieser Ausdruck nichts weiter sagen soll, als daß das Thun und Treiben der Päpste in einem vollen Gegensatz stehe mit dem, was Jesus gelehrt und gethan hat, so ist er vollkommen gerechtfertiget. — Welcher Vergleich! Jesus auf der einen Seite, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, der wiederholt die Versicherung aussprach, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, der nach Luc. 22, 24 f. die Rangsucht seiner Jünger tadelt und ihnen einschärft, daß sie nicht herrschen sollen wie weltliche Fürsten, die Gewalt haben, sondern daß der Größte sein soll wie der Jüngste, der Vornehmste wie der

Diener, — Jesus, der, obgleich er sich Gottes Sohn nannte, in jeder Lage seines Lebens, der Obrigkeit Gehorsam bewies, — und auf der andern Seite der Papst, der die ganze Erde zu beherrschen und ihre Länder an die Könige, als seine Lehensträger zu vertheilen sich vermißt, der sich erdreistete, gesalbten Häuptern die angestammte Krone abzustoßen, wenn sie es wagten, dies sein angemaßtes Recht nicht anzuerkennen, der Papst, der nur darauf bedacht war, seine Schatzkammer zu füllen, um sich und seine Nepoten zu bereichern und mit Auflagen aller Art unter den Namen Annaten, Exspectanzen, Reservationen, Provisionen, Dispensationen, Indulgenzen u. s. w., die christliche Welt auf das unverschämteste auszuplündern; — der Menschenfreund Jesus, der das glimmende Docht nicht auslöschen und das schwache Rohr nicht zerstoßen will, zur Rechten und zur Linken sein angeblicher Statthalter, der die Leute verflucht und verdammt oder gar todtschlagen und verbrennen läßt, wenn sie sich einfallen lassen an seiner Machtvollkommenheit zu zweifeln. — Man müßte ein Buch schreiben, um diesen Gegensatz durchzuführen, besonders wenn man ihn auch auf den Widerstreit der beiderseitigen Lehren ausdehnen wollte.

Die römischkatholische Kirche rühmte sich, die einzige ächte unveränderliche Kirche zu sein, so wie sie Jesus gestiftet habe, und doch hat sie viele Lehren und Gebräuche aufgenommen, von welchen die ältere katho-

liche Kirche nichts wußte. So die Lehre von der Transsubstantiation, welche von Paschasius Radbert c. 831 zuerst in Anregung gebracht und vom Papste Innocenz III. auf der vierten Lateransynode im Jahre 1215 bestätigt wurde. — Die Kelch-Entziehung, welche sich die Laien mußten gefallen lassen, war eine Folge dieser Lehre. So die Aufstellung von sieben Sacramenten, die Lehre vom Fegefeuer und der daran geknüpfte Gebrauch der Seelenmessen, eine reiche Quelle von Geldverdienst für die Priester, und vor allen die schlauausgedachte Theorie von dem ungeheuern, im Besitz der Kirche befindlichen Gnadenschatz von überflüssigen guten Werken und des darauf gegründeten Sündenhandels mit Ablaßzetteln, der im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen getrieben wurde, und bis auf diesen Tag, wenn auch mit größerer Behutsamkeit, getrieben wird.

Wenn eine Akademie nicht der schönen, sondern der unschönen Wissenschaften in der Hölle ist, und Satanas dieser Doctor aller Facultäten des Bösen als Präsident derselben auf den Gedanken käme, die Preisaufgabe zu stellen, durch welche Mittel die Sündenzucht in der Christenheit zu dem erwünschten höchsten Flor gebracht werden könnte, so möchte selbst der tiefsinnigste Teufel keine bessere Beantwortung dieser Frage auszudenken befähigt sein, als der römische Stuhl, mit der Einführung des [illegible], praktisch gegeben hat.

Hier entsteht nun ein sonderbares Dilemma, das sich also fassen läßt: Sind diese neuen Lehren und Gebräuche nothwendige Bestandtheile einer wahren und allein seligmachenden Kirche, — und so muß man glauben, da das tridentinische Concilium alle mit dem Anathema bedroht, welche diese Neuerungen nicht annehmen, so ist die von Christo gestiftete Kirche nicht die ächte, wenigstens nicht die vollständige, ist aber die letztere die wahre und vollkommene, so kann es die römischkatholische nicht sein, wenigstens können alle die genannten und viele andere neue Lehren und Gebräuche keine andere Begründung in Anspruch nehmen, als die entweder in der Beschränktheit und dem Aberglauben, oder auch in dem Speculationsgeist der römischen Hierarchie liegen mag. Sonderbar, die römische Kirche weis't alle Fortschritte von sich ab, aber Rückschritte zu machen, indem sie absurde Lehren und Gebräuche einführt, findet sie ganz in Ordnung.

Die Einführung der Bilderverehrung hat zwar die römische Kirche nicht zu verantworten, denn sie war schon, wie wir gesehen haben, in die ältere katholische Kirche nach und nach eingedrungen, aber man wird doch zugeben, daß in der apostolischen Kirche keine Spur davon war. Obgleich diese christliche Abgötterei auf der 1. constantinopolischen Kirchenversammlung und auf der Synode zu Frankfurt i. J. 794 *)

*) Die verständigen deutschen Bischöfe nannten den Bilderdienst: dementiam priscae gentilitatis, obsoletum errorem

verdammt worden war, so wurde sie doch durch die Päpste von neuem sanctionirt, und seit Alexander III. (1139 — 1181) das ausschließliche Vorrecht, Heilige zu creiren, an sich und seine Nachfolger brachte, hat die Bevölkerung des christlichen Olymps einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Die sinnlichen Gegenstände der Verehrung und Anbetung haben sich in der katholischen Kirche nicht vermindert, sondern bedeutend vermehrt, und die Liturgie derselben ist nicht vernünftiger, sondern noch abgeschmackter geworden, als sie im dritten und vierten Jahrhundert war, so daß von einer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, wie sie Jesus verlangt, nicht die Rede sein kann. Wir finden in christlichen Tempeln noch immer das alte Heidenthum, mit seiner Abgötterei, mit seinem Aberglauben, wie in den finstern Zeitaltern, noch fungiren Priester am Altare, welche diesen Aberglauben begünstigen, sich der geistigen Finsterniß, in welcher das einfältige Volk lebt, freuen und sie durch alle Mittel zu erhalten und zu verlängern suchen, damit sie ungestört die Gewissen beherrschen und die Dummheit zu ihrem Vortheil ausbeuten können. Wir sehen noch viele nicht bloß aus dem großen Haufen, sondern auch von den Gebildeten, welche sich von der Majestät Gottes, des Alliebenden, Heiligen und Gerechten, die

---

und die Gründe dafür argumenta insanissima et absurdissima, — decisione dignas naenias.

unwürdigsten Begriffe machen; Viele, die sich einbilden, ohne alle christlichen Tugenden, durch mechanisches gedankenloses Beten, durch Beobachtung der kirchlichen Gebräuche, durch Kreuzschlagen, Meßopfer, Fasten, Ketzerhaß u. s. w. die göttliche Gunst und die Eröffnung der Thore zum Eingang in die ewige Seligkeit erlangen zu können. Was aber das Traurigste ist, wir gewahren noch heute, daß diejenigen, welche berufen sind, das Volk in den Lichtkreis einer beseligenden Religion einzuführen, den blinden Glauben desselben an die Wirksamkeit dieses äußern Tandes nähren, und durch die Vorspieglung von der Wirksamkeit mystischer Gnadenmittel es von jenem Lichtkreis fernzuhalten suchen.

Nach den Lehren dieser Priester, welche sich als Mittler zwischen Gott und Menschen für Christi Haushalter auf Erden ausgeben, sitzt Gott, welcher nach der Schrift in einem Lichte wohnt, zu welchem kein erschaffener Geist dringen kann, etwa in der Mitte des Himmels auf einem glänzenden Wolken- oder Sternenthron, umgeben von großen Engelsschaaren, welche seine Befehle als Courierläufer ausrichten und von Legionen Heiliger, welche jeden Augenblick ihm mit Fürbitten für ihre Günstlinge in den Ohren liegen, und der Allgerechte soll so schwach sein, diesen durch Geld- und andere Opfer erkauften Fürbitten nachzugeben und seine Gnade nicht nach Verdienst, sondern nach Gunst und Partheilichkeit walten zu lassen.

Außerdem muß er nach dieser Vorstellung Register führen, über die unzähligen antbezahlten Seelenmessen, welche von seinen Vermittlern zum Vortheil der Kirche gelesen worden sind, um sich durch diesen priesterlichen Zauber bewegen zu lassen, die schon verdammten Seelen aus dem Fegefeuer zu entlassen und dem Himmel zuzuführen, wenngleich sie durch ihre Sünden die Hölle verdient haben. Er muß ferner Notiz nehmen von dem Besitze theuer erkaufter Indulgenzen und Ablaßbriefe, von dem Gebrauche seligmachender Reliquien, von dem Aushängen heiliger Röcke, Schleier, Unterkleider u. dergl., von dem Heilig- und Seligsprechen der Päpste, von den unzähligen Absolutionen der Priester, ihrem Segen oder Fluche, von dem rechten Gebrauche des Rosenkranzes, von der mystischen Wirkung umgehängter Amulette, von dem Besitz von Gnadenpfennigen, Wundermedaillen u. s. w., um bei seinem Richterspruch gegen das nun einmal sanctionirte Kirchenreglement nicht zu verstoßen und beim Abwägen der zu ertheilenden Belohnungen und Strafen, nicht etwa moralische Momente statt der kirchlichen Demonstrationen der Frömmigkeit oder Scheinheiligkeit in die Wagschale zu legen. Nicht genug, der liebe Gott muß auch immerfort auf die heiligen oder mystischen Beschwörungsformeln der fungirenden, messelesenden Priester horchen, um dadurch sich bewegen zu fühlen, als der mit ihm unzertrennlich vereinte Gottessohn auf die Erde herabzusteigen und einzugehen in ein Gebäck von Mehl und

Wasser, ja er muß sich sogar, (horribile dictu) verzehren und verdauen lassen, eine Zumuthung, die nicht einmal der rohste Fetischverehrer an seinen vermeintlichen Gott stellt.

Nur in der Gedankenlosigkeit, mit welcher die Menschen gewohnt sind, Glaubenssätze, die ihnen in der Jugend eingeprägt sind, festzuhalten, ist der Grund zu suchen, daß nicht bloß der große Haufe, sondern auch gebildete Personen sich mit solchen Religionsansichten einverstanden erklären können, deren Absurdität, durch eine einfache Frage zum Bewußtsein gebracht werden könnte, durch die Frage nämlich, wie man wohl einen König oder Fürsten beurtheilen würde, der seinen Umgebungen eine solche Einwirkung auf seinen Willen, und sich eine solche Abbeugung von den Grundsätzen der Gerechtigkeit erlaubte, oder der auf die Beobachtung des Hofceremonials mehr Werth legte, als auf die Pflichttreue seiner Diener, oder von einem Richter, der nach Gunst urtheilte und seinen Rechtsspruch von Bestechungen und Geldopfern abhängig machte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß sich die geistige Macht des Christenthums in der katholischen Welt unwirksam beweise. Es giebt gewiß sehr viele Katholiken, in deren Gemüthern, trotz des Ceremonialdienstes, der reine Geist der Religion Jesu die Ueberzeugung bewirkt, daß der Mensch vor allem sittlich gut, liebevoll, hülfreich und rechtschaffen sein müsse, um sich des Wohlgefallens Gottes tröften zu können. Aber auf

den rohen Haufen kann die römische Kirchenpraxis nicht anders als nachtheilig wirken.

Da die wenigsten Menschen im Stande sind, die Religion ganz geistig aufzufassen, so ließe es sich wohl entschuldigen, wenn die Kirche durch schöne Bilder, glänzenden Schmuck und prunkende oder mystische Ceremonie und Gebräuche auf die Phantasie und das Gemüth ihrer Angehörigen zu wirken suchte, denn das Schöne und Erhabene ist mit dem Guten sehr innig verwandt. Aber bei diesem Bestreben, das Gefühl anzuregen, sollte das moralische Element der Religion nicht in den Hintergrund zurücktreten. Dieser Erfolg tritt allemal ein, wenn die Kirche auf ihren Glauben und ihre Gebräuche mehr Werth legt, als auf gottwohlgefällige Gesinnungen und Handlungen. Wir dürfen daher nicht erstaunen, wenn uns die Geschichte Zeiten vorführt, wo die Kirche mehr einem von Zwietracht zerrissenen, mit Mord- und Brandgeruch erfülltem Reiche des Satans, als einem durch Liebe verbundenen Reiche Gottes glich, wo sich das kirchliche Leben nicht um Christus, sondern um den nach Weltherrschaft ringenden Antichrist bewegte, wo die geistliche Hierarchie, welche für den einzigen Repräsentanten der Kirche galt, sich nicht durch Frömmigkeit, sondern durch Laster und Verbrechen aller Art auszeichnete, so daß man sich wundern muß, daß der Geist der evangelischen Lehre sich doch in einzelnen frommen Gemüthern erhielt und endlich eine Reform herbeiführte. Denn darin bewährt

sich eben die weltüberwindende Kraft des Christenthums, daß sein sittlicher Geist auch durch die größte Ausartung der Kirche nicht unterdrückt werden kann.

Zum Schluß dieses Abschnittes möge das, was Gervinus über die ungeheure Gewalt, welche von der römischen Kirche in der Gesellschaft geübt wird, so treffend sagt, einen Platz finden:

Die geistliche Gewalt begründet die furchtbarste aller Despotien und Universalmonarchien, die die Welt je sah, durch die gleichmäßige Beherrschung des Hauses, der Kirche und des Staates. Im Hause fesselt sie des Menschen Bildung und Gewissen nach ihrer Willkür, sie empfängt den Menschen bei seiner Geburt, bereitet ihn in der Schule nach ihrem Bedürfniß, und entläßt ihn bei seinem Eintritt ins thätige Leben, um ihn auch da wieder in der Ehe, in der Beichte und in der Todesstunde zu überwachen. — In der Kirche verlangt sie, daß er sich des Denkens und Forschens begebe, damit Einheit des Glaubens in der ganzen Menschheit herrsche. Vom Staate lehrt sie den Menschen gering denken, indem sie den Begriff des Vaterlandes erstickt, der Obrigkeit die göttliche Einsetzung abspricht, und sich selbst die Obergewalt über die weltlichen Herrscher anmaßt, den Staat aber höherer Zwecke entkleidet und alle Ehren und Würden für die Kirche allein in Anspruch nimmt. Diese ungeheure Gewalt wird ausgeübt durch die Priesterschaft, welche durch die Priesterweihe sich abschließt gegen jeden Stand von

außen wie gegen jede Gefahr der Veränderung, der Fort- und Umbildung nach innen, d. h. durch eine Körperschaft, die ein eignes Recht, eine eigne Amtssprache, Ehelosigkeit und gemeinschaftliches Interesse über jedes Band der Familien, der Gemeinde, des Staats und des Vaterlandes hinweghebt.

Denkt man sich die katholische Priesterschaft in unbedingter Abhängigkeit von dem Statthalter Christi, der mit Gottes Unfehlbarkeit ausgestattet ist, so sieht man wohl, wie nahe diese Macht der Weltherrschaft steht.

8) Die aus der Reformation hervorgegangene protestantische Kirche.

Die Reformation hat aber bewiesen, daß diese Macht nur so lange feststeht, als sie Glauben an sich findet in den verfinsterten Gemüthern der Menschen und wie ein Rauch verschwindet, wenn das Licht des reinen Christenthums diese Gemüther durchleuchtete. Selbst in den finstersten Zeiten traten von Zeit zu Zeit muthige Männer auf, welche erkannten, daß die Kirche einen andern Zweck habe, als den, das Volk in Aberglauben und Unwissenheit zu erhalten, um faulen Mönchen und herrschsüchtigen Bischöfen die Mittel zur Ueppigkeit zu liefern und wenn diese Männer auch gewöhnlich auf Scheiterhaufen ihr Leben endeten, so konnte das Licht der Wahrheit, welche die Menschen

frei machen soll, von den Banden des Aberglaubens von der Knechtschaft der Vorurtheile, doch nicht unterdrückt werden. Es kam endlich, troß Folter und Kerker und Scheiterhaufen, troß Bann und Interdict, die man gegen die Verbreiter des neuen geistigen Lichts in Anwendung brachte, zu einer theilweisen Reformation der Kirche. Der Protestantismus, d. h. das Princip der Freiheit und der Berechtigung gegen die unbegründete Autorität Einsprache zu thun und das Recht der Prüfung auch in Glaubenssachen geltend zu machen, drang durch allen Widerstand und mußte anerkannt werden. Es entstand eine neue protestantische oder evangelische Kirche, welche sich in ihrer frischen Lebenskraft mit Riesenschritten ausbreitete und wahrscheinlich die ganze europäische Christenheit für sich würde gewonnen haben, wenn ihr nicht das Schwert der rohen Gewalt wäre entgegengesetzt worden. Aber bald erschrak diese neue Kirche vor den Consequenzen ihres eignen Princips; die volle religiöse Freiheit schien ihr zu bedenklich, man verschanzte das neue evangelische Christenthum durch einen geschlossenen Ring von Glaubenssätzen und nahm die Autorität, die man durch die Vorderthür verjagt hatte, durch die Hinterthür wieder auf. Schon Luther, dieser muthige Geisteshelde, der so unerschrocken gegen die geistliche Zwingburg des römischen Bischofs, vor welcher mächtige Kaiser und Könige gezittert hatten, anstürmte, schien später, als er sich, von dem Bauernlärm ver-

stimmt, in dogmatische Speculationen vertiefte, ein ganz anderer Mann zu werden. Er wurde engherzig, eigensinnig, unduldsam und oft auch ungerecht, namentlich gegen die Calvinisten, die er wegen ihrer Abendmahlslehre kaum für Christen anerkennen wollte. Somit versiegte die ursprüngliche Kraftfülle des Protestantismus und bald machte sich eine leidige Stagnation in dem kirchlichen Leben der Evangelischen bemerkbar. Selbst die alte Unduldsamkeit und Verfolgungssucht, der flachwirdige Ketzerhaß, kurz das ganze Gebahren des alten Fanatismus faßte Platz in der evangelischen Kirche, wie das nicht anders sein kann, wenn das Wesentliche der Religion in theoretischen Glaubenssätzen gefunden wird, die mit innern Widersprüchen behaftet sind. Schon Calvin ließ den Freidenker Servet, wegen seiner Ansichten über die Dreieinigkeit, nach altem katholischen Gebrauch verbrennen und das würdige Haupt des patriotischen Oldenbarnevelt fiel auf dem Blutgerüste, weil er sich nicht zu der trostlosen Lehre der augustinischen Prädestination oder unbedingten Gnadenwahl bekannte. Der in Sachsen entbrannte kryptocalvinische Streit zeigt die Lutheraner auf einer Stufe mit dem fanatischen katholischen Pöbel. Das Schicksal Caspar Peucers, Melanchthons Schwiegersohns, und des kursächsischen Kanzlers Crell erinnert an Opfer des lutherischen Stumpfsinns, wie sie die fanatische Inquisition des katholischen Wahnsinns nur fordern kann, denn jener wurde wegen seiner Hin-

neigung zum Calvinismus in zehnjähriger harter Gefangenschaft gehalten, dieser aus gleicher Ursache im Jahr 1592 sogar enthauptet. Der erfolgreiche Kampf des rüstigen Thomasius, gegen den Glauben an Hexen- und Teufelsspuk, erschien in den Augen der dogmatischen Beschränktheit wie Gottlosigkeit. Diese traurigen Erfolge zeigen sich allemal, wenn eine Kirche die ewige Wahrheit in dogmatischen Lehrsätzen ergriffen zu haben wähnt und den lebendigen Gedanken für hohle Formen und Formeln aufgiebt. Der Geist Jesu, Duldung und Liebe, welche das Christenthum beseelen sollen, entweicht und ein herzloser, zelotischer Wahnsinn tritt an seine Stelle.

So stand es mit dem reformirten Christenthum bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die alte geistige Finsterniß schien auch in der protestantische Kirche sich zu consolidiren und die geistige Knechtschaft, die nur in der Finsterniß gedeiht, wurde von den Glaubenseiferern sorgfältig genährt und gepflegt. Aber das Licht der Aufklärung war allen Gegenbestrebungen zum Trotz doch aufgegangen, denn der Drang des menschlichen Geistes zu besserer Erkenntniß, läßt sich nicht aufhalten. Mit den Wissenschaften im Allgemeinen hatten sich auch die theologischen insbesondere gehoben und waren unter Beihülfe der Kritik, der Philologie und Philosophie zu einer Höhe gelangt, von welcher der forschende Geist eine freiere Aussicht in das Gebiet der Religion gewann und sich besser

als vorher zu erkennen vermochte, über das Verhältniß des Glaubens zum Wissen und Handeln. So bildete sich diejenige Anschauungsweise und Denkart, welche auch in Religionsfragen die Vernunft als leitendes Princip erkannte und auch bei Glaubenssätzen nach ihrer Begründung fragte, und deswegen Rationalismus genannt wird, weil das Wort ratio die Bedeutung sowohl von Vernunft, als von Grund hat. Da nun der denkende Mensch keine andere Regel der Beurtheilung göttlicher und weltlicher Dinge anwenden kann, als die ihm in den Gesetzen der Vernunft gegeben ist, und also Nichts, was in den Kreis seiner Erkenntniß fällt, von der Prüfung nach dieser Regel ausgeschlossen sein kann, so sollte man nicht denken, daß der ächte Rationalismus, der in seiner Prüfung gewissenhaft zu Werke geht, jemals Gegner unter vernünftigen Menschen, denen es ernstlich um die Erforschung der Wahrheit zu thun ist, finden könnte; aber je mehr sich diese Religionsansicht des Beifalls der gebildeten Klasse der Gesellschaft erfreute, desto heftiger wurde sie von den eifrigen Autoritätsgläubigen und namentlich von der orthodoxen Geistlichkeit bekämpft, und dieser Kampf hat fortgedauert bis auf diesen Tag, wo es der Reaction, der die religiöse Freiheit eben so verhaßt ist als die politische, gelungen ist, den Rationalismus so ziemlich von allen Kanzeln und Kathedern zu verdrängen, oder ihn doch wenigstens zum Schweigen zu bringen, ohne ihn deswegen

aus den Gemüthern denkender Christen verbannen zu können.

Es ist eine durch die neuere Geschichte bestätigte Erfahrung, daß mit der politischen Reaction in der Regel auch die kirchliche eintritt. Dies war auch in Deutschland der Fall, wo in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts nach den Carlsbader Beschlüssen sowohl die politische als die kirchliche Reaction sich bemerkbar machte, indem die orthodoxe Geistlichkeit sehr rührig war, den Rationalismus zu bekämpfen und der s. g. Aufklärungsperiode ein Ziel zu setzen, was ihr indeß bloß theilweise gelang, weil sie nicht überall die Regierungen auf ihrer Seite hatte und bei ihrem Vorschreiten gegen die freisinnige Richtung doch einiges Maß hielt und die Rücksichtsnahme gegen die bestehenden Verhältnisse nicht ganz aus den Augen setzte. So fand die Denunciation gegen Gesenius und Wegscheider keinen Anklang bei dem eben so frommen als wohldenkenden und milden König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., der noch nicht vergessen hatte, was er in seiner denkwürdigen, an den Minister v. Wöllner gerichteten Cabinets-Ordre vom Jahre 1798 ausgesprochen: „Die Religion ist und muß bleiben Sache des Herzens, des Gefühls und der eignen Ueberzeugung und darf nicht zu einem methodischen Plapperwerk herabgewürdiget werden, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein,

dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen."

9) Die gegenwärtigen Zustände der protestantischen Kirche.

Ganz anders, ja man kann sagen mit erschreckender Rücksichtslosigkeit, verfolgt die kirchliche Reaction, welche nach der tumultuarischen Reformbewegung v. J. 1848 zugleich mit der politischen eingetreten ist, ihren leidigen Zweck, alle geistigen Lichtelemente aus der protestantischen Kirche zu verbannen und den Autoritätsglauben zur unbedingten Geltung zu bringen. Wer sieht nicht, daß die Partei der protestantischen Geistlichkeit, welche für den alten Autoritätsglauben eifert, auf katholischem Boden steht und mit dem Geist des Protestantismus in Opposition tritt. Um über diese Stellung keinen Zweifel übrig zu lassen, legen auch viele von diesen glaubenseifrigen Pastoren fast dasselbe Gewicht auf die Sacramente, welches die Katholiken, ihrem Princip gemäß, von jeher darauf gelegt haben, ja, sie machen diese symbolischen Handlungen zu mystischen Gnadenmitteln, welche mit geheimnißvoller, magischer Kraft auf die Theilnehmer ohne alles Zuthun derselben beseligend wirken sollen, selbst wenn diese beharrliche Sünder oder unwissende Kinder sind. Auch von der

Ordination reden diese Herren, als wenn diese ein solches wunderwirkendes Sacrament wäre und den heiligen Geist beschwören könnte, in jede Persönlichkeit, gleichviel ob würdig oder nicht, einzugeben.

So wie der Papst gegen alle Versöhnungsacte, Friedensschlüsse und Toleranzverträge zwischen der katholischen und protestantischen Kirche protestirt, widersetzen sich auch diese katholisirenden Geistlichen der schönen Einigkeit, welche seit der Stiftung der evangelischen Union zwischen Lutheranern und Reformirten bestanden hat, ja, sie setzten alles daran, diese Union und somit eines der glänzendsten Denkmale, das sich der Hochselige König von Preußen unter dem Beifallsrufe aller ächten Religionsfreunde gestiftet hat, zu zerstören, und leider ist dieses ihnen auch schon großentheils gelungen, obgleich mit diesem Vorgehen gegen eine Stiftung, die schon seit mehrern Decennien Wurzel gefaßt hat, die ärgerlichsten Zerwürfnisse in die vorher so friedlichen unirten Gemeinden gekommen sind. Erinnert dies unverantwortliche Verfahren nicht an die traurigen Zeiten des 16. Jahrhunderts, wo aus dem Lager der fanatischen Lutheraner das Feldgeschrei erscholl: „Lieber türkisch als calvinisch," wo die sogenannten kryptocalvinischen Professoren in Wittenberg mit unerbittlicher Strenge verfolgt wurden, nachdem schon früher der milde Melanchthon wegen seiner Begünstigung der Reformirten angefeindet worden war? Confessionalismus! das ist das Losungswort

welches jetzt auf allen Pastoralconferenzen bis zum Ekel wiederholt wird. Wenn nur das Bekenntniß gewahrt wird, dann mag in der protestantischen Kirche Friede, Einigkeit, Duldung, oder Zwietracht, Unduldsamkeit und Verfolgung herrschen, das scheint den frommen Herren ziemlich gleich zu sein. Von christlicher Tugend ist in ihrer Versammlung wenig die Rede, denn die Tugendhaftigkeit ist, wie sie klagen, das Steckenpferd der rationalistischen Prediger und deswegen bei ihnen nicht besonders beliebt, nur die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben stammt, versteht sich aus dem orthodoxen Glauben, hat Werth in ihren Augen.

Dieser Bekenntnißcultus, sagt Schwarz in seiner Geschichte zur neuesten Theologie, ist die Richtung auf eine todte, äußerliche, traditionelle, dem Bewußtsein und dem Leben der Gegenwart entfremdete Objectivität, welche mit Nothwendigkeit zu der katholischen Theorie von Weihe und Kirchenamt führt. Gilt doch in diesen Kreisen die Macht der Subjectivität, eines lebendigen, durch alle Kräfte des Gewissens wie des Wissens vermittelnden Glaubens, nichts gegenüber der kirchlichen Tradition. Wenige bedenken, daß das Subject mit seinem Innersten bei jedem religiösen Acte dabei sein müsse, daß alles ein äußeres werthloses Ding bleibe, was nicht durch das Innerste durchgegangen, daß diese Innerlichkeit des Subjects nicht bloß eine passive Empfänglichkeit sei, sondern ein mitthätiger,

das Object reinigender und umgestaltender Factor im religiösen Proceß. Auf die Durchbildung dieses Gedankens ging offenbar die Reformation aus und das Fortbestehen des Protestantismus hängt von der fernern Fortbildung desselben ab.

Wie diese Ultralutheraner, die weit hinter Luther zurückgehen, die Pflicht der Duldung und der christlichen Liebe üben, geht schon aus ihrer feindlichen Stellung gegen die Union hervor, nicht zu gedenken, daß durch ihren Einfluß auf die Regierungen, die freien Gemeinden und die Deutschkatholiken todt gemaßregelt worden sind. Wo sie in den Consistorien Sitz und Stimme haben, da werden alle freisinnigen Prediger, ohne Rücksicht auf ihre moralische Tüchtigkeit und ihre bisherige segensvolle Wirksamkeit in ihren Gemeinden, entfernt, oder man läßt sie auf schlechten Pfarrstellen verkümmern, während die Parteimänner, die oft kein anderes Verdienst haben, als daß sie recht laut in die Glaubenstrompete stoßen, befördert werden.

Die Korrphäen dieser Partei haben auch gar kein Hehl, daß sie nicht gesonnen sind, Duldung zu üben, sie erklären ja öffentlich die Toleranz für ein Zeichen der Schwäche und religiösen Gleichgültigkeit, deren sich ein rechtgläubiger Christ nicht schuldig machen dürfe; der Rationalismus ist ja in ihren Augen nicht viel besser als Heidenthum, welches zu verfolgen und auszurotten die Pflicht des rechtgläubigen Christen sei. Diese Consequenz spricht unter andern der bekannte

F. W. Krummacher ganz unverhohlen aus. Dieser Mann, überzeugt, daß der Apostel Paulus von der Annahme seiner Dogmatik die ewige Seligkeit abhängig mache, hält alle christliche Milde und Duldung für eine Schwachheit des sündlichen Fleisches. Schon früher hat er in einer Schrift: Elias der Thisbiter, den frommen Wunsch ausgesprochen, daß alle Rationalisten, wie die Baalspfaffen hingeschlachtet werden möchten. Später, im Jahre 1839, benutzte er eine Gastpredigt in Bremen, um die ganze nicht orthodoxe Gemeinde und somit auch seinen, nichts weniger als orthodoxen Vater zu verfluchen und in den Glutofen der ewigen Verdammniß zu werfen. Daraus entwickelte sich ein Streit, der dem würdigen Paniel endlich das Leben kostete (S. Protestantische Kirchenzeitung Nr. 44, 1856).

Dieser alttestamentliche Zelotismus ist keine vereinzelte Erscheinung, gar viele hochgestellte Geistliche huldigen ihm und finden Beifall bei den weltlich Hochgestellten.

Wir dürfen uns über diese Verfolgungssucht der modernen Glaubenseiferer nicht wundern. Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkung, die Kirchengeschichte liefert aber den Beweis, daß der s. g. orthodoxe Glaube fast immer mit Unduldsamkeit Hand in Hand geht, und daß das Bestreben, ihn zur allgemeinen Geltung zu bringen, fast nothwendig mit der Verfolgung der Andersdenkenden verbunden ist. Danken wir dem gütigen Himmel, daß dieser Verfolgungseifer jetzt in

unserer Civilisation keine Schranken findet, daß, wie die unsinnigen Zeloten sich auch gebahren mögen, sie doch keine Scheiterhaufen, keine Kriegsflammen anzünden, keine Bartholomäusnächte anstiften können. Mögen unsere neukatholischen Geistlichen auch noch so stark katholisiren, sie können doch nicht mit Excommunication, Bann und Interdict um sich werfen, sie haben, wenn sie ihren moralischen Einfluß aufgeben, gar keine Gewalt mehr über die Laienwelt, nur gegen ihre freisinnigen Amtsbrüder können sie ihren Haß auslassen.

Da, wie Krug bemerkt, Begriffe, die einen innern Widerspruch enthalten, falsche Wechsel sind, die von der Sprache an den Verstand ausgestellt, aber von diesem mit Protest zurückgewiesen werden, so darf man sich nicht wundern, wenn die Kirche ihre Anweisungen nicht an den Verstand und die Vernunft, sondern an den blinden Glauben stellt, und sonach läßt sich ihr Vernunfthaß, ihre Verdächtigung des Rationalismus leicht erklären. Das in der freien Luft der modernen Bildung schon ziemlich morsch gewordene Gebäude ihrer Dogmatik würde gar bald zusammenstürzen, wenn die freie Prüfung erlaubt und begünstiget wäre. Aber die Glaubenseiferer machen sich in dieser Beziehung einer auffallenden Inconsequenz schuldig, indem sie einerseits behaupten, das Fundament des alten Glaubens stehe so fest, daß selbst die Pforten der Hölle es nicht überwältigen konnten, und andrerseits doch in Furcht und Schrecken gerathen, wenn die Prüfung desselben

zu nahe tritt. Was ist das für ein Bau, der es nicht verträgt, daß man mit dem kleinen Finger daran rühre? Die hohen Kirchenbehörden sagen zwar: die Prüfung ist frei, aber sie soll nur keine Resultate aufstellen, welche dem Unglauben in die Hände arbeiten. Das heißt mit der einen Hand zurücknehmen, was man mit der andern gegeben hat. Eine Prüfung, die von gegebenen Voraussetzungen ausgehen soll und deren Ergebniß vorgeschrieben ist, ist eine illusorische, wodurch sich bloß Kinder täuschen lassen, das liegt auf der Hand.

Es ließe sich wenig gegen die alten Glaubenssatzungen sagen, wenn sie als alte ehrwürdige, der Kirche immanente Momente ihrer Entwicklung betrachtet würden, so daß ihre Aufnahme der freien Ueberzeugung der Kirchenglieder überlassen bliebe und diejenigen, welche sich mehr an die Lehre Jesu, als an die hergebrachten kirchlichen Formen halten, nichtsdestoweniger für gute Christen gälten. So ist es aber nicht, vielmehr sind die orthodoxen Machthaber in der Regel auf Gewaltmaßregeln bedacht, um den alten Kirchenglauben unangetastet aufrecht zu erhalten, und wenn man in diesen Tagen auch nicht mehr mit Kerker, Folter, Scheiterhaufen u. s. w. gegen die Ungläubigen und Ketzer vorgeht, so wird doch häufig directer und indirecter Zwang angewendet, um die rationalen Elemente, welche der wissenschaftliche Fortschritt in die Kirche gebracht hat, wieder auszuscheiden und die

Abtrünnigen zurückzuführen. Aber man bedenkt nicht, daß durch dieses Verfahren nur Heuchler gemacht werden, also die christliche Sittlichkeit mehr verliert, als der Glaube gewinnt. Denn wenn, wie jetzt geschieht, von dem Beharren beim alten Kirchenglauben der Genuß gewisser bürgerlichen Rechte und Staatswohlthaten abhängig gemacht wird, so werden nur wenige von den, auf alle mögliche Weise geplagten Dissidenten geneigt sein, Märtyrer ihrer Ueberzeugung zu werden, die meisten werden der Versuchung unterliegen, durch scheinbare Unterwürfigkeit unter den Willen der strengen Staats- und Kirchenbehörden ihre bürgerliche Stellung zu sichern und vielleicht ihre ganze Subsistenz zu retten. Somit wird der Heuchelei und Lüge Thor und Thür geöffnet und die Kirche geräth in Verdacht, daß es ihr nur um frommen Schein, um leeres Wortbekenntniß zu thun sei.

Dieses Bestreben, das geistige Licht des Denkens von der Kirche auszuschließen, damit die alten Satzungen nicht in ihrer Vernunftwidrigkeit erkannt und der blinde Glaube der Kirchengemeinde nicht sehend werde, erstreckt sich auch folgerichtig auf die Schulen, indem man auch hier die Lehrfreiheit eng beschränkt und Sorge trifft, daß das Licht der rationalistischen Aufklärung nicht eindringe und in den jungen Seelen der Geist der Prüfung nicht erweckt werde. Die stehenden Formen des überlieferten Kirchenglaubens werden den weichen jugendlichen Gemüthern tief eingeprägt und

gleichsam eintättowirt, damit sie unauslöschlich bleiben und unvergänglich verhalten für die ganze Lebenszeit. Man bedenkt nicht, daß mit der schweren Last, die man dem Gedächtniß der Kinder aufbürdet, die in ihrer Brust liegenden zarten, religiösen Keime erstickt werden.

So werden alle Rücksichten auf Sittlichkeit, Kultur, Humanität und wissenschaftliche Bildung hintenangesetzt, um nur das eingebildete Kleinod des erthodoxen Glaubens zu retten und unangetastet zu erhalten.

Es ist freilich leichter für die eifernden Priester, ihr Christenthum durch das starre Festhalten an irrationalen Glaubensformeln und durch Schmähungen und Verläumdungen gegen alle Andersdenkenden zu beweisen, als durch ächt christliche Gesinnungen und Handlungen. Aber diese rücksichtslosen Eiferer sind gerade die schlimmsten Feinde des Christenthums, denn durch Lieblosigkeit, Haß und Verfolgung wird das Reich Gottes zerstört, welches Jesus auf der Erde zu stiften sich so angelegen sein ließ.

Es ist eine traurige Erfahrung, die wir in so vielfältiger Beziehung machen müssen, daß unter den schmutzigen Händen der theorischten Menschen auch die besten Gaben Gottes sich verunreinigen. Dieses Schicksal hat auch die herrliche Gottesgabe des Christenthums gehabt. Selbstsucht, Unverstand, Dummheit und Bosheit haben sich in die Hände gearbeitet, und alles mögliche gethan, um eine auf die gründliche

Besserung des menschlichen Herzens, auf eine totale Sinnesänderung ihrer Anhänger berechnete Religion zu einem Gewebe von mystischen Formeln zu machen, die kein menschlicher Verstand zu fassen vermag, und die Kirche, die nach Jesu Absicht, ein durch Liebe verbundener Verein sein sollte, in ein Rüsthaus zu verwandeln, aus welchem die unduldsamen Glaubenseiferer die Waffen nahmen, um diejenigen zu verfolgen, welche das Schibolet einer gewissen Glaubensform nicht nachsprechen konnten oder wollten. So ist es gekommen, daß eine Anstalt, die auf die Befreiung der Menschen von Wahn, Irrthum und Sünde berechnet war, sich gar häufig in eine finstere Glaubensdespotie verwandelte, welche die Gläubigen nur fester mit den Banden des Aberglaubens umstrickte und die geistige Finsterniß zu einer stehenden zu machen suchte. Auch in diesen Tagen, wo die Reaction in allen Kreisen des gesellschaftlichen Lebens so thätig ist, werden diese Versuche erneuert, aber sie werden auf die Dauer keinen Erfolg haben und die Stimmen, welche sich von allen Seiten für die religiöse Freiheit erheben, werden nicht fernerhin wie bisher ignorirt werden können, und der menschliche Geist wird auch auf dem religiösen Gebiete freie Bewegung gewinnen. Wenn das Christenthum eine Zukunft haben soll, muß es die kirchlichen Verunstaltungen abthun und zu seiner ursprünglichen herzgewinnenden Einfachheit und Klarheit zurückkehren.

10) Von dem Verhältnisse des Staats zur Kirche, so wie überhaupt zum sittlichen und religiösen Leben des Volks.

Ueber das Verhältniß des Staates zur Kirche ist viel gesprochen, geschrieben und gestritten worden, aber daß das rechte harmonische Verhältniß noch nicht gefunden, wenigstens noch nicht praktisch aufgestellt ist, davon liefern die verschiedenen Conflicte, in welche der Staat mit der Kirche von Zeit zu Zeit geräth, den schlagendsten Beweis. Wenn man die Frage so stellt, ob der Staat die Kirche oder diese jenen beherrschen soll, wird das rechte Verhältniß von vornherein verschoben, denn keine von diesen beiden Alternativen entspricht den Forderungen der Vernunft, so wie denn überhaupt in diesen Tagen auch in reinpolitischer Beziehung nicht mehr von Herrschen, welches den Begriff der willkürlichen Gewalt in sich schließt, sondern von Regieren (Lenken, Leiten, Bilden) die Rede sein sollte, wie ich weiter oben zu beweisen gesucht habe. Der Staat soll weder die Kirche noch diese den Staat beherrschen, sondern beide sollen als gleichberechtiget neben einander stehen und sich innerhalb ihrer Sphäre mit vollkommner Freiheit bewegen. Weil aber der Staat doch Alles, was sich in seinem Kreise befindet, zu beaufsichtigen, zu schützen und nöthigenfalls auch zu beschränken hat, so wird auch die Kirche in Bezug

auf ihre äußere Form die Oberhoheit des Staates anzuerkennen haben, und sich unter seine Macht beugen müssen, wenn sie dessen Rechten etwa zu nahe treten sollte. Auch hat der Staat das Recht, solchen kirchlichen Lehren entgegen zu wirken, die mit seinen Rechten und Pflichten im Widerspruch stehen oder der Sittlichkeit, der Ruhe und dem Wohlstande des Volkes nachtheilig sind, denn dergleichen Lehren sind gewiß nicht christlich. Da nun die römischkatholische Kirche von jeher die Tendenz gezeigt hat, den Staat zu beherrschen oder doch sich der Aufsicht des Staates zu entziehen, so hat es zu keiner Zeit an Conflicten zwischen dem Staat, vorzüglich zwischen dem protestantischen Staat und dieser Kirche, d. i. den hohen und höchsten Würdenträgern derselben, gefehlt, wie denn vor einigen Jahren ein solcher Zusammenstoß, zwischen dem Episcopat der oberrheinischen Kirchenprovinz mit fünf Regierungen zugleich, zu beklagen war. Wenn bei solchen kirchlich-politischen Streitigkeiten der Staat auch weiter nichts thut, als seine unläugbaren Regierungsrechte zu behaupten, so erheben doch die von ultramontanen Einflüssen inspirirten geistlichen Herren sogleich ein entsetzliches Geschrei, klagen, daß die Freiheit der Kirche angetastet sei, und wenn sie an die gelobte Pflicht des Gehorsams erinnert werden, so ist ihre gewöhnliche Ausflucht der Spruch: man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen; als wenn Gott den Meineid befehlen könnte. Aber nur für sich

nimmt die katholische Hierarchie die Freiheit in Anspruch, sie will unabhängig sein in ihrer alten Praxis, das Volk in den Banden des finstern Aberglaubens und der Unwissenheit zu erhalten; darum wehrt sie sich so verzweifelt gegen die Einflüsse des geistigen Lichts, das in ihre Schulen durch die Vermittlung aufgeklärter Regierungen eindringen könnte; denn der Gott, dem sie über Alles gehorcht, ist ihre Ehr- und Herrschsucht und in letzter Instanz der Papst, dessen Decrete mehr gelten, als die Aussprüche Jesu und seiner Apostel, oder die Mahnungen der Vernunft und des Gewissens.

Bei der protestantischen Kirche ist das Verhältniß umgekehrt, sie muß sich nicht selten unter die Herrschaft der Staatsregierungen beugen und da die Regenten zugleich die höchsten Bischöfe der Landeskirchen sind und ihre besondern religiösen Ansichten zur Geltung zu bringen wissen, so darf man sich nicht wundern, wenn diese Kirche nicht bloß in katholischen, sondern auch in manchen protestantischen Ländern eine unter dem Druck stehende (ecclesia pressa) ist und Perioden für sie eintreten, wo man von dem protestantischen Princip der freien Forschung und Prüfung wenig oder nichts wahrnimmt, so daß selbst Fälle vorgekommen sind, wo die Resultate die Forschung von protestantischen Gerichten, als wären es katholische Ketzergerichte, verdammt werden sind. Aber diese Zustände sind vorübergehend, denn da die protestantische Kirche nicht

bloß in der Geistlichkeit, sondern vorzüglich in dem sich zu ihr bekennenden Volke ihre Wurzel hat, so gewinnt sie bald in dem aufstrebenden Volksgeiste die verlorne Elasticität wieder, und wirft die Fesseln von sich, die sie einige Zeit hat tragen müssen, daher ist es trotz aller Religionsedicte und Glaubensgebote bis jetzt noch nie auf die Dauer gelungen, die protestantische Freiheit zu unterdrücken.

Um die irrigen Vorstellungen, durch welche die Kirche in eine ungehörige oder schiefe Stellung zum Staate gebracht wird, zu berichtigen und alte Vorurtheile zu beseitigen, muß man sich zuvörderst einen richtigen Begriff von der christlichen Kirche und von der Aufgabe die sie zu lösen hat, zu machen suchen.

Ich habe oben gezeigt, daß die christliche Kirche ursprünglich aus der Idee unsers Heilands, ein Reich Gottes auf Erden zu stiften, hervorgegangen ist, und daß, wenn man von einer einzigen, wahren und allein seligmachenden Kirche spricht, man diese Idee mit der Wirklichkeit verwechselt.

Wie wenig also diejenigen Theologen, welche das Wesen ihrer Kirche in einer unveränderlichen Stabilität suchen, den Zweck Jesu erkannt haben, liegt auf der Hand. Wie könnte von einem Stillstande bei denen die Rede sein, an welche das Gebot des Erlösers gerichtet ist: Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist? Kann wohl irgend ein stabiler Kirchenglaube den geringsten Werth

haben, der diesen Fortschritt zur sittlichen Vollkommenheit aufhält? — Wenn diese Betrachtungen allgemeinen Eingang fänden, so würde das unselige Vorurtheil, nach welchem so Viele nur in ihrer Kirche das wahre Heil und außer derselben eitel Ketzerei und Verderben sehen, und mit ihm alle die unseligen Konflicte der katholischen Kirche mit der protestantischen, worüber sich jetzt die Staatsregierungen zu beklagen haben, für immer wegfallen.

Man kann indeß den Begriff der Kirche auch noch weiter fassen, so daß er auch auf andere als christliche Religionsvereine paßt. In dieser Allgemeinheit, nach welcher der kirchliche Begriff auf jeden religiösen Verein, der in der bürgerlichen Gesellschaft eine gültige Stellung einnimmt, bezogen wird, ist die Kirche diejenige Form der menschlichen Gemeinschaft, unter welcher die Völker zur Frömmigkeit, d. i. zu einer gottergebenen Gesinnungs- und Handlungsweise erzogen und gebildet werden sollen, also eine Bildungsanstalt, in welcher die Bedürfnisse des religiösen Bewußtseins und des moralischen Gefühls ihre Befriedigung finden.

Die moralische Macht des Gottesbegriffs verwirklicht sich für die Menschheit erst mittels der kirchlichen Vereine. In der Geschichte der Entstehung, Erhaltung und Fortbildung derselben tritt das allgemeine Wesen der Religion, die vernunftmäßige Vernehmung der Offenbarung Gottes in der Weltgeschichte unter der Form der positiven Religion hervor, und nur eine

solche kann dem, der philosophischen Forschung fernstehenden Volke genügen. Wie verschieden aber auch diese Formen sein mögen, wenn nur das Allgemeine des Religionsbegriffs, das Verhältniß des denkenden Einzelwesens zum höchsten Urwesen, — das Begründende der Gottesverehrung ist, so läßt sich wohl eine Uebereinstimmung aller religiösgesinnten Menschen denken und diese wird um so inniger sein, je weiter die Fortschritte sind, die eine Generation in der Gesittung gemacht hat. Wenn also das Wesen der Kirche in die Belebung religiöser Gefühle und guter Gesinnungen gesetzt wird, so kann der Umfang derselben sehr weit und vielumfassend gedacht werden. Und nach diesem umfassenden Begriff sollte der Staat die Kirche denken, weil er ja alle ihm Angehörigen mit gleicher Sorgfalt und Unparteilichkeit umfassen soll und unter denselben nicht bloß Christen und christliche Secten, sondern auch Nichtchristen sein können. Der Staat würde gar kein Interesse haben, sich um die Religion und die kirchlichen Angelegenheiten seiner Angehörigen zu bekümmern, wenn nicht die Religion der stärkste Hebel wäre, wodurch die sittlichen Triebfedern in der Menschenbrust in Bewegung gesetzt werden, und wenn man nicht in der Kirche dasjenige Institut anzuerkennen hätte, durch welches dieser Hebel fortgesetzt gehandhabt wird. Es muß jedem Staate, der seinen hohen Zweck erkennt, daran gelegen sein, sittlichgebildete Bürger zu haben, denn nur diese werden den bestehenden Gesetzen

stets bereitwillig Gehorsam leisten und ihre Staatspflichten ohne Murren und Vorbehalt erfüllen. Je größer die geistige und sittliche Bildung eines Volkes ist, desto blühender, wohlhabender und mächtiger wird der Staat sein, zu welchem es gehört. Ein Reich kann scheinbar sehr groß, mächtig und furchtgebietend dastehen, wenn aber die Volksschichten vom Gifte der Unsittlichkeit oder des Lasters durchfressen sind, so geht dasselbe langsamer oder schneller seinem Verfalle entgegen, wie z. B. die Geschichte des großen römischen Weltreiches lehrt. Es ist auch wohl nicht leicht eine civilisirte Staatsregierung zu finden, welcher der sittliche Zustand ihrer Unterthanen gleichgültig wäre und wir sehen überall zur Beförderung der Volksmoral viele Gesetze, Verordnungen und Verbote erlassen. Aber freilich ist die Sittlichkeit eines Volkes Etwas, das nicht auf Commando entsteht. Der sittliche Keim in der Menschenbrust will von zarter Kindheit an sorgfältig gepflegt sein, wenn er sich entfalten und gedeihliche Früchte tragen soll. Ein Regent, der gewohnt ist, Alles durch Befehle zu erzwingen, mag seinen Unterthanen noch so oft sagen: „ihr sollt anständig, ehrbar, sittsam und gehorsam sein,“ er wird durch alle seine Mahnungen und Drohungen wenig mehr bewirken, als einen gewissen äußern Schein, der nicht vorhält, wenn die Gesittung nicht das Innere der Bevölkerung durchdrungen hat.

Die Sittlichkeit ist eine Pflanze, welche die sorg-

fältigste Pflege verlangt und eine Staatsregierung, die in diesem Felde der sittlichen Cultur nicht gesäet hat, darf auch keine erwünschte Ernte erwarten. Das erkennen auch in diesen Tagen die Lenker des Staatslebens und suchen mit rühmlichen Eifer alle die Anstalten zu befördern, wo die Sittlichkeit den Gemüthern eingepflanzt und genährt wird. Da nun aber die Sittlichkeit ihre stärkste Stütze in der Religion findet und die Pflege religiöser Gefühle der Kirche obliegt, so ist hiermit der Vereinigungspunkt gefunden, in welchem die Zwecke der Kirche mit denen des Staats zusammenlaufen, und der Staat hat die volle Befugniß, ein Aufsichtsrecht über die Kirche in Anspruch zu nehmen, nicht insofern sie die Verwahrerin gewisser Dogmen oder Glaubenssätze sein will, sondern inwiefern sie die Pflegerin eines sittlich-religiösen Lebens sein soll. Der Staat hat demnach nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht bei der Berufung und Prüfung derjenigen Geistlichen, welche an der sittlich-religiösen Bildung des Volks arbeiten sollen, mitzuwirken, damit dieses Geschäft nicht unwürdigen und unfähigen Männern anvertraut werde; und aus denselben Gründen hat er dieses Recht auch bei der Berufung der Schullehrer geltend zu machen, weil in der Erziehung und dem Jugendunterricht die lebendige Wurzel der künftigen Volksbildung zu suchen ist. Nach dem besondern dogmatischen Glauben, den jede Kirche von ihren Organen fordert, hat aber der Staat kein Recht zu

fragen, denn wie gesagt, es kommt ihm bei dieser Concurrenz mit der Kirche bloß auf die Frage an, in welcher Weise die sittliche Bildung seiner Angehörigen am besten gefördert werden könne. Sollte im Staatsgebiete eine Secte auftauchen, welche Grundsätze hegte, die mit der Sittlichkeit oder mit einer guten Staatsordnung unverträglich sind, so darf der Staat eine solche Religionspartei nicht dulden, denn so wenig auch der Staat befugt ist, sich in religiöse Controversen zu mischen, so ist er doch in seinem vollen Recht, solche kirchliche Meinungen und Gebräuche zu bekämpfen, welche der Volksmoral schädlich sind und offenbar Laster und Ausschweifungen begünstigen. Deswegen hat er auch überhaupt den religiösen Aberglauben zu bekämpfen, weil derselbe immer mehr oder weniger schädlich ist.

Diese hier ausgesprochenen Ansichten sind so natürlich und fließen so ungezwungen aus dem Begriff und aus der Bestimmung von Staat und Kirche, daß man sich wundern muß, warum sie bisjetzt noch so wenig Anerkennung gefunden haben. Aber freilich, es fehlt auch noch viel, daß selbst diejenigen, welche am heftigsten für die Interessen der Kirche eifern, richtige Begriffe von dem Berufe oder der Mission derselben haben und am wenigsten fällt ihnen ein, daß die christliche Kirche eigentlich ein Gottesreich, oder doch ein Institut sein soll, worin mit Eifer an der Gründung eines solchen Reichs, wo Einigkeit und Liebe,

Friede und Freude herrschen sollen, gearbeitet wird. Fast allgemein, und namentlich auf katholischem Boden, ist die Meinung verbreitet, daß die Kirche sei die Verwahrerin des allein selig machenden Glaubens, gleichsam ein heiliges, unantastbares Gefäß, worin die wunderbaren Geheimnisse und mystischen fast zauberischen Gnadenmittel aufbewahrt werden, ohne deren Gebrauch der Mensch nicht zur Seligkeit gelangen könne. Da nun der Priester allein das Recht in Anspruch nimmt, diesen Gnadenschatz zu verwalten und den Gebrauch desselben zum Besten des Gläubigen zu vermitteln, so ergiebt sich die natürliche Folge, daß von Seiten des Klerus jede profane Hand zurückgewiesen wird, welche einen Eingriff in diese Heiligthümer wagen könnte. — Der Staat, welcher die Freiheit des Glaubens achtet, wird sich auch eines solchen Eingriffs enthalten, denn jede Kirche hat das Recht, die Seligkeit ihrer Angehörigen nach ihrer Art und Weise zu befördern. Denn der Staat hat durchaus keine Verpflichtung, für die künftige Seligkeit seiner Angehörigen Sorge zu tragen, er überläßt dies Geschäft bereitwillig der Kirche, indem er sich das irdische Wohl seiner Schutzbefohlnen vorbehält und sie zu guten und nützlichen Staatsbürgern zu bilden sucht. In den Arbeiten, die er in dieser Absicht unternimmt, muß ihm aber die Kirche freie Hand lassen, denn er steht in dieser Beziehung auf dem Boden seines Rechts und seiner Pflicht. Im Grunde laufen

diese beiden Aufgaben des Staates und der Kirche in Beziehung auf Volksbildung einander so parallel nach demselben Ziele hin, daß man nicht begreift, wie sie sich durchkreuzen oder einander hindern könnten. Denn so viel wird man mir doch wohl zugeben, daß, wer ein schlechter pflichtvergessener Staatsbürger ist, unmöglich ein guter Himmelsbürger werden kann, und wenn das künftige Leben zu dem gegenwärtigen sich etwa so verhalten sollte, wie eine höhere Schulklasse zu einer niedern, so würde die Tüchtigkeit für das Welt- und Staatsleben zugleich die unerläßliche Bedingung für den Eintritt in ein höheres Leben sein, welches wir Himmel nennen. Mag die Kirche immerhin in dem Besitz besonderer mystischer Gnadenmittel sein, dieselben können unmöglich wie Zauberkräfte wirken, so daß durch deren Gebrauch dem Menschen ohne Rücksicht auf sein sittliches Verhalten die ewige Seligkeit verschafft würde, sondern die moralische Tüchtigkeit oder die Tugend muß immer die Hauptbedingung (conditio sine qua non) zur Erreichung des erhabenen Zwecks der Seligkeit bleiben, und jene Gnadengaben nebst dem Glauben an ihre Wirksamkeit können höchstens nur den Werth von subsidiarischen Hülfsleistungen haben, um dem Frommen das Streben nach sittlicher Vollkommenheit zu erleichtern. Zu welchen besondern Dogmen eine Kirche sich auch bekennen mag, sie darf die Mission nicht von sich weisen, zugleich eine Bildungsanstalt zu sein, der das Geschäft obliegt, die

geistigen und sittlichen Anlagen ihrer Angehörigen zu entwickeln, und da der Staat sich ebenfalls zu dieser Mission bekennt, so gehen Beide, Kirche und Staat in dieser Beziehung Hand in Hand und unterstützen sich gegenseitig.

Die römische Kirche macht sich daher einer ungeheuern Anmaßung schuldig, wenn sie dem Staate sein Recht, in der sittlich-religiösen Volks- und Jugendbildung mitzuwirken, und darauf zu sehen, daß dasselbe fähigen und würdigen Männern anvertraut werde, streitig macht, und zeigt zugleich, daß es ihr mehr um den Nimbus ihrer geistlichen Würdenträger, als um gute Volks- und Jugendbildung zu thun ist, wenn wenn sie sich dem Eindringen des geistigen Lichts widersetzt, welches die von einem freisinnigen Staate angestellten Lehrer in ihre Schulanstalten bringen konnten. Der Staat darf aber dieses Recht nicht aufgeben, weil es, wie gesagt, zugleich seine Pflicht ist, für die gute Bildung seiner Angehörigen zu sorgen und eine Pflicht unter keiner Bedingung aufgegeben werden darf.

Dagegen muß aber auch, wie gesagt, der Staat jeder Kirche ihr Recht lassen, über ihre Dogmen, Liturgien und Ceremonien selbstständige Bestimmungen zu treffen, er soll ihr in dieser Beziehung vollkommene Freiheit gestatten, sei es nun, daß sie, wie die katholische Kirche, an diesen Formen unveränderlich festhält, oder dieselben, wie die protestantische, so zu entwickeln

und fortzubilden sucht, daß sie der religiösen Einsicht des Zeitalters entsprechen. Nur dafür hat der Staat nach Möglichkeit Sorge zu tragen, daß keine Kirche den sittlichen Boden verliere und Elemente in sich aufnehme, welche die Bildung des Volks zur ächten Humanität hemmen und zurückdrücken, anstatt sie zu befördern.

Wenn ich bisher die Punkte berührte, über welche sich der Staat der katholischen Kirche gegenüber zu beklagen hat, so komme ich jetzt zu dem Punkt, in Beziehung auf welche die protestantische häufig zu Klagen veranlaßt wird, die nicht ungegründet sind, indem der Staat aus mißverstandenem Religionseifer nicht selten die freie Entwicklung, die im Charakter des Protestantismus liegt, zu hemmen und dieser Kirche das Gepräge der Stabilität aufzudrücken sucht, welches ihrem zum Fortschritt geneigten Wesen durchaus widerstreitet.

Dieses Streben, der protestantischen Kirche die starre Stabilität zu geben, welche die katholische immer gehabt hat, geht von der falschen Meinung aus, daß mit dem alten Glauben auch die alte Frömmigkeit und Rechtschaffenheit zurückkehren würde, obgleich die Nichtigkeit dieser Erwartung längst durch die Erfahrung bewiesen ist. Die frommen Glaubenseiferer dringen darauf, daß der germanische Staat vor allen Dingen ein christlicher sein müsse, welche Forderung vollkommen zu billigen sein würde, wenn sie so gemeint wäre, daß die christliche Moral und die Gesinnungstüchtigkeit,

die in Jesu ihr Vorbild hat, sich nach und nach durch alle Schichten der Staatsgesellschaft verbreiten sollten, aber wir werden bald gewahr, daß es mit dieser Forderung nur auf die Verbreitung des alten Glaubens, auf die Fixirung der kirchlichen Glaubensbekenntnisse abgesehen ist, eine Forderung, die, wie ich oben gezeigt habe, mit dem Zwecke des Staates durchaus nicht harmonirt, da er sich um die Dogmen oder Glaubenssätze der in ihm enthaltenen Religionsgesellschaften gar nicht zu bekümmern, sondern nur dafür zu sorgen hat, daß keine derselben den moralischen Boden verliere. Es ist daher offenbar eine Ueberschreitung seiner Befugnisse, wenn der Staat sich anmaßt, über die Gewissen zu herrschen und ein Normalmaß des Glaubens aufzustellen, gesetzt auch, es wäre von dem allein seligmachenden Glauben die Rede, denn der Staat hat nun einmal den Beruf nicht, seine Unterthanen für die ewige Seligkeit zu bilden und vorzubereiten, und muß sich begnügen mit dem Geschäft ihrer Bildung zu guten, brauchbaren und zufriedenen Welt- und Staatsbürgern, und wahrlich, wenn ihm dieses gelingt, hat er Großes geleistet. Der Staat sollte nie die Farbe einer besondern politischen oder kirchlichen Partei tragen, seine Religion sollte bestimmt sein durch den allgemeinen Glauben an die moralische Weltordnung Gottes, verbunden mit dem Streben, die heiligen Gesetze derselben in das Bewußtsein seiner Bürger zu bringen, denn nur insofern er von religiösen Einzelwesen be-

völkert ist hat er Religion. Eine bloß künstliche oder moralische Persönlichkeit, wie der Staat ist, kann den ethischen Gesetzen nicht unterstehen, d. h. er kann weder tugendhaft noch lasterhaft, weder religiös noch irreligiös, christlich oder unchristlich sein, weil es keine objective Gesammtgesinnung giebt, und doch allein auf der Gesinnung die Moralität, und folglich auch die Religiösität beruht. Ein Unpersönliches oder eine fingirte Person kann wohl als Subject von Rechtsverhältnissen gelten, wie sie aber ihr Gemüth zu Gott erheben, einen Glauben, eine Religion haben könne, ist nicht einzusehen, denn dazu gehört die innerliche Gemüthsbeschaffenheit des einzelnen Subjects. Also nicht der Staat als Abstractum, wohl aber der Träger der Staatsgewalt kann Religion haben, er überschreitet aber seine Befugniß und verkennt den Zweck des Staates, deren Repräsentant er ist, wenn er seine Macht dazu braucht, um seinen Unterthanen seine Religionsansichten aufzudrängen. Würde den Regenten dieses Recht zugestanden, so würde die traurige Folge sein, daß heute eine Religionsrichtung gedrückt und verfolgt würde, die gestern in Gunst stand oder umgekehrt, denn die menschlichen Ansichten ändern sich, wie man eine Hand umwendet, und in der Regel tritt eine solche Veränderung mit jedem Regentenwechsel ein. Einen Beleg für die Wahrheit dieser Bemerkung giebt unter andern die Regierung Heinrichs VIII. v. England und seiner nächsten Nachfolger.

Der Staatsregent kann seine besondere Hofkirche haben und sie nach seinen religiösen Bedürfnissen einrichten, aber er sollte den Versuch von sich weisen, sie zur Staatskirche zu machen, oder sie als Muster für die protestantische Kirche hinzustellen. Da der Staat nur über die Handlungen, nicht über die Gesinnungen und die Gewissen seiner Bürger zu richten, nicht ihr ewiges, sondern ihr zeitliches Wohl zu befördern hat, überschreitet er seine Berechtigung, wenn er sich anmaßt, eine bevorrechtete stabile Staatskirche zu constituiren, und dem fortschreitenden kirchlichen Leben, durch Aufstellung stabiler Glaubensformen, Stillstand zu gebieten. Am wenigsten kann die protestantische Kirche, deren Streben nach höherer religiöser Erkenntniß frei und ungehemmt sein soll, die Bestimmung in sich aufnehmen, gleichsam als Todtenurne zu gelten, in welcher die Glaubensätze, nachdem der lebendige Geist sie verlassen, wie ausgedörrte Mumien conservirt werden sollen. Vielmehr hat der Staat die Pflicht, allen in seinem Gebiete befindlichen Kirchen mit strenger Unparteilichkeit gleichen Schutz zu gewähren, und ihrem Gedeihen die gleiche Sorgfalt und Fortbildung zu widmen.

Möchte man doch bedenken, daß es im menschlichen Leben viele Sphären giebt, in welche die Staatsgewalt nicht eingreifen darf ohne Schaden anzurichten. Dahin gehören alle die verschiedenen Sphären des Geistes- oder Vernunftlebens und vor allen das Ge-

wissen, welches zugleich die Heimath der Religion ist. Wo das erleuchtete Gewissen seine Jurisdiction übt, hört jede irdische Gewalt auf und die Staatsherrschaft findet ihre Grenzen. Dieses heilige Territorium hat sich Gott vorbehalten, es ist kein Staatslehn, sondern ein Sonnenlehn des Himmels. Das Gewissen richtet über die Pflichtmäßigkeit unserer Handlungen; aber eine Glaubenspflicht giebt es nicht, wenn von einem andern als dem nothwendigen Vernunftglauben die Rede ist; es kann keine solche Pflicht geben, weil es nicht in der Macht des denkenden Menschen steht, das zu glauben, was seiner Vernunft widerspricht und von seinem Wahrheitsgefühl zurückgestoßen wird.

Der Staat sollte bedenken, daß es unter seiner Würde ist, als Bundesgenosse beschränkter Dunkelmänner aufzutreten und ihnen behülflich zu sein, die abgelebte Orthodoxie auf den kirchlichen Thron zu setzen, zugleich aber durch seine Macht das Davonlaufen der Ungläubigen zu verhindern, welche von der Herrschaft der alten, blinden Matrone nichts wissen wollen. Und welche Mittel hat denn der Staat zu diesem Zweck, da seine Herrschaft sich nicht bis auf das geistige Gebiet der Vernunft und Gewissensfreiheit erstreckt? Er kann freilich über die Ungläubigen, welche die orthodoxe Kirche mit ewigen Strafen bedroht, auch zeitliche Uebel verhängen und die Widerspenstigen der allgemeinen Staatswohlthaten für verlustig erklären, aber einen aus Ueberzeugung hervorgehenden Glauben kann er

nicht bewirken. Er wird zu der Ungerechtigkeit gezwungen werden, gerade die besten seiner Unterthanen, welche an ihrer Ueberzeugung festhalten, zu verfolgen und scheinheilige Füchse, welche, um den Machthabern zu gefallen, den Mantel der Frömmigkeit nach vorgeschriebenem alten Schnitt umwerfen, zu begünstigen. Sehen wir doch so häufig, wie mancher pietistische Reineke Kreuz und Scapulier ergreift, um zur Erbauung des frommen Grimmbart eine Bußfahrt anzutreten. Was kann aber einem Staate, der den Beruf erkennt, die Wahrhaftigkeit und sittliche Würde seiner Angehörigen zu befördern, an solchem heuchlerischen Gebahren gelegen sein? — Man überlasse den Glaubenseifer beschränkten und kurzsichtigen Pfaffen, aber ein Staat, der seine Würde erkennt, möge ihn fern von sich halten. Denn, wie Friedrich der Große sagt: „Dieser unverständige Eifer ist ein Tyrann, welcher die Länder entvölkert; die Duldung aber ist die gute Mutter, welche sie blühend macht." — Eine Wahrheit, die durch Tausend blutige Blätter der Geschichte bestätigt wird, und die besonders uns Deutschen tief in's Herz geschrieben sein sollte, wenn wir an das Unheil denken, welches unduldsamer Religionseifer unsern Vorfahren gebracht hat.

Freilich kommt der protestantische Fürst dadurch leicht in eine falsche Stellung zu seiner Kirche, weil er als höchster Bischof derselben betrachtet wird; aber auch als solcher darf er nicht das wirkliche, sondern

nur das Schwert des Geistes führen, d. h. er sollte keine Gewaltmittel, sondern nur Gründe und Belehrungen anwenden, um die Kirchengemeinde zu seinen Ansichten überzuführen. Er kann freilich als summus Episcopus predigen lassen, daß die Stimmen der Glaubensherolde erschallen wie Posaunen im ganzen Lande und zusehen, ob davon die Mauern des ungläubigen Jericho einstürzen; aber er soll keine materiellen Mauerbrecher anbringen, nicht durch Königsgründe zu erwirken suchen, was der Natur der Sache nach, nur durch moralische Gründe zu erreichen ist. Wem es bloß um das kirchliche Bekenntniß und die kirchlichen Gebräuche zu thun ist, in dessen Augen kann die Religion weiter nichts sein als eine Art von Hofceremoniell, dessen strenge Beobachtung als nothwendig erachtet wird, um den Vortritt bei dem König des Himmels zu erlangen.

Da die protestantische Kirche sich nicht für unfehlbar und absolut vollkommen hält, so muß sie nothwendig das Princip des Fortschritts in sich aufnehmen; denn sie ist aus einer Reform der alten Kirche hervorgegangen, und es ist somit der praktische Beweis geliefert, daß die Kirche der Reform fähig und in gewissen Zeitperioden bedürftig sei. Wenn die christliche Kirche dem hohen Ziele zustrebt, das ihr von ihrem erhabenen Stifter vorgesteckt ist, so ist die Bahn, die sie zu durchlaufen hat, eine unendliche.

Die christliche Kirche muß sich also sowohl theore-

tisch als praktisch, d. i. sowohl in der religiösen Erkenntniß als im sittlichen Handeln immer mehr vervollkommnen, und wie wäre das möglich, wenn sie immer auf einem und demselben Standpunkte verharrte und jeden Fortschritt von sich weisen wollte? Der Fortschritt in der sittlichen Vollkommenheit ist die Seele des Christenthums; und das Weiterkommen in der Erkenntniß Gottes und seiner Werke, sollte die Weihe und das Princip jedes andern Fortschritts sein.

Gegen den Fortschritt und die Vervollkommnung der protestantischen Kirche können beschränkte Zeloten von ihrem einseitigen Standpunkte wohl Einwendungen machen, aber der Staat sollte am wenigsten in den Fall kommen, sich dagegen zu erklären; denn ihm muß daran gelegen sein, daß seine Angehörigen in jeder Beziehung sich fortbilden. Um den wohlthätigen Einfluß zu ermessen, welchen der freie protestantische Geist auf die Civilisation und den Wohlstand der Völker geübt hat, dürfen wir nur diejenigen Länder, wo dieser Geist direct oder indirect seine Segnungen verbreitet, mit denen vergleichen, wo ihm jeder Zutritt versagt ist: z. B. das von der Natur wenig begünstigte nördliche Deutschland, mit den paradiesischen Gegenden Neapels und Spaniens, wo keine der Geistesfrüchte, von denen jenes eine so große Fülle aufzuweisen hat, zur Reife kommen kann. Wenn also einer Regierung daran gelegen sein muß, geistig rüstige Unterthanen zu haben, so verfällt sie in die größte Inconsequenz, inwie-

fern sie jenem freien Geiste Fesseln anzulegen oder ihn in starre, kirchliche Formen zu zwängen sucht, abgesehen davon, daß dem Protestantismus der Stab gebrochen wird, wenn man die überlieferten Glaubensnormen als unantastbar hinstellt. Denn wenn es ein Frevel ist, kirchliche Bekenntnisse und Gebräuche der Prüfung zu unterwerfen, so haben sich die Reformatoren dieses Frevels schuldig gemacht und wenn die Kritik nicht mitsprechen darf, so ist nicht abzusehen, warum ihre Autorität mehr gelten soll, als das nach diesem Grundsatze wohlgegründete Ansehn der alten Kirche, welche noch dazu auf Unfehlbarkeit Anspruch macht.

Also, wie gesagt, der Staat verkennt sein Verhältniß zur Kirche ganz und gar, wenn er sich auf die confessionellen Fragen der verschiedenen Kirchen einläßt, und sein Gewicht einlegt in die Wagschale der Entscheidung über theologische Streitigkeiten. Ihm darf die Kirche weiter nichts sein, als eine Bildungsanstalt, worin die sittlich religiösen Anlagen und Bedürfnisse des Volks ihre Entwicklung und Befriedigung finden. Der Staat tritt nur dann in das richtige naturgemäße Verhältniß zur protestantischen Kirche, wenn er, anstatt das ihr inwohnende Princip der freien Entwicklung zu unterdrücken und zu beschränken, ihr vielmehr Raum schafft zu dieser Entwicklung, damit die Kirche immer mehr das werde, was sie sein soll, eine Uebungsschule für Entfaltung eines ächt christlichen Sinnes. Wenn hingegen eine Staatsregierung sich

berufen glaubt, gewisse Dogmen zu schützen oder gewisse Glaubensformen zu verbreiten, so wird sie sich durch dieses Streben unvermeidlich oft zu Parteilichkeiten und Ungerechtigkeiten verleiten lassen, wodurch sie ihrem höchsten Beruf, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben und jeden Unterthan in seinen anerkannten Rechten und Befugnissen, — wozu doch wohl vorzüglich auch die Religionsfreiheit gehört, — zu schützen, untreu wird und somit ihr Ansehen im hohen Grade schwächt.

So lange es eine Kirche giebt, hat es zu allen Zeiten Parteien und Gegensätze in derselben gegeben, wie wir denn auch in andern Sphären des Lebens, namentlich in der politischen Sphäre, einem solchen Antagonismus begegnen. Aber der Staat soll über diese Gegensätze erhaben stehen, und nicht Partei ergreifen für oder wider die eine oder die andere Religionsansicht und kirchliche Richtung. Denn, wie gesagt, der Staat soll sich nur insofern für die Kirche interessiren, als er erwartet, daß aus ihrem Schooße sittlich gebildete Staatsbürger hervorgehen werden. Von einer Staatskirche, die nur die Verwahrerin eines feststehenden Glaubens sein will, die jede freie Bewegung ausschließt, die bloß eine abstracte Einheit ohne Mannigfaltigkeit, keine geistige Production duldet, sondern wie eine Sultanin sich bloß von geistig Verschnittenen bedienen läßt, ist die Bildung zur ächten Gesittung, welche die moralische und also auch die

religiöse Freiheit zu ihrer Bedingung hat, nicht zu erwarten.

11) Die kleinen Dissidenten-Kirchen, und ihr Recht auf Duldung.

Diese unnatürliche Stabilität der protestantischen Kirche, hat in neuer Zeit eine Erscheinung zur Folge gehabt, wodurch die Regierungen sehr überrascht worden sind, obgleich sie ihre Erklärung in der Natur der Sache findet.

Wenn nämlich die protestantische Kirche stehen bleibt auf dem Boden, den sie vor dreihundert Jahren einnahm und gleichsam zu einem Petrefact, zu einer Salzsäule erstarrt, während der gebildete Theil ihrer Angehörigen fortschreitet auf der Bahn der Cultur, so müssen nothwendig die Vorwärtseilenden in die Stellung kommen, daß sie der Kirche den Rücken zukehren. Denn da die religiösen Ideen im Menschengeiste nicht isolirt stehen, so müssen sie nothwendig an der allgemeinen Fortbildung Theil nehmen. Von diesen, welche die Kirche hinter sich gelassen, haben sich nun ein Theil ganz von ihr losgesagt, um sich eine eigne, ihren religiösen Bedürfnissen entsprechende Gottesverehrung zu bilden, und so sind die s. g. freien Gemeinden entstanden, die, wie man auch über ihre Religionsansichten urtheilen mag, wenigstens, so wie andere religiöse Secten auf Duldung Anspruch zu machen haben, wenn

man ihnen nicht nachweisen kann, daß sie staatsgefährliche Elemente in sich bergen, ein Vorwurf, den man ihnen zwar häufig gemacht hat, der aber schwerlich zu begründen sein möchte, wenn nicht überhaupt das freie Denken oder der Rationalismus für eine staatsgefährliche Richtung erklärt würde. Dagegen möchte ein anderer Tadel, wenigstens bei manchen dieser freien Gemeinden seine Rechtfertigung finden, der nämlich, daß sie eine zu geringe Meinung vom Christenthum haben und dasselbe durch die allgemeine Vernunftreligion ersetzen zu können vermeinen. Es ist freilich eine gewöhnliche Unart der Menschen, daß sie so leicht von einem Extrem zum andern überspringen; und so darf es uns nicht befremden, daß, wenn einerseits die Autoritätsgläubigen alles Heil in einer stabilen Kirche finden, und der Vernunft keine Stimme in Religionsangelegenheiten zugestehen wollen, andererseits eine Partei ihnen entgegentritt, welche auch die begründete Autorität nicht achtet und auf die geschichtliche Entwickelung der religiösen Ideen zu wenig Gewicht legt. Diese Vernunftfreunde bedenken nicht, daß die positive Religion und die Kirche unerläßliche Bedürfnisse für das Volk sind. So wie kein Staat bestehen kann ohne positives Recht, so kann auch keine allgemeine kirchliche Gemeinschaft sein, ohne positive Religion, denn so wie das positive Recht die durch weise Gesetzgeber vermittelte Anwendung der allgemeinen Rechtsideen auf eine bestimmte Staatsgesellschaft ist, ist auch die positive Religion die aus der

Lehrweisheit gottbegabter Männer hervorgehende Anleitung zur Beherzigung der Offenbarung Gottes im Weltall und zum Verständniß seines Verhältnisses als sittlichen Gesetzgebers zur Menschheit. Wer sich nicht zum Reformator berufen fühlt, muß die Kirche nehmen wie sie einmal ist, und sich unter den gegebenen irdischen Verhältnissen gestaltet hat; bei allen Mängeln wird doch immer die moralische Religion als Gegenstand der öffentlichen Anerkennung und Uebung in ihr zu finden sein.

Nein, das Christenthum läßt sich nicht durch philosophische Speculationen, die dem Volke fern liegen, ersetzen und die christliche Religion bedarf der kirchlichen Stützen, um allgemein zugänglich zu werden. Das ganze moderne Bewußtsein ist ein christliches, unsere ganze moralische und religiöse Bildung das Resultat von dem geistigen Ferment, welches Jesus Christus und seine Apostel in den Entwicklungsproceß der Menschheit geworfen haben. — Alles Große in den Kreisen des Lebens, der Kunst und Wissenschaft ist von Einzelnen ausgegangen. Das Gebiet der Religion, auf welchem Jesus so einzig strahlend dasteht, ist nicht nur das höchste aller Gebiete des geistigen Lebens, sondern auch der eigentliche Mittelpunkt alles andern. Er ist demnach mit Recht als der Erste unter den Heilsverkündigern, als Muster moralisch-religiöser Vollkommenheit zu betrachten; in ihm kam die Einheit eines heiligen Gemüths mit Gott in ihrer höchstmöglichen Rein-

heit zur Erscheinung. „So wenig die Menschheit jemals ohne Religion sein kann, sagt David Strauß, so wenig wird sie ohne Christenthum sein; denn Religion haben wollen, ohne Christum, wäre nicht minder widersinnig, als der Poesie sich erfreuen ohne Bezugnahme auf Homer und Shakspeare."

Laßt also das Christenthum unangetastet ihr Herrn Freidenker und gebt den abenteuerlichen Gedanken auf, Religionsvereine auf eine andere Basis, als auf das Christenthum gründen zu wollen. Ihr mögt den Wahnglauben bestreiten, aber den guten sittlichen Christenglauben sollt ihr nicht anrühren; ihr könnt der pedantischen Theologie den dogmatischen Zopf abschneiden, den ihr die Exercirmeister zur Verherrlichung der Kirchenparaden angebunden haben, aber ihr begebt einen Frevel an dem glaubensbedürftigen Volk, wenn ihr dabei zu verstehen gebt, es sei an der ganzen christlichen Lehrweisheit kein gutes Haar.

Aber, wie gesagt, so lange diese freien Gemeinden und die andern aus der Kirche geschiedenen Secten von ihren religiösen Ansichten nicht gehindert werden, gute und brauchbare Staatsbürger zu sein, hat der Staat sich um ihren Glauben oder Unglauben gar nicht zu bekümmern; er hat einen höhern Beruf, als für die Erhaltung und Verbreitung eines gewissen Kirchenglaubens zu wirken, und diesem Berufe thut der Religionseifer nicht wenig Eintrag, weil eine, von diesem ungehörigen Eifer beseelte Regierung gehindert

wird, allen ihren Unterthanen wie sie soll, gerecht zu werden. Die Geschichte hält uns warnende Beispiele vor von der Grausamkeit, zu welcher sich fanatische Regenten haben verleiten lassen, welche sich die Verbreitung eines angeblichen orthodoxen Glaubens und die Ausrottung der s. g. Ketzerei zur Aufgabe machten. Die jetzige Civilisation erlaubt zwar nicht mehr, mit Scheiterhaufen und Schwert gegen die Ketzer und Schismatiker zu wüthen, aber es kann nicht fehlen, daß der Eifer für einen gewissen Glauben zu Ungerechtigkeiten und Parteilichkeiten führe, gegen welche seine Angehörigen zu schützen der heiligste Beruf des Staats ist. Ist der Staat dafür verantwortlich, wenn er unbegründete Eingriffe in die bürgerliche Freiheit, in das Leben, das Eigenthum, die Ehre seiner Angehörigen gestattet, so muß er es noch viel mehr sein, wenn er sich selbst solche Eingriffe in die heilige Sphäre der religiösen Freiheit erlaubt, oder wenn er seine Unterthanen hindert, auf eine ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewissen angemessene Art Gott zu verehren und ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Es sind das dieselben Grundsätze, welche früher die christliche Welt mit dem Brandgestank geopferter Märtyrer, mit den Todesseufzern der, in den Marterkammern der Inquisition mit teuflischer Bestialität Gemordeten erfüllte; und wenn diese Grundsätze jetzt keine so scheuslichen Folgen haben, so haben wir das der fortgeschrittenen Cultur, nicht dem mildergewordenen Fanatismus und dem zur

Menschenliebe bekehrten Glaubenseifer zu danken; denn dieser ist zu allen Zeiten zur Härte und Ungerechtigkeit, wo nicht zur Grausamkeit geneigt.

Glauben aber die Staatsmänner, daß durch unverrücktes Festhalten an einem stabilen Kirchenglauben zugleich die Ruhe und Ordnung im Staate gesichert und der Revolution am besten entgegen gewirkt werde, so mögen sie sich aus der Geschichte belehren, daß aus dem fanatischen Glaubenseifer oft die erschütterndsten Angriffe auf die staatliche Ordnung hervorgegangen sind, und ihre Rechtfertigung in irgend einer heiligen Autorität gesucht haben, wie denn z. B. Thomas Münzer seine Ansprache an sein Rebellenheer mit irgend einem Spruche aus dem alten Testamente eindringlich zu machen suchte.

So viel ist gewiß, daß das Heil der Völker nicht durch einen todten dogmatischen, sondern durch einen lebendigen moralischen Glauben, der sich in entsprechenden Gesinnungen und Handlungen äußert, gefördert wird. Das Staatsleben würde unendlich gewinnen, wenn die Religion mit ihrer freimachenden Wahrheit heraustràte aus den engen Kirchenmauern in das öffentliche Leben, um es in eine gottgefällige Bewegung zu bringen durch ihre inwohnende Gotteskraft. So lange aber die Kirche für eine Zauberanstalt und ihre Bekenntnisse für magische Formeln zur Erlangung der Seligkeit angesehen werden, wird, wie die Erfahrung so vieler Jahrhunderte lehrt, das irdische Glück und die sittliche Veredlung der Menschen wenig durch sie befördert.

12) Die Zukunft des Christenthums und der christlichen Kirche.

Das Reich Gottes ist noch nicht gekommen, d. i. die Idee, welche Jesu bei der Stiftung seiner Kirche vorschwebte, ist noch nicht zur Wirklichkeit geworden, und die christliche Kirche, wie sie ist, hat sich in vieler Beziehung der Realisirung dieser Idee nicht genähert, sondern davon entfernt, so daß man nicht ohne Grund behaupten könnte, daß die ersten kleinen christlichen Gemeinden derselben näher gestanden hätten, als die große christliche Kirche, wie sie sich jetzt gestaltet hat. Diesen ungünstigen Erfolg scheint unser Herr und Meister geahnt zu haben, denn er hat uns beten gelehrt: Dein Reich komme! Damit ist aber auch die Hoffnung ausgesprochen, daß sich in unserer Kirche die Idee immer mehr ausprägen und Gestalt gewinnen werde. Und damit ist allerdings auch schon jetzt der Anfang gemacht, zum großen Tempelbau Gottes ist der Grund gelegt, und rüstige Arme sind beschäftiget, die Materialien zum Weiterbau herbei zuschaffen. Ohne Bild gesprochen, es hat sich vom Anbeginn selbst durch die finstersten Zeiten der Kirche hindurch bis auf unsere Tage unter vielen Menschen das wahre Christenthum in seiner ursprünglichen Schönheit und Würde erhalten, nicht als ein Inbegriff dogmatischer Glaubensformeln, nicht als eine Uebung äußerer Gebräuche, sondern als eine beseligende Kraft Gottes im Gemüthe,

als eine Veredelung und Verklärung des Geistes durch Glauben, Hoffnung und Liebe. Das sind die wahren Christen, die in Jesu das Muster der sittlichen Vollkommenheit erkennen, dem sie nachfolgen und nachstreben sollen; sie bilden den Grund, den Stamm oder Kern des künftigen, uns von Jesu verheißenen Gottesreiches, in welchem das höchste Gesetz und die Quelle aller Tugenden die Liebe ist. Wenn sie auch im Aeußerlichen der einmal bestehenden bürgerlichen Einrichtungen wegen, der Kirche treu bleiben, in welcher sie geboren sind, so legen sie doch kein Gewicht auf die aus finstern Zeiten hergebrachten Lehrmeinungen, die nur dem Haß und der Verfolgung streitsüchtiger Priester zu Waffen dienen, vielmehr glauben sie, daß das Wohlgefallen Gottes nur durch rechtschaffenen Wandel, in der Richtung wie uns Jesus vorangegangen, zu erlangen sei. So bilden diese Auserwählten eine ideale Kirche unter sich, eine Kirche nach der Idee des Heilandes, und diese Kirche, die man die unsichtbare nennt, wird, wenn die Schaar ächter Christen mit dem Fortschritt der Gesittung sich erweitert und ausbreitet, einst vor aller Welt Augen treten und Gestalt gewinnen.

Ja, es giebt außer der sichtbaren auch noch eine unsichtbare Kirche, welche, wie Schwarz bemerkt, die Innerlichkeit der sichtbaren ist, ihr verborgener Geist und Glaubensleben, das sich fortwährend verwirklicht im christlichen Leben, Cultus, in Verfassung und Institutionen. Sie ist der ewig sprudelnde, Alles be-

lebende Geistesquell, die schöpferische Kraft des Glaubens, welche immer neue Formen setzt und alte zerbricht, welche über Sünde und Irrthum, über Erstarrung und Aberglauben ihrer sichtbaren Erscheinung mit immersiegreicher Gewalt hinausgeht.

Was zu Ende des finstern Mittelalters geschah, daß kräftige, gottbegeisterte Männer eine Reform des Christenthums und der Kirche bewirkten, wird auch in Zukunft geschehen, die sittliche Macht des Christenthums wird sich durch alle entgegenstehende Hindernisse Bahn brechen, es wird eine Zeit kommen, wo es seine herrlichsten Triumphe feiern und seinen reichen Inhalt zum Segen der Welt ungehindert entfalten kann. Die Religion Jesu trägt eine sittliche, welterlösende Kraft in sich, welche die Befreiung ihrer Anhänger bewirken wird von den dogmatischen Banden, die der Wahn ihnen angelegt hatte. Sie werden sich emancipiren von der Vormundschaft des stolzen herrschsüchtigen Priesterthums, der Athem der religiösen und moralischen Freiheit wird wie eine alles belebende Frühlingsluft die christliche Welt durchwehen und der sittlichen Fäulniß Einhalt thun, die unsere socialen Zustände ergriffen und durchdrungen hat. Alle Heroen der Wissenschaft, alle ächten Theologen, welche in Gott allein die ungetrübte Quelle alles fruchtbringenden Wissens und Glaubens finden, werden mit vereinten Kräften dahin wirken, für das Christenthum diese Zukunft herbeizuführen und die orthodoxe Kirche wird sich vergeblich

gegen die freimachende Kraft der religiösen Wahrheit sträuben. Erst dann, wenn die sittliche und religiöse Freiheit gesichert ist, wird sich auch die bürgerliche und politische Freiheit, die nur auf moralischem Boden am besten gedeiht, eine feste Grundlage gewinnen. Die alten Gerüste, welche zum Bau der christlichen Kirche nothwendig sein mochten und von Kurzsichtigen für das Gebäude selbst angesehen worden sind, werden fallen, und die Kirche wird wie ein erhabener majestätischer Tempel dastehen, als Vereinigungspunkt des geistigen oder moralischen Gottesreiches.

Diese Erwartungen gründen sich auf die Bestimmung oder die Mission, welche das Christenthum in sich trägt, Weltreligion zu werden, weil es mehr als alle andern positiven Religionen die Momente der reinen Vernunftreligion in sich faßt. Diese Bestimmung konnte es aber nicht erreichen, wenn die Kirche auch in Zukunft wie bisher die Entwicklung dieser Elemente verhinderte und an ihren irrationalen, mit innern Widersprüchen kämpfenden Dogmen festhielte. Denn dadurch würde sie bewirken, daß bei fortschreitender Bildung alle denkenden Menschen, die auch für ihren religiösen Glauben eine hinreichende Begründung verlangen, sich von ihr lossagten und da Kirchenthum und Christenthum gewöhnlich verwechselt wird, so würde auch das Christenthum in dem Maße, in welchem sich das Licht der wissenschaftlichen und sittlichen Aufklärung verbreitete, seine Anhänger verlieren. Zeigt sich dieser un-

günstige Erfolg doch schon jetzt, da so viele, welche für ihre religiösen Bedürfnisse in der Staatskirche keine hinlängliche Befriedigung zu finden glauben, von der Kirche und leider auch, wegen jener unbegründeten Verwechslung, vom Christenthum abfallen, und dieser Abfall würde noch bedeutender sein, wenn ihn die Staats- und Kirchenbehörden nicht durch allerlei Zwangs- und Gewaltmaßregeln zu verhindern und die schon Abgefallenen durch gewisse indirecte Zwangsmaßregeln in die Kirche zurückzuführen suchten. Aber es ist kein gutes Zeichen, wenn die Kirche, deren Anziehungskraft in der von ihr verkündeten religiösen Wahrheit und in dem reichen Vermögen, die religiösen Bedürfnisse aller ihrer Angehörigen zu befriedigen, liegen sollte, zu solchen Zwangsmaßregeln ihre Zuflucht nehmen und zur Ausführung derselben die Hülfe des Staates in Anspruch nehmen muß, um ihre alten Genossen nicht zu verlieren. Denn überall, wo es sich um Gründe und Gegengründe handelt, stellt sich derjenige ein Armuthszeugniß aus, welcher seinem Gegner nicht durch die Kraft der Wahrheit, sondern durch Gewalt eine andere Ueberzeugung beibringen will. Auch beweiset die ganze Culturgeschichte, daß im geistigen Gebiete die physische Gewalt keine nachhaltige Wirkung übt und der geistige Fortschritt, welcher freies Denken und Forschen zu seiner Bedingung hat, dadurch nicht aufgehalten werden kann.

Die Kirche wird demnach, wenn sie nicht gerade

den bessern Theil ihrer Anhänger verlieren will, sich im Zukunft genöthigt sehen, ihre vernunftwidrigen Dogmen aufzugeben und ihre Lehre mit den klaren allgemein verständlichen Lehren Jesu in Einklang zu bringen, so daß sie nicht ferner als ein Hinderniß, sondern als ein wirksames Beförderungsmittel der geistigen Entwicklung gelten kann. Denn nichts regt den menschlichen Geist mehr an, als das Nachdenken über religiöse Gegenstände, weil diese für jeden unverdorbenen Menschen die interessantesten sind. Die Religion bezieht sich nicht bloß auf die kurze Spanne unsers irdischen Lebens, sondern auf die ganze Ewigkeit, die unserer fortschreitenden Vergeistigung und sittlichen Vervollkommnung geöffnet ist. Da Vernunft und Gewissen die Regulatoren unsers praktischen Lebens sein sollen, so ist die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten schlechterdings nothwendig, wenn dem Menschengeschlecht damit geholfen sein soll; sie wurden offenbart, um Vernunftwahrheiten zu werden, und eine angebliche Offenbarung, die von der Vernunft nicht gefaßt und aufgenommen werden kann, ist eine falsche oder mißverstandene.

Da nun das Christenthum, abgesehen von seinen Einführungs- und Uebergangsformen, die Vernunftreligion am reinsten in sich schließt und in dieser Beziehung einen unverkennbaren Vorzug vor allen positiven Religionen geltend machen kann, so wird es auch in Zukunft bei allen Fortschritten der Entwicklung seine

beseligende Kraft behaupten und die Wahrheit desselben wird in immer weitern Kreisen anerkannt werden. Es ist eine ungegründete Behauptung, die einige Halbphilosophen ausgesprochen haben, daß das Christenthum antiquirt sei und mit der Zeit einer reinen Vernunftreligion werde weichen müssen, denn die Menschen bedürfen einer positiven Religion, sie verlangen eine würdige Autorität für ihren religiösen Glauben, und welche Autorität könnte ihres Vertrauens würdiger sein als Jesus Christus, der als das Muster sittlich-religiöser Vollkommenheit dasteht, in welchem das Gottesbewußtsein immer lebendig war, so daß er in moralischer Beziehung mit Recht als mit Gott vereinigt gedacht wird.

Aber eine positive Religion und namentlich das Christenthum kann nicht ohne Kirche sein, welche sich zur Religion überhaupt verhält, wie der Leib zur Seele oder wie die äußere Form zum geistigen Inhalte. Je mehr also beim Fortschritte der Bildung das Christenthum sich der Vernunftreligion nähert, desto mehr wird sich auch der Kirche die Nothwendigkeit aufdringen, ihre alten statutarischen Satzungen aufzugeben und die Widersprüche zu beseitigen, welche sich zwischen dem Kirchenglauben und dem Vernunftglauben bemerkbar machen. Man wird daran denken müssen, was die christliche Kirche nach der Idee ihres Stifters eigentlich sein sollte: ein ethisches Gemeinwesen, welches den Zweck hat, den Tugendgesetzen, als Gesetzen Gottes,

allgemeine Anerkennung und Gehorsam zu verschaffen. Man wird endlich anerkennen, daß nicht der historische, sondern der moralische Glaube die Seele, das wahre Lebensprincip der Religion und der Kirche ist, und daß in dem Uebergang des Kirchenglaubens zum Vernunftglauben nicht etwa der Untergang, sondern der Triumph des Christenthums enthalten sei. Man wird dann nicht mehr fragen, wie stark der Glaube, sondern wie stark die christliche Tugend, die Gottes- und Menschenliebe derer sei, die zur Kirche gehören, und die Heuchler und Lügner, welche äußerer Vortheile willen ihren Glauben nach der aufgestellten kirchlichen Schablone zuschneiden, werden nicht mehr gelten, als die Rechtschaffenen, welche ihre Ueberzeugung trotz dem Geschrei der Pfaffen standhaft festhalten.

Die Kirche aber als ein heiliger Kreis gedacht, der Jesum zum Mittelpunkt und Vorbild hat, gehört wesentlich zum Begriff des Christenthums, sie ist gerade das, wodurch sich die Religion Jesu von der bloßen Vernunftreligion unterscheidet. Wenn also eine Zeit käme, wo die Kirche den religiösen Bedürfnissen gar nicht mehr entspräche, so würde selbst das Christenthum, mit welchem sie gewöhnlich verwechselt wird, als ein überwundener Moment der religiösen Bildung betrachtet werden, was aber nicht im Plane der Vorsehung liegen kann.

Wir müssen freilich bekennen, daß die kirchlichen Zustände der Gegenwart eben nicht geeignet sind, solche

Hoffnungen zu begünstigen, denn von vielen Seiten wird darauf hingearbeitet, den kirchlichen Glaubenszwang noch drückender zu machen und die religiöse Freiheit noch mehr zu beschränken, als es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts der Fall war.

Das Princip der freien Forschung, weil zum Zweifel und Unglauben führend, ist geächtet, nicht bloß in der katholischen, sondern auch hier und da in der protestantischen Kirche, welche es doch als ihr Recht in Anspruch nehmen kann. Die Bewerber zu geistlichen Aemtern werden sorgfältig zugestutzt, damit ihre geistige Impotenz der Kirche keine Gefahr bringe. So wie man die Leiber zu uniformiren liebt, sollen auch die Geister keine andere als die vorgeschriebene Uniform des kirchlichen Glaubens tragen, gleichviel ob das Innere mit dem Aeußern übereinstimmt oder nicht.

Das ist freilich traurig; aber wir wissen, daß auch im Gebiete des geistigen Lebens, die Nacht oft einem schönen, sonnigen Morgen vorhergeht. In dieser Zeit des raschen Ideenaustausches kann die Finsterniß nicht stehend gemacht werden, und wenn auch noch so viele Nonnenschleier, Mönchscapuzen, Ober-Priester- und Jesuitenröcke vor das Licht der von der Vernunft erkannten Wahrheit gehängt werden. Vielleicht ist es nothwendig, daß der Glaubenszwang bis zum Unerträglichen gesteigert werde, damit die religiöse Lauheit und Gleichgültigkeit, über welche man sich mit Recht beklagt, verdrängt, und der Werth der religiösen

Wahrheit durch ihren Gegensatz besser bekannt werde, denn der Mensch lernt ein verkanntes Kleinod erst schätzen, wenn er in Gefahr kommt, es zu verlieren. Der durch die bisherige religiöse Indifferenz verhärtete Boden der Herzen muß aufgewühlt werden, wenn der in demselben gestreute Saamen des göttlichen Worts Wurzel fassen und aufkeimen soll. Wir können nicht wissen, ob nach dem Plane der Vorsehung die Wühlereien der Ultramontanen und Jesuiten, deren Zwecken sich auch protestantische Glaubenseiferer anschließen, nicht vielleicht darauf berechnet sind, die Nothwendigkeit einer Reform unserer kirchlichen Zustände, und das Bedürfniß eines bessern Religionsunterrichts recht fühlbar zu machen. Der scharfe Zinken der Verfolgung hat die gute Saat der religiösen Wahrheit weit öfter zum Gedeihen gebracht als ausgereutet. Wenn wir bedenken, daß Tetzel und Consorten mit ihrem Sündenhandel unmittelbar vor Luther vorhergingen, so ist gar wohl möglich, daß die jetzigen Jesuitenmissionen mit ihrem Verdammungsapparate, die Vorläufer oder Veranlasser neuer Reformversuche sind.

Wie dem aber auch sei: die sittliche Macht des Christenthums wird sich, trotz aller entgegenstehenden Hindernisse, Bahn brechen und die neuausstaffirten Formen des Aberglaubens und Unglaubens werden seinen siegreichen Gang nicht aufhalten.

Was der Kirche vor Allem noththut ist Freiheit, die Freiheit, sich aus sich selbst zu entwickeln und nach den

religiösen Bedürfnissen der Zeit zu gestalten, und diese Freiheit wird man ihr fernerhin nicht vorenthalten können, denn der Ruf und Schrei nach derselben tönt von allen Seiten so stark in die Ohren der Staats- und Kirchenbehörden, daß sie demselben ihre Ohren nicht immerfort verschließen können. Ja:

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken
Herein der Frühling Gottes bricht,
Der Kirche weht, der müden, kranken
Genesungsluft in's Angesicht.

Sechste Abtheilung.

Von Gott und göttlichen Dingen, auf deren richtiger Kenntniss alle kirchlichen Vereine gründen müssen, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen sollen.

1. Einleitung. — Beweise für das Dasein Gottes.

Um den verderblichen Irrthümern, welche in diesen Tagen nicht bloß in der katholischen, sondern auch in der protestantischen Kirche recht absichtlich auf die äußerste Spitze der Absurdität getrieben werden, mit Erfolg entgegen zu arbeiten und eine künftige Verbesserung unserer kirchlichen Zustände vorzubereiten, giebt es kein besseres Mittel, als eine richtige Erkenntniß von Gott und seinem Verhältniß zur Welt unter der Christenheit zu verbreiten.

Haben wir durch gründliches Nachdenken und Forschen Gott als das höchste und vollkommenste geistige Wesen erkannt, sind wir fest überzeugt, daß er in einem Lichte wohnt, in welchem kein Schatten, kein Wechsel des Lichts mit der Finsterniß stattfindet, haben wir Ernst gemacht mit dem festen Glauben an seine unveränderliche Heiligkeit und Gerechtigkeit, steht die

Ueberzeugung in uns unerschütterlich, daß in ihm keine Schwäche und Beschränktheit, kein Widerspruch in seinem Denken und Handeln, keine Veränderung in seinen Beschlüssen stattfinden kann, so verlieren eine Menge alter unbegründeter Glaubenslehren von selbst den Boden in unsrem Gemüth. Es bildet sich für den rechten Gottesgelehrten der Grundsatz, daß ein Glaube, der mit den unveränderlichen Eigenschaften Gottes im Widerspruch steht, schlechthin aufgegeben werden müsse, weil der Mensch sein consequentes Denken, und der Fromme seine Ueberzeugung von der unveränderlichen Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte Gottes nicht aufgeben kann.

Die eifrigen Zionswächter sind freilich keine Freunde von solchen Folgerungen, sie sind überhaupt abgesagte Feinde von aller Religionsphilosophie, weil diese Resultate liefert, die mit ihrer Dogmatik im Widerspruch stehen. Deswegen verlangen sie, daß der Gläubige, so bald er in die Kirche tritt, das Denken ganz aufgeben und die Glaubenssätze so hinnehmen soll, wie sie gegeben sind, welcher Forderung nur diejenigen nachkommen können, welche von Haus aus nicht zu denken gewohnt sind. — Da es aber doch viele Kirchenglieder giebt, denen es um eine Gotteskenntniß zu thun ist, welche die Vernunft befriediget, und ich mir schmeichle, daß solche fromme Denker auch unter den Lesern dieses Werks befindlich sein werden, so mögen sie zum Beschlusse desselben die Ergebnisse meines viel-

jährigen Nachdenkens über das in seiner ganzen Tiefe für die menschliche Vernunft freilich unerforschliche Mysterium der Gottheit stehen. Wenn ich mir auch nicht schmeichle, über diesen Gegenstand viel Neues sagen zu können, so wird das Beigebrachte doch jedenfalls dazu dienen, manchen religiösen Irrthum abzuwehren.

Vorläufig sei mir erlaubt, etwas über die Frage zu sagen, ob das Dasein Gottes streng bewiesen werden könne oder nicht. Kant hat bekanntlich die von älteren Philosophen und Theologen beigebrachten Beweise einer scharfen Kritik unterworfen, sie für unzulänglich erklärt und dagegen versucht, einen sogenannten moralischen Beweis aufzustellen, der sich auf Postulate der sittlichen Weltordnung gründet. Die neusten Philosophen haben wiederum diesen kantischen Beweis ungenügend gefunden und gemeint, es sei deswegen kein solcher Beweis möglich, weil ein Beweis nichts andres sei als eine Begründung des zu beweisenden Begriffs oder Satzes. Weil nun aber Gott als der höchste und letzte Grund von allem Sein gedacht ward, so lasse sich sein eigenes Sein nicht durch höhere Gründe beweisen. Da indeß, wie ich glaube, die Ueberzeugung von dem Dasein Gottes in jeder ausgebildeten und consequenten Vernunft feststehet, so will ich nicht untersuchen, was in diesen philosophischen Behauptungen wahr oder falsch sein mag. Die Idee des Absoluten, d. i. des unbedingten und durchaus

vollständigen Seins, welches die Ergänzung von Allem enthält, was unser Denken für unvollständig, bedingt und beschränkt erklärt, ist eine nothwendige Vernunftidee; denn ich kann mich selbst und das materielle Sein als ein Bedingtes überhaupt nur denken, sofern ich den Gedanken des Unbedingten bereits habe, weil das Bedingte als solches nur denkbar ist, im Unterschied vom Unbedingten, d. h. weil das menschliche Denken überhaupt nur in Unterschieden und Gegensätzen denken kann. Der Gedanke des Unbedingten wird also keineswegs durch den Gedanken des Bedingten hervorgerufen, das Sein des Unbedingten wird nicht durch das Sein des Bedingten erst erschlossen oder gefolgert, sondern ich kann den einen Gedanken schlechthin nicht haben, ohne den andern; beide sind vielmehr schlechthin zugleich, mithin auch keiner der Grund oder die Voraussetzung des andern. Weil also das menschliche Denken und das materielle Sein als ein bedingtes wahrgenommen und gesetzt ist, so ist der Gedanke des Absoluten implicite mitgedacht in jeden Gedanken eines beschränkten Seins. Diesen nur implicite mitgedachten Gedanken zu expliciren und zum Bewußtsein zu bringen, ist dasjenige was die sogenannten Beweise vom Dasein Gottes thun, oder erstreben. Sie haben nur insofern Werth, als sie darthun, daß der Gedanke des Absoluten kein willkürlicher, sondern ein schlechthin nothwendiger Gedanke ist, und als solcher nur unter der Voraussetzung des Seins

des Absoluten und seines Zusammenwirkens mit dem menschlichen Denken in diesem entstanden sein kann. Die Denknothwendigkeit nöthigt uns die Ideen des Unbedingten auf.

Ich muß indeß gestehen, daß für mich der s. g. teleologische, von der Zweckmäßigkeit der Welt hergenommene Beweis vieles Interesse hat, indem ich in der Zweckmäßigkeit der Weltdinge den zwecksetzenden Gott gleichsam erschaue; und da sich an den Begriff der Zweckmäßigkeit viele interessante Bemerkungen anknüpfen lassen, so will ich etwas bei demselben verweilen.

Wer Paradoxen liebt, könnte sagen, die Zweckmäßigkeit sei diejenige Art von Causalität, wo Ursache und Wirkung eins und dasselbe sind, aber sie sind bloß den Worten nach gleich, da man sowohl das Gedachte, als das, dem Gedanken gemäß realisirte Zweck nennt; die Ursache unterscheidet sich aber von der Wirkung, wie Ideelles von Reellem. Man thut daher wohl, für diesen Unterschied auch verschiedene Benennungen zu gebrauchen und den gedachten Zweck Endursache oder Absicht, den realisirten aber, Endzweck zu nennen. Beim zweckmäßigen Handeln verkörpert sich gleichsam der Gedanke oder die Idee. Der Maler haucht das Ideal, welches ihm vorschwebte auf die Leinwand, und auch der mechanische Künstler drückt seine Gedanken in seinen Werken aus. Der Mensch gelangt durch sein zweckmäßiges Handeln zu einer gewissen Aehnlichkeit mit

Gott, insofern die göttlichen Gedanken sich in seinen Schöpfungsacten realisiren. Aber wenn dies bei Gott unmittelbar geschieht, so muß der Mensch oft eine lange Reihe vermittelnder Ursachen durchlaufen, die mitwirken müssen, wenn er seinen Zweck erreichen will; er vermag auch nichts Reelles, sondern nur Ideale zu schaffen, denn er kann keinen neuen Stoff hervorbringen, sondern nur den vorhandenen umbilden. Aber mit dem realisirten Zweck ist doch wirklich der Gedanke gleichsam aus dem Geiste gesprungen und hat sich verkörpert, wenn auch nicht in einem organischen, doch einem Gebilde der schönen oder mechanischen Künste. Hiermit ist der einfache Begriff des Zwecks gegeben; es ist ein Product, welches noch nicht wirklich ist, sondern erst realisirt werden soll, aber in der es realisirenden geistigen Thätigkeit, als das Anderssein, in welches sie übergeht, implicite gesetzt ist. Oft müssen viele Thätigkeiten zusammenwirken, wenn das beabsichtigte Product zu Stande kommen soll, und dieses harmonische Zusammenwirken ist nur denkbar, sofern zugleich eine höhere Macht gedacht wird, welche die verschiedenen Thätigkeiten zu diesem Zusammenwirken auf den einen Zweck hin richtet. So muß z. B. Erde, Licht, Luft, Wasser mit dem Saamenkorn zusammenwirken, wenn eine Pflanze entstehen soll. Eben so bei menschlichen Handlungen. Ich setze meinem Handeln einen Zweck, heißt eben nur, ich bestimme mein Handeln so, daß durch dasselbe im Zusammenwirken mit andern eben-

falls von mir bestimmten, aber doch in ihrer Bestimmtheit von mir erkannten Thätigkeiten, ein bestimmtes Product realisirt wird.

Setzt also schon jedes einzelne zweckmäßige Handeln den Zweck als Gedanken voraus, so wird diese Voraussetzung noch entschiedener gefordert von der allgemein gesetzmäßigen Thätigkeit, deren Product das gesetzmäßige Dasein der Dinge ist. Giebt es ein begriffliches Dasein der Dinge, und werden die Dinge nur durch ein Zusammenwirken mehrerer Thätigkeiten zu dem, was sie ihrem Begriff nach sein sollen, so muß es einen denkenden Geist geben, welcher jene verschiedenen Thätigkeiten gemäß dem Begriffe, den sie realisiren sollen, bestimmt; mithin ein Denken, dessen Product der Begriff als Grund der Existenz der Dinge ist.*)

*) Recht philosophisch und doch allgemein verständlich, entwickelt J. H. Fichte den viel angefochtenen teleologischen Beweis für das Dasein Gottes. Die Welt sagt er, ist nicht allein ein System allseitigen Bezogenseins der Weltdinge auf einander, — ein Universum, sondern auch aufsteigend stufenweise ein System von Zwecken. Jedes Einzelne ist Zweck für sich, und zugleich Mittel für Anderes. Das Nochnichtseiende, als noch nicht realisirter Zweck, wird daher zugleich die Ursache. Dies Vorauswirken des Nochnichtseienden, dieser Umschlag der zeitlichen Ursache und Folge in ihr Gegentheil, fordert eine Lösung des darinliegenden Widerspruchs. Die Zwecke sind vorauswirkend in ihren Mitteln. So wird ein Drittes gefordert, das jedes Mittel auf seinen Zweck richtet, den Zweck setzt, bevor es ist. Dieß ist das Absolute, welches

Aber ich verliere mich vielleicht zu tief in philosophischen Speculationen, und beeile mich diesen Fehler wieder gut zu machen, indem ich das Resultat derselben in einen populären Vortrag zusammenfasse.

Wenn in der Natur Kräfte nach Zweckbegriffen wirksam sind, was namentlich bei den organischen Naturgebilden ganz unverkennbar ist, so muß nach der uns beiwohnenden Denknothwendigkeit eine über diese Naturkräfte gebietende Macht, eine die ganze Natur umfassende Intelligenz angenommen werden, welche die Zwecke gedacht und das Wirklichwerden derselben gewollt hat. Wir sind also zu dem Glauben berechtiget, daß die schöpferischen Ideen dieser höchsten intelligenten Macht das ganze Weltall durchströmen, um nach den göttlichen Urbildern entsprechende Nachbilder zu schaffen. Wir brauchen nicht weit zu suchen, um diese Zweck-

---

den Endzweck setzt und ihn aus seinen Mitteln herauswirkt. Die Weltordnung von Zwecken kann nur dadurch gedacht werden, daß ein wissend und wollend sie durchdringendes Absolute in ihnen gegenwärtig ist. Gott hat eine reale und ideale Seite: Natur und Geist, nur so ist Schöpfung zu erklären. Es ist absolut unmöglich, die Prädicate der göttlichen Allmacht und Allgegenwart, seine weltwollende und welterschaffende Wirksamkeit ohne eine reale Immanenz Gottes in der Welt zu denken.

Die Frage nach dem Weltstoff beantwortet Fichte so: Gott hat bei der Weltschöpfung aus der Tiefe seines Wesens geschöpft, daß nur er selbst sich der Weltstoff gewesen.

mäßigkeit wahrzunehmen. In mir selbst wirkt eine organische Kraft, die ich mein nenne, ohne die geringste Gewalt über sie zu haben, sie wirkt nach Zwecken, die ich nicht gedacht habe, durch Mittel, die ich nicht kenne. Diese Kraft hat ohne Zuthun meines Willens meinen Leib zu den Zwecken des Lebens mit der bewunderungswürdigsten Kunst gebildet, so daß das Ganze und die Theile durch gegenseitige Zweckmäßigkeit auf das innigste verbunden sind und ihrer Bestimmung vollkommen entsprechen, und sie ist unausgesetzt thätig diesen Organismus zu erhalten, jedes Hinderniß seiner Thätigkeit zu entfernen, jede Beschädigung zu heilen, bis endlich ihre Macht an der Sprödigkeit des Stoffs sich bricht und der Organismus sich auflöset. Diese Kraft, die man Lebenskraft nennt, wirkt wie eine Intelligenz, wie ein tiefdenkender Zauberkünstler nach den schwierigsten Kunstregeln und doch ist sie, so viel ich weiß, keine Intelligenz und meine zwecksetzende Vernunft hat auf ihr geheimnißvolles Bilden und Schaffen keinen Einfluß. Es ist leicht gesagt: Die Natur hat sie für dies Wirken und Schaffen gebildet und so eingerichtet, wie sie eben ist. Aber auch die Natur ist keine Intelligenz, die sich Zwecke setzen und zur Ausführung bringen könnte. Was die Natur thut, thut sie nur als Werkzeug einer höhern Macht. Und an eine solche höhere, die ganze Welt erfüllende und durchströmende Macht, eine höchste Intelligenz oder Geistesmacht, welche die Naturkräfte und Gesetze so eingerichtet hat, daß sie ihre ewigen

Zwecke ausführen müssen, sind wir genöthiget zu glauben, wenn wir consequent denken wollen.

Nicht abstracte nothwendige Gesetze, nicht ein blindes Fatum, nicht das alte Schicksalsgespenst regieren die Welt, sondern eine höchste Vernunft, ein mächtiger nach Zwecken thätiger Wille, und wir sind von dieser Wahrheit deswegen überzeugt, weil wir überall, wohin wir unser Auge wenden, Zweckmäßigkeit erblicken.

Diese Zweckmäßigkeit bewundern wir auch in dem Thun und Treiben der Thiere, die doch keinen Zweck denken können, aber dafür durch einen innern Trieb zu einem solchen Handeln genöthigt werden, das in den Augen des verständigen Beobachters wie ein vernunftgemäßes erscheint. — Der Vogel baut sein Nest, um seine Eier auszubrüten und seine Jungen aufzuziehen, obgleich er von diesen Eiern und Jungen noch nichts weiß. Die Zugvögel machen ihre weiten Reisen mit einer Genauigkeit, als hätten sie die besten Landkarten und Topographien studirt und als wüßten sie aus der physischen Geographie und aus dem Kalender die Wärmeverhältnisse der verschiedenen Zonen und den Wechsel der Jahreszeiten. Am bewunderungswürdigsten ist die Thätigkeit der Thiere in den s. g. Thierstaaten, wo das einzelne Thier nicht bloß die eignen, sondern auch die Zwecke der Gesammtheit mit einer Genauigkeit besorgt, als hätten sie von diesen Zwecken und den Mitteln, wodurch sie realisirt werden können, die genauste Kenntniß. Die Bienen bauen ihre Zellen

so regelrecht, als hätten sie Geometrie gelernt und ihre regsame Thätigkeit ist den Zwecken des Schwarmes oder des kleinen Bienenstaates weit genauer und pflichtmäßiger untergeordnet, als dies bei den meisten unserer Staatsbeamten und Staatsbürgern in Beziehung auf die großen Menschenstaaten der Fall ist.*)

Man hat für diese wunderbaren Erscheinungen in der Thierwelt, die Worte Natur- oder Kunsttriebe, aber mit diesen Worten ist nichts erklärt, namentlich scheint

*) Schon die Philosophen der alten Griechen und Römer scheinen eine Ahnung davon gehabt zu haben, daß die unendliche Fülle des göttlichen Geistes, oder die Alles umfassende und nach weisen Zwecken durchbildende, höchste Schöpfungskraft das Weltall durchströme, und daß alle organische Wesen von göttlichen Ideen gebildet und belebt werden. Wenigstens macht Virgil bei Erwähnung des Wunderbaues der Bienen im vierten Gesange seines Gedichts vom Landbau eine Bemerkung, die so gedeutet werden kann, indem er sagt:

Mancher, von solchem Beweise geführt und solcherlei Beispiel,
Lehrte, daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geistes
Wohn', und ätherischer Hauch. Denn die Gottheit gehe durch alle
Lande sowohl als Räume des Meeres, und Tiefen des Himmels;
Schafe daher und Rinder, der Mensch und des Wildes Geschlechter
Jedes bei seiner Geburt entschöpf' ihr zarte Belebung.
Siehe, dahin auch kehre dereinst, der Verwesung entronnen,
Alles zurück und nirgends sei Tod; es schwinge sich lebend
Mit in die Zahl des Gestirns, und schweb' hoch unter dem Himmel.

Nach Voß's Uebers.

das Werk Kunsttrieb einen Widerspruch in sich zu enthalten, denn der Trieb ist eine blinde Naturgewalt, während die Kunst nach Begriffen, Ideen, Idealen mit verständiger Zweckmäßigkeit schafft. Die Natur, sagt man, hat diese Kunstfertigkeiten in die Thiere gelegt; nun ja, aber damit ist das Räthsel nicht gelöset, denn die Natur ist keine denkende und nach Zweckbegriffen wirksame Künstlerin, und wir müssen, wenn wir Aufschluß verlangen, über die Natur hinaufsteigen und in der Region des absoluten Geistes den Künstler suchen, welcher in die Natur und in die Weltwesen die Kräfte und Triebe gepflanzt hat, die zur Realisirung seiner Weltzwecke nöthig sind. Aber bevor ich von Weltzwecken sprechen kann, muß ich erst von dem Verhältnisse etwas sagen, in welchem die Welt zu Gott steht.

2) Gott und Welt.

Es ist eine Welt, wo überall die größte Zweckmäßigkeit wahrgenommen wird, folglich existirt auch eine höchste intelligente Macht, welche diese Zwecke gedacht und zur Wirklichkeit gebracht hat: dieser Schluß ist für den gesunden Menschenverstand vollkommen genügend, so daß er sich durch keine Sophismen und philosophische Spitzfindigkeiten in seinem Glauben an Gott irre machen läßt. Gott, als zwecksetzender Weltschöpfer, muß demnach als Urgrund alles Seins und

Werdens, alles organischen Lebens mit seiner bewundernswürdigen Zweckmäßigkeit gedacht werden, und somit ist die Frage nach einer Begründung der göttlichen Existenz schlechthin abgeschnitten.

Es ist demnach unsinnig, von einer fortschreitenden Entwicklung des göttlichen Wesens zu reden, oder sich den ewigen Urgrund alles Lebens, also auch des bewußten, vernünftigen Lebens, selbst ursprünglich als aller Intelligenz ermangelnd zu denken, wie manche Philosophen der neusten Schulen gethan haben, welche Gott erst in fortschreitender Entwicklung zu einem vernünftigen Bewußtsein gelangen lassen. In der organischen Welt freilich geht die Entwicklung vom Unvollkommnen zum Vollkommnen, vom scheinbar Leblosen zum Belebten allmählig fort; aus dem Samenkeime entsteht der Baum, aus dem Ei der Vogel, aus dem Embryo der denkende Mensch; aber diese Analogie findet keine Anwendung auf Gott, ohne dessen ursprüngliches Walten und Schaffen gar keine organische Entwicklung sein würde. Wer hat denn, fragt sich, die Kräfte oder Keimtriebe in die Naturdinge gelegt, nach welchen sie sich entfalten, wer hat die Zwecke gedacht, die dabei erreicht werden sollen, aus welcher Lebenssonne sind die Strahlen, d. i. die schöpferischen Ideen, ausgeflossen, welche aus ätherischen Stoffen das Kunstgebilde eines organischen Wesens und namentlich eines vernünftigen Menschen hervorgehen ließen? — Die Antwort auf diese Frage, daß dies nach ewigbestehenden

Weltgesetzen geschehe, ist durchaus ungenügend. Denn das Gesetz kann ja nicht als ein realer Urgrund gedacht werden, es ist ein idealer Begriff und keine thatsächliche selbstständige Macht; es muß ein mit Macht bekleideter Gesetzgeber vorausgesetzt werden, wenn das Gesetz Wirksamkeit haben und seinem Zwecke entsprechen soll.

Ueberhaupt ist das ein absurder Gedanke, welcher den Geist aus dem materiellen Stoff, die Seele aus dem Körper entwickeln läßt, denn der todte Weltstoff kann doch kein Seelenschöpfer sein. Wenn wir die Genesis des Begriffs einer Seele verfolgen, so kann sie nicht anders gedacht werden, denn als eine, der Sein- und Werdensfülle Gottes entströmte schöpferische Idee, welche ihren Körper nach dem ihr inwohnenden Urbilde schafft und formt. Es würde demnach eine unsinnige Umkehrung von Ursache und Wirkung sein, wenn man annehmen wollte, daß der Geist, als bildender Werkmeister, erst aus seinem Werke oder Gebilde hervorgegangen sei, oder daß sich die Seele aus dem Körper erst allmählig entwickelt habe. Und wo möglich noch unsinniger ist der pantheistische Wahn, daß Gott, als allbelebende Weltseele, erst aus dem Weltstoff durch allmählig fortschreitende Entwicklung und Bildung hervorgegangen, oder daß das Chaos die Mutter des Weltschöpfers sei. Da ferner ein unbewußter Gott so gut als gar keiner wäre, so muß für jeden Vernünftigen, der in Gott seinen Schöpfer verehrt und

seinen Geist für einen Ausfluß des göttlichen hält, auch der philosophische Wahn, nach welchem sich das Licht des göttlichen Bewußtseins erst an dem menschlichen entzündet haben soll, als eine auffällige Abgeschmacktheit erscheinen.

Diese Ansicht, nach welcher Alles, was ist, die ganze Schöpfung für eine Ausströmung göttlicher Ideen, die indeß nicht bloß als ideale, sondern auch als real-energische Potenzen, oder als göttliche, nach Verkörperung strebende Gedanken zu nehmen sind, erklärt wird, stimmt vollkommen überein mit dem Ausspruche des Psalmisten: „Der Himmel ist durchs Wort des Herrn gemacht und alle sein Heer durch den Geist seines Mundes," und wir brauchen keinen Anstoß zu nehmen, wenn in der mosaischen Schöpfungsgeschichte von einem Sprechen Gottes die Rede ist. Denn das Sprechen oder das Wort, setzt doch den Begriff oder Gedanken voraus, und es ist einerlei, ob ich sage, Alles ist durch das Wort des Herrn gemacht, oder die Weltdinge sind durch die Wirksamkeit seiner schöpferischen Gedanken entstanden. Die realisirten Nachbilder der in Gott ruhenden Urbilder haben das unendliche Weltall nach seinem allmächtigen Willen erfüllt, um überall Leben zu schaffen und Genuß zu bereiten.

Wenn die Idee von einer Menschwerdung Gottes einen Sinn haben soll, muß dieselbe so verstanden werden, daß die von Gott ausgeströmten Ideen unter andern auch Menschen geworden sind.

Ich bleibe, ohne mich durch spitzfindige Einwürfe irren zu lassen, bei meinem einfältigen Glauben, daß Gott der Schöpfer der Welt und auch mein Schöpfer und Erhalter sei, von dessen unendlicher Güte ich Alles erwarten kann, was seiner Weisheit gemäß ist und zu meinem wahren Besten dient. Die Frage aber, wie Gott bei seiner Schöpfung zu Werke gegangen, oder wie das Endliche aus dem Unendlichen hervorgegangen sei, erkläre ich für eine vermessene, weil sie das Vermögen des menschlichen Denkens und Begreifens übersteigt. Es ist philosophischer Stolz, Alles erklären zu wollen, denn die menschliche Vernunft ist beschränkt, und es steht dem Denker wohl an, seine Unwissenheit zu gestehen, wenn von der unergründlichen Tiefe der Macht und Weisheit Gottes und von der Unerforschlichkeit seiner Wege die Rede ist. Die Geheimnisse, welche Gott für unser Wissen verschlossen hat, sind zu unserer Ruhe und Zufriedenheit auch nicht nöthig; es ist genug, daß Gott uns das offenbart hat, was zu unserer sittlichen Vervollkommnung nothwendig ist. Wenn der Mensch wissen und genau angeben könnte, wie Gott seine Schöpfung vorgenommen hätte, so könnte er auch wohl selbst schaffen, wenigstens im Kleinen. Aber Kunstwerke und philosophische Constructionen sind keine Schöpfungen.

Die Frage, ob die Welt, der Zeit und dem Raume nach, endlich oder unendlich sei, hat den Philosophen viel zu schaffen gemacht, weil sowohl die eine als die

andere Annahme der menschlichen Vernunft unbegreiflich ist und unser Denken in Widersprüche zu verwickeln scheint. Zum Glück ist diese Frage von keinem besondern praktischen Interesse, außer insofern wir dadurch veranlaßt werden, uns würdige Vorstellungen von der unbeschränkten Macht und Größe Gottes zu machen. Da nun der Begriff der Allmacht so viel sagen will, daß der göttliche Gedanke eines Zwecks zugleich die Realisirung dieses Zwecks enthalte, so daß Gedanke und die ihm entsprechende schöpferische That zusammenfallen, und Gott doch wohl als ein ewig denkendes Wesen angenommen werden muß, so entscheide ich mich ohne Bedenken für die Ansicht, nach welcher die Welt nicht in der Zeit entstanden, sondern mit Gott gleich ewig zu denken sei. Es ist ein widriger Gedanke anzunehmen, daß Gott eine halbe Ewigkeit in trager Ruhe verharrt, die Ausflüsse seiner schöpferischen Ideen zurückgehalten und an der Schwelle des möglichen Weltseins und Weltlebens gleichsam zögernd gestanden habe, ohne zu dem Entschlusse kommen können, sie zu überschreiten, bis es ihm endlich, wie die alten Theologen meinen, vor etwa 6000 Jahren in den Sinn gekommen sei, die Welt zu erschaffen, da doch die Motive zu diesem Schritte ihm von Ewigkeit beiwohnen mußten, und er nicht wie ein menschlicher Baumeister Zeit und Ueberlegung brauchte, um den Plan zu dem großen Werke zu entwerfen.

Man wird freilich dagegen einwenden, daß die

Welt als ein Bewirktes der Zeit nach später gedacht werden müsse als ihre in Gott liegende Ursache. Aber wir finden schon in der gewöhnlichen Erfahrung, daß die Wirkung oft zugleich mit der Ursache zur Erscheinung kommt. So ist z. B. der Fall oder Druck eines Körpers, als Wirkung mit der Ursache seiner Schwere zugleich. Ueberhaupt muß eine Kraft oder Thätigkeit, wiefern sie als Ursache gedacht wird, ihre Wirkung bereits gleichsam in ihrem Schooße tragen, beide sind zugleich. So wie also in dem angeführten Beispiele der Fall oder Druck zum Begriff eines Körpers gehört, so gehört die weltschaffende Thätigkeit zum wesentlichen Begriffe Gottes; Gott und Welt gehören zusammen, sie sind Correlata und ich kann Gott nicht anders denken als in seiner schöpferischen Wirksamkeit. Ein müssiger Gott ohne Energie und Wirksamkeit, ist ein absurder Gedanke. Nein, der König des Himmels ist kein fainéant, wie mancher König der Erde es war. Von Ewigkeit her sind ihm schöpferische Ideen oder Potenzen entströmt, um überall nach diesen göttlichen Vorbildern Abbilder abzuprägen, überall regsames Leben zu schaffen und in dem bewußten Menschengeiste einen Spiegel hinzustellen, in welchem sich die Welt mit ihren strahlenden Sonnen, wenn auch im abgeschwächten Glanze, abbildet.

Denn wie gesagt: Gottes Gedanken werden unmittelbar zu Weltobjecten. Auch aus der Reflerion, daß Gott die Liebe sei, geht die Nothwendigkeit der

Weltewigkeit hervor. Denn, wie Rothe bemerkt: „die Liebe ist in Gott keine bloße Eigenschaft, sondern eine immanente Wesensbestimmtheit. Damit ist die Nothwendigkeit der schöpferischen Thätigkeit, als die Nothwendigkeit der Selbstmittheilung der göttlichen Liebesthätigkeit an Andere gegeben. Hiermit hängt die Anfanglosigkeit der Welt zusammen. Da es vor der Welt keine Zeit giebt, so ist hiermit der Einwurf abgefertiget, daß **Gott als Ursache der Welt als Wirkung** vorhergehen müsse."

Die Weltschöpfung ist demnach zu denken nicht als ein Act der Willkür, der auch hätte unterbleiben können, sondern als ein nothwendiges Ergebniß des göttlichen Wesens, das nicht gedacht werden kann, ohne ewige Wirksamkeit. Wie die Sonne nicht sein kann ohne ihre Strahlen, die Licht und Wärme durch das Planetensystem verbreiten, so kann auch Gott nicht sein ohne die höchste Energie, ohne die Ausstrahlung schöpferischer Ideen, welche als eine, in seinem Wesen liegende Nothwendigkeit gedacht werden muß. Da die göttlichen Gedanken, inwiefern sie zugleich Willensacte sind, sich vermöge seiner Allmacht unmittelbar realisiren, so müßte Gott vor der Schöpfung ohne Gedanken, also ohne Intelligenz gewesen sein; eine Annahme, die sich von selbst widerlegt.

Aus demselben Grunde muß auch die Unendlichkeit der Welt, dem Raume oder der Ausdehnung nach, angenommen werden. Denn die schöpferische Wirksam-

keit Gottes kann nicht als begrenzt gedacht werden und die Vorstellung des unendlichen Raumes, die uns beiwohnt, ist das Symbol dieser in's Unendliche gehenden Wirksamkeit. Wäre die Welt begrenzt, so könnte sie nur durch ein unbekanntes Etwas begrenzt sein, das nicht anders bezeichnet werden kann, denn als Nicht-Welt. Das ist aber ein Unding, ein absolutes Nichts, weil alles Sein in der Welt enthalten ist. Unser Denken bewegt sich zwar im Endlichen, aber es ist unfähig, eine letzte Schranke des Endlichen zu begreifen.

Wenn Spinoza der Gottheit die Eigenschaft der Ausdehnung beilegt, so hat er sich vielleicht bloß unklar ausgedrückt; nicht Gott ist ausgedehnt, wohl aber seine die Welt erfüllende Wirksamkeit. Wir verwerfen den Pantheismus, huldigen aber dem Entheismus, und finden den Unterschied dieser beiden Ansichten darin, daß, wenn jene Gott in der Welt aufgeben läßt, diese die Welt als durchdrungen von der schöpferischen und weltgestaltenden Idee Gottes denkt. Freilich können wir die Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt nicht fassen und begreifen, aber welcher menschliche Verstand vermag das Mysterium der Gottheit zu durchdringen. Ist uns nicht die göttliche Allgegenwart, an die wir doch glauben, völlig unbegreiflich? — Verliert nicht unsere Vernunft gleichsam den Boden unter den Füßen, wenn sie versucht, Gott einerseits als eine Persönlichkeit, oder eine selbstbewußte Intelligenz, und andrer-

seits als ein die ganze Welt mit seiner Wirksamkeit erfüllendes Wesen zu denken? Und doch muß sich dieser scheinbare Widerspruch in dem geheimnißvollen Wesen der Gottheit ausgleichen, wenn unser Glaube an eine höchste zwecksetzende, schöpferische Macht kein eitler sein soll.

Man hat über die Frage gestritten, ob Gott außer (über) oder in der Welt sei und die Theisten meinen, daß nur in der Entscheidung für die erste dieser beiden Alternativen die Abweisung des Pantheismus zu finden sei; und doch ist diese Frage eine ganz ungehörige, weil sie räumliche Verhältnisse voraussetzt, wo keine stattfinden können. Zwischen Gott und der Welt findet kein räumliches, sondern bloß ein dynamisches Verhältniß statt. Wiefern der Meister über seinem Werke steht, ist auch Gott als Schöpfer oder Baumeister derselben über der Welt. Inwiefern aber sein Walten, seine überallhin verbreitete Wirksamkeit die Welt erfüllt, ist er in der Welt, welche nur durch seine erhaltende Macht besteht. Eine von der Gottheit entleerte Welt ist ein schauderhafter Gedanke. Die segensvolle Wirksamkeit Gottes ist so gewiß in der Welt, als Ordnung, Harmonie und Zweckmäßigkeit in derselben sind. Da wir die Spuren der göttlichen Intelligenz, seiner Macht und Weisheit selbst mit unsern blöden Augen überall wahrnehmen, so glaube ich, auf die Gefahr hin, für einen Pantheisten gehalten zu werden, daß Gott nicht von seiner Welt geschieden ist,

da ja offenbar seine erhaltende und schaffende Kraft unausgesetzt thätig sein muß, wenn nicht die Welt in Trümmer fallen soll. — Freilich schreibt man den Entwickelungsproceß der Weltdinge den Naturkräften und den Weltgesetzen zu; aber wie gesagt: Kräfte und Gesetze sind abstracte, leere Begriffe, die erst durch die lebendige Quelle, der diese Kräfte entströmen, durch den allmächtigen Willen, der diese Gesetze in Wirksamkeit setzt, ihren Inhalt bekommen. Man wird doch nicht behaupten wollen, daß die Welt von Begriffen regiert werde, die sich unser Verstand als Hülfsmittel seines fortschreitenden Denkens gebildet hat? — Unsere Vernunft findet sich dennoch genöthiget, eine einheitliche Intelligenz an der Spitze der Weltregierung zu denken, welche zugleich die Macht haben muß, die unendliche Mannigfaltigkeit der Weltdinge harmonisch zu verbinden, so daß sie zur Realisirung des Weltzwecks zusammenwirken. Diese einheitliche Intelligenz bezeichnen wir nun mit dem Begriffe der Persönlichkeit, weil wir eben kein ander Wort haben, um ein individuelles Selbstbewußtsein auszudrücken.

Ich weiß wohl, was gegen die Persönlichkeit Gottes von den Philosophen der neuern Schulen vorgebracht worden ist. Man meint: es liege in diesem Begriffe eine Beschränkung, welche bei Gott nicht stattfinden könne; aber dieser Einwurf scheint nicht von Bedeutung. Die menschliche Persönlichkeit ist freilich sehr beschränkt, schon deswegen, weil jeder Person so

viele andere gegenüber stehen, und die Rechte jeder da aufhören, wo die Persönlichkeit eines andern Individuums anfängt. Da aber Gott seines Gleichen nicht hat, so kann er auch nicht auf diese Art beschränkt sein. Seine Persönlichkeit muß als eine solche gedacht werden, die sich mit seiner Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart verträgt, wenn wir auch nicht einsehen, wie die Vereinigung einer geistigen Einheit, mit einer durch die ganze Welt verbreiteten Wirksamkeit möglich ist. Uebrigens kommt es nicht darauf an, ob dieser Name ganz passend ist, oder nicht, wenn wir nur daran festhalten, daß damit eine selbstbewußte, zwecksetzende Intelligenz, in welcher die höchste Weltmacht mit der höchsten Weisheit vereint ist, bezeichnet werden soll. Wir haben eben keine andern Worte und Begriffe, um die göttlichen Eigenschaften zu bezeichnen, als die von der Thätigkeit des Menschengeistes hergenommen sind, und so sehe ich nicht, warum man Anstoß daran nehmen will, wenn wir die absolute Einheit des göttlichen Denkens und Wollens, mit dem Worte Persönlichkeit bezeichnen, welches im Menschenleben freilich nur eine relative Einheit, eine beschränkte Individualität ausdrückt.

Wollen wir nicht Gott mit der Welt identificiren, so müssen wir an der absoluten Einheit des göttlichen Denkens und Wollens festhalten. Denn, wenn Gott nichts weiter wäre, als der Inbegriff der schaffenden Naturkräfte, die nach ewigen, unveränderlichen

Weltgesetzen wirken, so würde durch diese sublime Speculation der Idee der Göttlichkeit Alles entzogen, was sie für das menschliche Herz so sehr zum Bedürfnisse macht, und der Vorwurf der Selbstvergötterung, sowie der Naturvergötterung, desgleichen, daß nach dieser Ansicht die unbedingte Nothwendigkeit, oder das Fatum der Alten zum herrschenden Weltprincip erhoben würde, und somit keine Freiheit, keine Sittlichkeit, kein wahrer Unterschied des Guten und Bösen stattfinden könnte, dürfte mit aller künstliche Dialektik nicht abzuweisen sein. Dennoch hat diese halt- und trostlose Ansicht sich in diesen Tagen den Weg aus den Philosophenschulen in die Kreise des gebildeten Volkes gebahnt und sie spukt hier und da in den sogenannten freien Gemeinden.

Daß dieser kosmologische Pantheismus in diesen Tagen so viel Gunst bei den exaltirten Demokraten gefunden hat, darf uns nicht wundern, da das leidige Treiben dieser Herrn nichts weiter als ein politischer Pantheismus ist. Weil unsere modernen Demokraten gern das Volk vergöttern möchten, sagt ihnen eine Speculation zu, nach welcher die Welt vergöttert wird. Nach der Tendenz dieser abgöttischen Volksverehrer soll die Staatsweisheit ein Präparat und Extract aus der problematischen Weisheit des arbeitenden Volkes und selbst des Proletariats sein, so wie nach dem kosmopolitischen Pantheismus die zur Weltregierung nöthigen Kräfte und Potenzen aus den beschränkten Welt-

wesen und namentlich aus dem menschlichen Verstande hergenommen werden. So wie der Welt und den, in ihr thätigen, Naturkräften die höchste göttliche Machtvollkommenheit zukommen, und die göttliche Allmacht weiter nichts sein soll, als der Inbegriff aller Weltmacht, so soll auch dem Volke die höchste Macht und Souverainetät im Staate zukommen. — Daß bei dieser Ansicht nicht von Religion, d. i. vom Abhängigkeitsgefühl, von einem allweisen und allgütigen Gott die Rede sein könne, liegt auf der Hand.

Ich würde mir diese Abschweifung nicht erlaubt haben, wenn ich nicht glaubte, daß sie zeitgemäß sei, und deswegen möge man sie mir zu gute halten. — Der Gedanke einer Identität Gottes und der Welt, oder Gottes und des Inbegriffs der Naturkräfte ist eben so vernünftig, als wenn man das mechanische Kunstwerk mit dem Künstler identificiren wollte. Die Welt ist die realisirte Idee des Einen absoluten Denkens Gottes; sie ist die denknothwendige Form und Wesenheit aller Dinge, der concrete Ausdruck der göttlichen Ideen. Als Gedachtes ist die Welt ein Anderes, als das sie begründende, absolute Denken, und doch zugleich als sein Gedanke Eins mit diesem Denken, so wie überhaupt jedes Kunstwerk, wiefern es den Gedanken des Meisters ausspricht, in einer dynamischen Verbindung oder Einheit mit ihm stehet, obgleich bei menschlichen Werken gar viele äußere Mittel zusammenwirken müssen, um den Gedanken oder die Idee

des Künstlers zu realisiren, wogegen die Gedanken Gottes unmittelbar wirklich werden. Es würde aber ein starkes Mißverständniß sein, wenn man aus dieser Betrachtung die Identität Gottes mit der Welt folgern wollte. Denn das in ihr gesetzte materielle Sein, obgleich Product eines göttlichen Gedankens, ist ein ganz Anderes als das geistige Sein Gottes.

Unser Wissen von Gott ist übrigens kein von Außen gekommenes historisch mitgetheiltes, sondern es wurzelt in der Vernunft, und wir dürfen es uns nur klar machen, um zum Bewußtsein seiner Gewißheit zu gelangen.

3) Weltzweck.

Da Alles in der Welt seinen Zweck hat, so muß auch wohl die Welt als Ganzes oder als Inbegriff aller existirenden Dinge gedacht, ihren Endzweck haben. Wäre freilich, wie die Materialisten wähnen, die Welt ein Werk der Naturnothwendigkeit, wäre sie aus dem Schooße eines blinden Fatums hervorgegangen, so wäre es thöricht nach einem Zwecke ihrer Existenz zu fragen. Aber die Welt ist das Product des absoluten göttlichen Denkens, sie ist eine realisirte Idee Gottes. In dieser Idee liegt ihre Endursache, folglich muß die Welt auch einen Endzweck haben. Ob wir aber mit unserer beschränkten Vernunft im Stande sind, diesen

Zweck zu ergründen, ist eine andere Frage, die ich nicht ohne weiteres bejahen möchte. Da indessen unsere Vernunft doch gewissermaßen mit der göttlichen verwandt ist und mit dieser einerlei sittliche Richtung hat, so wird es uns doch erlaubt sein, über den Weltzweck unsere Vermuthungen auszusprechen und wenn diese Vermuthungen durch die Offenbarungen, die in der Natur vorliegen, sich begründen lassen, so werden sie einen ziemlichen Grad von Gewißheit erlangen.

Die Idee der Welt ist die bestimmende Macht aller übrigen Ideen, sie ist im Verhältniß zu letzteren das Allgemeine, das Causalgesetz, die Endursache, die alle übrigen Ideen so bestimmt, daß sie, als ebenfalls thätige Endursachen, in ihrem Zusammenwirken den Zweck der Welt verwirklichen. Als bestimmt zur Verwirklichung dieses Zwecks sind alle übrigen Ideen nur Mittel, jedes Ding in seiner unmittelbaren Existenz ist selbst nur Mittel für diesen Zweck. Sofern aber jedes Ding und alle Gattungen von Dingen selbst zur Welt gehören und die Welt ausmachen, und sofern andrerseits der Zweck der Welt die immanente Endursache der unmittelbaren Existenz aller Dinge ist, so muß der Zweck der Welt zugleich der Zweck jedes einzelnen Dinges sein. Das einzelne Ding realisirt durch seine Existenz freilich zunächst nur seinen eignen Zweck und ist insofern gleichberechtigt mit jedem andern. Allein der Zweck der Welt soll doch durch die Dinge, durch das Zusammenwirken aller Endursachen realisirt werden.

Sein vollständiges Erreichtsein kann mithin nicht in diejenige Existenz der Dinge fallen, durch die er erst realisirt werden soll, diese ist vielmehr nur das Mittel, welches sich nothwendig in und mit dem erreichten Zweck aufhebt. Wir werden demnach nicht irren, wenn wir uns den Zweck der Welt in einer fortdauernden Entwicklung, in einem Fortschreiten vom Niedern zum Höhern, dem Unvollkommnen zum Vollkommenen, begriffen denken. Und da das geistige Dasein höher liegt, als das materielle, so kann der Weltzweck nur über oder jenseits dieser unmittelbaren Existenz der Dinge in einem höhern von ihr unterschiedenen Dasein erreicht werden. Dieses höhere Dasein kann aber zufolge dieser Unterscheidung kein anderes als ein geistiges sein; nicht ein reingeistiges, denn es geht ja nur aus der materiellen Existenz der Welt hervor, hat dieses zu seiner Voraussetzung und zum Mittel seiner Verwirklichung, sondern es kann nur als ein vergeistigtes, sinnliche Momente in sich tragendes, gedacht werden, kurz, um dem gemeinen Sprachgebrauche zu folgen, ein Dasein, wo der sterbliche Leib verklärt ist. Dieses höhere Dasein besteht nicht für sich, getrennt von der materiellen Welt, sondern es besteht nur, indem es aus jener beständig hervorgeht.

In der That, wenn Gott bei seiner Schöpfung einen Zweck hatte, so kann dieser kein anderer gewesen sein, als daß Wesen sein sollten, welche sich nach den

verschiedenen Graden ihrer Empfänglichkeit des Reichthums seiner Güte, Macht und Herrlichkeit erfreuen sollten. Er wollte, wenn ich so sagen darf, der überschwenglichen Fülle seines Lebensschatzes nicht allein genießen, sondern nach seiner unendlichen Güte überall Theilnehmer dieses Genusses haben. Weil aber die Stärke des Genusses von der Stärke der Empfindung abhängt und derselbe erst zur Freude wird, wenn er mit Bewußtsein verbunden ist, und in der Erinnerung festgehalten werden kann, so mußten die Weltwesen in einen Proceß der Entwicklung versetzt werden, durch welchen das Leben und das Lebensgefühl nach und nach gesteigert und endlich im Menschen zum Denken und Selbstbewußtsein erhoben, d. i. in ein Ich verwandelt wurde. — Zum Begriff eines Geistes gehört aber nicht bloß selbstbewußtes Denken, sondern auch ein freier Wille, welcher entweder dem nothwendigen (consequenten) Denken gemäß sein kann oder nicht, und so ist in der Vergeistigung, zu welcher sich das materielle Weltsein in den Menschen entwickelt, auch die Moralität oder Sittlichkeit begriffen. Der zur Entwicklung gekommene Menschengeist soll nicht nur die Wohlthaten hinnehmen und genießen, die ihm die göttliche Güte im Reichthum der Natur bietet, sondern er soll auch andern diesen Genuß nicht verkümmern, vielmehr in seinem Wirkungskreise dahin streben, daß seine Nebenmenschen sich ebenfalls ihres Lebens freuen können, er soll das Wahre, Gute und Schöne wollen,

es nach seinen Kräften schaffen und andern zum Genuß desselben verhelfen.

Die Naturwissenschaft unserer Tage ist auf dem Wege der Beobachtung zu dem Resultate gekommen, daß nicht bloß die vegetabilische, sondern auch die geologische Natur in sich lebendig, daß auch in ihr der Geist Gottes thätig sei, daß sich beide von einander und wiederum die animalische Natur von der vegetabilischen, so wie die verschiedenen Thiergattungen nur durch den verschiedenen Grad der Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit dieses Lebens unterscheiden, und daß endlich die Geistigkeit des menschlichen Wesens wiederum nur der höchste Grad dieser Selbstständigkeit und Individualität des allgemeinen Lebens sei. Damit ist aber ausgesprochen, daß das materielle Sein in stufenweiser Entwicklung zu immer höhern Graden der Lebendigkeit sich erhebe und in der Spitze der Geistigkeit seine Vollendung erreiche. Da dieser Proceß sich immer wiederholt, so müssen auch die niedern Ordnungen des Lebens, als die Grundbedingungen zum Endzwecke der Vergeistigung stehen bleiben und können als Gattungen nicht aufgehoben werden. Insofern dieser Proceß der Entwicklung des Lebens zu höhern Graden ein Ziel in der Vergeistigung hat, das in diesem Leben nicht vollständig erreicht wird, indem ja der menschliche Geist als Seele noch zu ringen hat mit der Materie, kann nur das menschliche Wesen, weil es diesem Ziele doch näher steht als andere Wesen,

einen Anspruch haben auf eine höhere Form des Daseins.

Wie dem auch sei, davon können wir indeß überzeugt sein, daß der Weltzweck ein erhabener Gott würdiger, auf das größtmögliche Wohl seiner Geschöpfe und insbesondere der vernünftigen Menschen gerichteter sein wird. Denn die Welt und die Weltdinge sind ja, wie schon bemerkt, realisirte Gedanken Gottes, welche immer auf das dauernde Gute und Schöne gerichtet sind.

Betrachten wir die Welt aus diesem Gesichtspunkte, so verbreitet sich ein ungewöhntes Licht über Alles, was uns vorher dunkel und räthselhaft war, und die vielen Dissonanzen, die wir sonst in der Natur wahrzunehmen glaubten, lösen sich in die schönste Harmonie auf. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur, die uns vorher verwirrte, gestaltet sich zu einer organischen Einheit, die dunkle Verworrenheit verklärt sich in ein lichtvolles Gedankensystem. Denn wenn Alles, was wir wahrnehmen, aus der zwecksetzenden Vernunft Gottes hervorgegangen ist, so muß sich in jedem Naturproducte eine Gliederung zusammenhängender Gedanken nachweisen lassen. Wir gewinnen somit die Ueberzeugung, daß das ganze Weltsystem das Werk und die Offenbarung der höchsten Allvernunft sein muß, denn in den schaffenden Gottesgedanken sind Ideales und Reales, Körperliches und Geistiges unzertrennlich vereinigt, und, weil die Naturgesetze zugleich Vernunft-

gesetze sind, so erkennt die menschliche Vernunft gewissermaßen sich selbst in den Naturdingen.

Um einem möglichen Mißverständniß zu begegnen, bemerke ich noch, daß der erwähnte Proceß der Vergeistigung nicht als hervorgehend aus dem rohen, todten Weltstoff, wenn es einen solchen giebt, gedacht werden kann, eine Ansicht, wogegen ich mich schon oben ausgesprochen habe. Wo eine solche Entwicklung zu einem höhern Leben stattfinden soll, müssen geistige Anfänge, geistige Keime zum Grunde liegen. Jede auch noch so leise Lebensregung, jede Bewegung im Innern der Weltwesen ist schon etwas Geistiges, und nur, wo solche geistige Anfänge und Keime vorliegen, kann die besagte Entwicklung ihren Anknüpfepunkt finden. Nur von Gott, dem Geiste der Geister, kann der Geist ausgehen. Der schöpferische absolute Geist wollte, daß auch ein creatürlicher Geist sein sollte, darum legte er in die Abbilder seiner göttlichen Ideen, womit er das Weltall erfüllt, geistige Keime, die nach und nach zur Entwicklung kommen sollten, weil er nicht wollte, daß Stillstand und Verharren auf einer bestimmten Stufe des Seins und Werdens, sondern ein ewiges Fortschreiten zum Höhern und Vollkommnern in seiner Welt sein sollte, obgleich diese fortdauernde Bewegung zu mancher bedenklichen Revolution führte. Aber diese Weltrevolutionen, deren die Naturwissenschaft schon mehrere nachzuweisen vermag, werden von Gott nicht so gefürchtet, wie die Staatsrevolution von unsern

Regenten, weil er immer mit fester Hand jede Bewegung zu leiten und zum bezweckten Ziele hinzuleiten versteht. Und so müssen wir annehmen, daß Alles, was geschieht, gut ist, daß selbst die furchtbarsten Naturereignisse, welche nur Zerstörung und Tod in ihrem Gefolge zu haben scheinen, auf das Beste der Welt berechnet sind. Denn Gott ist nicht bloß die höchste Macht und Weisheit, er ist zugleich die höchste Güte, d. h. er ist ein ethisches oder moralisches Wesen, sein Wille ist ausschließlich auf das Gute, auf das Beste seiner Welt, auf das größtmögliche Wohlsein der empfindenden und denkenden Weltwesen gerichtet. Aber er will auch, daß seine vernünftigen Geschöpfe ebenfalls sittlich gut sein und seinem heiligen Willen gemäß handeln sollen. Nicht, um ihre Wißbegierde zu befriegen, hat er sich ihnen offenbart, sondern um sie auf der Bahn ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung vorwärts zu bringen.

4) Begriff der besten Welt.

Wenn die Welt ursprünglich im Geiste ihres Schöpfers als Idee, als Weltenbild vorhanden, und ewig vollendet war in der Zeit und Raum überwindenden Selbstanschauung Gottes, mit welcher er seine Unendlichkeit und Ewigkeit durchdringt, so folgt nothwendig, daß sie die beste d. i. die bestmögliche unter den gege-

benen Bedingungen sei. Nicht absolut gut ist die Welt, weil sie ja ihren Zweck noch nicht erreicht hat, und kein endliches Ding oder Wesen kann auf vollständige Güte Anspruch machen, aber wir müssen annehmen, daß ihr der allgütige Gott solche Einrichtungen gegeben, welche die besten und zweckmäßigsten zur Erreichung ihrer Bestimmung sind, welche ja, wie wir gesehen haben, in einem unendlichen Fortschreiten und Aufsteigen von niederern Stufen der Vollkommenheit zu höhern besteht. In diesem Sinne ist die Welt die beste; denn wäre sie das nicht, so würde die Frage entstehen: „konnte oder wollte Gott keine bessere erschaffen?" mit welcher Alternative man entweder seiner Macht oder Güte zu nahe treten würde.

Weil man aber das Uebel, welches die Menschheit drückt, mit dem Begriffe einer besten Welt nicht vereinigen konnte, so kam man auf den Gedanken, ein grundböses Wesen, Satanas genannt, anzunehmen und diesen zum Urheber des physischen und moralischen Uebels zu machen, ohne zu bemerken, daß mit dieser Annahme durchaus nichts gewonnen ist, da jene Alternative nur in einer andern Form wiederkehrt, wie dies selbst jenem einfältigen Indianer nicht entging, welcher seinen Katecheten mit der naiven Frage überraschte: warum schlägt denn Gott den Teufel nicht todt? — Auf diese unbequeme Frage wußte selbst der scharfsinnige Schelling keine andere Auskunft zu geben, als daß Gott auch den Teufel bei seinem alten Rechte lasse,

als wenn derselbe zur vornehmen Feudalaristokratie gehörte, welche auch verlangt, daß man sie bei ihren hergebrachten Rechten oder Vorrechten lasse, so wenig sie auch mit der vom Staate postulirten gleichen Berechtigung seiner Bürger harmoniren möge. — Freilich scheint dem kurzsichtigen Sterblichen das viele Uebel und Böse, worüber wir uns zu beklagen haben, mit dem Begriff einer besten Welt nicht übereinzustimmen, und gar oft ist die Klage laut geworden, wie doch Gott diese Disharmonie dulden könne. Aber wir dürfen uns dadurch in dem Glauben an seine Güte und Weisheit nicht irre machen lassen, da wir versichert sein können, daß Gott auch bei der Zulassung des physischen und moralischen Uebels seine weisen Absichten gehabt habe.

Da auf die Ansicht von der mystischen dämonischen Entstehung des Bösen durch den sogenannten Sündenfall unserer ersten Eltern der ganze, noch jetzt gültige orthodoxe Kirchenglaube gegründet ist, so erlaube ich mir einige kritische Blicke auf die alttestamentliche Sage von diesem Falle zu werfen.

Bei einigem Nachdenken ist leicht zu erkennen, daß mit der Annahme eines bösen Princips die Schwierigkeit, das Böse mit der göttlichen Heiligkeit in Uebereinstimmung zu bringen, nicht gehoben, sondern nur aus der Sinnenwelt in eine uns ganz unbekannte Geisterwelt zurückgeschoben wird. Mag man nun annehmen, daß der Teufel, dieser die göttliche Heiligkeit verneinende

Geist, ursprünglich böse gewesen, oder daß erst, wie die Kirche lehrt, ein ursprünglich guter Engel, durch einen Abfall von Gott böse geworden und gleichsam der Träger und Verwahrer der Pandorabüchse alles physischen und moralischen Uebels geworden sei, so wiederholt sich immer die Frage, wie diese Annahmen mit einem höchsten heiligen Willen in Harmonie gebracht werden können, wie Gott in seiner Schöpfung, wo nur Leben, Licht und Freude sein soll, ein förmlich organisirtes Reich der Finsterniß und des moralischen Todes dulden, und dem Fürsten dieses Reichs einen solchen weitgreifenden Einfluß auf die Menschenwelt gestatten könne? Und sieht man denn nicht, daß bei der Annahme, nach welcher der Teufel ein gefallener Engel sein soll, die Lösung des in Frage stehenden Problems noch weit schwieriger wird? — Denn man wird doch nicht behaupten wollen, daß es leichter zu begreifen sei, wie Engel, die man sich doch als unsinnliche, Gott ganz nahe stehende, Vernunftwesen denkt, sündigen konnten, als wie schwache sinnliche, in ihrer Erkenntniß- und Willenssphäre so beschränkte Menschen in diesen Fall gekommen sind.

Nach einer bekannten biblischen Darstellung, die offenbar einen mythischen Charakter an sich trägt, aber nach Abzug dieser mythischen Zuthaten als ein sinnreiches Philosophem betrachtet werden kann, ist der Ursprung der Sünde in dem Ungehorsam der ersten Menschen gegen das göttliche Gebot, nicht vom Baume der

Erkenntniß zu essen, zu suchen. Dieser Baum der Erkenntniß ist ein Symbol, das einen tiefen Sinn hat. Denn erst, wenn der Mensch zur Erkenntniß kommt, ist ihm die Möglichkeit gegeben, das Gute vom Bösen zu unterscheiden und zwischen beiden zu wählen, die nicht vorhanden ist, so lange er sich blindlings vom Naturtrieb leiten läßt, wie das unvernünftige Thier. Da nun die Erkenntniß die Möglichkeit des Bösen in sich schloß, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Verfasser dieser Mythe die Erkenntniß selbst für etwas Böses ansah und sie mit dem göttlichen Interdicte belegte, gerade so wie der mythische Zeus den Menschen das Feuer, vermuthlich wegen des voraussichtlichen Mißbrauchs, den sie davon machen würden, vorenthielt, und den Prometheus, der es dennoch vom Himmel brachte, bestrafte. Sehen wir doch noch täglich, daß die Götter der Erde Verbote erlassen gegen gewisse Erkenntniß- und Lichtquellen, und den Gebrauch einer guten Sache wegen des möglichen Mißbrauchs verpönen. Die himmlische Weisheit wird aber gewöhnlich nach dem Muster der kurzsichtigen menschlichen Klugheit gedacht.

Dieser sogenannte Sündenfall war nothwendig, wenn der Mensch sich vom Gängelbande des Instinctes losreißen und zum Bewußtsein der Freiheit gelangen sollte. Was die Natur in der Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, mußte er, um seine Bestimmung zu erreichen nach abgelegtem Flügelkleide selbst thun, und so der

Schöpfer seines Wohls oder Wehs werden. Aus einem Paradiese der Unschuld, des schönen Traumlebens, aber auch der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich, sei es auch erst nach Jahrtausenden, zu einem neuen Paradiese der Erkenntniß und Freiheit hinarbeiten, zu einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetz in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als anfangs dem Naturtriebe. Wenn das Naschen vom Baume der Erkenntniß die Sünde veranlaßte, so ist auch das fortgesetzte Essen davon geeignet, diese bösen Folgen wieder fortzuschaffen, denn je mehr sich der Mensch eine vollständige, Gemüth und Willen ergreifende Erkenntniß des Guten aneignet, desto freier wird er auch von sittlichen Mängeln werden. Mit der wahren ächten Weisheit kann die Thorheit der Sünde nicht bestehen. Nur im Kampfe mit den physischen und moralischen Uebeln der Welt kann der Mensch seine Bestimmung erreichen.

Es bedarf demnach keine Transscendenz in mythische und mystische Regionen, um die Sündhaftigkeit der Menschheit zu erklären; sie findet ihren hinreichenden Erklärungsgrund in dem Begriffe eines durch die Sinnlichkeit beschränkten Vernunftwesens, das, nicht an die Naturnothwendigkeit gebunden, sich einer freien Selbstbestimmung erfreuen soll. Wo aber Freiheit ist, da ist auch deren Mißbrauch möglich und bei einem Wesen, das so bedürftig, so sehr dem Irrthum und der Täuschung unterworfen ist, wie der Mensch sich

darstellt, unvermeidlich. Ich glaube daher, daß nicht bloß die Menschen, sondern auch die übrigen Vernunftwesen, welche die große Schöpfung Gottes bevölkern, mit sittlichen Schwächen und Gebrechen zu ringen haben, welche Annahme in dem Ausspruche Jesu: „niemand ist gut als der alleinige Gott,“ ihre Bestätigung findet.

Als der vorzüglichste Quell der Unsittlichkeit oder der Sünde wird die Selbstsucht bezeichnet. In der That ist der Hang der Menschen, Alles auf sich selbst zu beziehen, alles, was seinen Sinnen schmeichelt, gleichsam in sich aufzufangen, sich wo möglich zum Mittelpunkte zu machen, um welchen sich alles Andere bewegen soll, bekannt genug, und wenn dieser Hang nicht zeitig beschränkt wird, kann er zu einer Leidenschaft werden, aus welcher Sünden ohne Zahl und oft die die schauderhaftesten Verbrechen hervorgehen. Die Selbstsucht ist eine Ausartung des Gefühls der Selbstheit, mit welchem der unwiderstehliche Trieb verbunden ist, sich selbst geltend zu machen. Die Natur hat diesen Trieb zu weisen Zwecken, nämlich zur Sicherstellung ihrer Existenz und Subsistenz, in alle Geschöpfe, selbst in die bewußtlose Pflanze gelegt. Da in diesem Triebe die Bedingung des Fortbestehens der Naturwesen liegt, so mußte er stark sein, aber in der Sphäre der unvernünftigen Geschöpfe hat die Natur selbst dafür gesorgt, daß er immer seine gehörigen Grenzen finde und sich in der einen Gattung nicht auf Kosten der andern

geltend mache. In der Menschenwelt hingegen ist die Beschränkung dieses Triebes der Vernunft überlassen, welche in ihrem Innern das Gesetz vernimmt, denselben nicht auf Kosten unserer Nebenmenschen zu befriedigen, und ihn zu einer vernünftigen Selbstliebe, welche die gleichen Rechte Anderer achtet, zu veredeln. Und dazu ist der Mensch von Gott mit den nöthigen Kräften ausgerüstet; es kommt nur auf ihn an, sie zu gebrauchen. Aber was hat die altchristliche Theologie aus jenem sinnreichen mosaischen Philosophem gemacht? — Sie hat es von Anfange bis zum Ende beim dürren Worte genommen, durch Hypothesen entstellt und Folgerungen gezogen, wozu die Prämissen fehlen. Unter der Schlange, welche Eva verführte, soll der Teufel versteckt gewesen sein, da doch die Juden vor dem Exil nichts von einem bösen Princip wußten. Durch die Befriedigung einer kindischen Lüsternheit der ersten Eltern, die in geistiger und moralischer Beziehung doch Kinder waren, soll nicht bloß ihre eigne, sondern auch die moralische Natur aller ihrer Nachkommen in dem Grade verdorben sein, daß die Menschen hinführo zu allem Guten durchaus unfähig und ungeschickt geworden wären, so daß sie ohne höhere Hülfe dem angebornen natürlichen Hange zu Bösen, Erbsünde genannt, nicht widerstehen können. Und doch soll der allgütige und gerechte Gott über diese, wenigstens von Seiten der spätern Generation unverschuldete, Sündhaftigkeit so in Zorn gerathen sein, daß er nicht bloß die ersten Menschen aus dem Paradiese gejagt,

sondern auch über sie und ihre gesammte Nachkommenschaft die entsetzliche Strafe des zeitlichen und ewigen Todes ausgesprochen, ja die ganze Erde verflucht habe, und später nur durch ein blutiges Menschenopfer versöhnt worden sei, dessen sündentilgende Wirkung aber nur denen zu gute kommen soll, die es und die somit dargebotene Gnade Gottes gläubig ergreifen. So ist ein dogmatisches System entstanden, das nicht allein an innern Widersprüchen leidet, sondern auch mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes in dem schneidendsten Widerspruch steht. Welcher Vater oder welche Mutter ist so barbarisch, daß sie ihr unverständiges Kind, welches gegen ihr Verbot seine Lüsternheit befriedigte, aus dem Hause jagen und dem unvermeidlichen Elende preisgeben sollten, und unsere herzlosen Glaubenseiferer tragen kein Bedenken, dem allgütigen Vater im Himmel eine noch viel größere Grausamkeit zuzuschreiben und ihn einem Moloch gleichzusetzen, der nur durch Menschenopfer versöhnt werden kann? Doch ich breche hier ab, um meinen Leser nicht zu ermüden.

5) Die physische oder natürliche Weltordnung Gottes. — Unveränderlichkeit der Naturgesetze. — Kritik des Wunderbegriffs.

Lassen wir uns also durch die unvermeidlichen Uebel, welche uns drücken, in der Ueberzeugung nicht wankend machen, daß die Welt die beste ist, unter der gegebenen Bedingung einer aufsteigenden Vervollkommnung ihrer Bewohner. Wie könnte es auch anders sein, sie ist ja ein realisirter Gedanke Gottes, und die göttlichen Gedanken können nur gut, die bestmöglichen sein. Auch sehen wir in der Natur, wenn wir sie mit aufmerksamen Augen betrachten, Spuren genug von der göttlichen Weisheit und Güte, und wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, daß Alles, was wir wahrnehmen von der zwecksetzenden Vernunft Gottes ausgegangen sei, so wird uns vieles klar, was vorher dunkel war, und der denkende Naturforscher ist im Stande, in jedem Thiere, in jeder Pflanze eine Gliederung zusammenhängender Gedanken nachzuweisen. Die ganze Körperwelt, ein Spiel von Kräften, ist einem beständigen Wechsel unterworfen, aber das Beständige in dem Uebergehen von einer Bestimmung zur andern, von Werden und Vergehen, ist die darin herrschende Gedankeneinheit, der sie begründende göttliche Geist. Dieser Geist läßt sich freilich nicht sinnlich wahrnehmen, aber weil unsere Vernunft ein, wenn auch geschwächter Abglanz der göttlichen ist, so erkennt sie nicht bloß sich

selbst, sondern auch die göttliche Vernunft in den Naturdingen wieder, denn die Naturgesetze sind, wie gesagt zugleich Vernunftgesetze.

Die Ordnung der Natur besteht in einem angemessenen Gleichgewicht der in ihr wirksamen Kräfte. Dieses Gleichgewicht, diese Harmonie von lebendigen Kräften, sind gleichsam die Sphärenmusik, welche von dem geistigen Ohr des Naturfreundes vernommen wird. Gleichwie ein Weltkörper, ja jedes Weltding Wirkungen von andern empfängt und auf diesem Verhältnisse sein Platz unter andern Weltdingen beruht, so wird auch die Stellung eines vernünftigen Wesens in der moralischen Welt bestimmt durch die Kraft, mit der es auf andere wirkt und die Gegenwirkungen von ihnen aufnimmt. Dieses Gesetz, dieser gesetzliche Antagonismus von Wirkung und Gegenwirkung, von Action und Reaction geht durch die ganze Körper- und Geisterwelt, und dadurch ist vorgesehen, daß die physischen und moralischen Uebel nie zu einer unerträglichen Uebertreibung gesteigert werden und nur von einer beschränkten Dauer sind.

Diese harmonische Bewegung, dieser symmetrischen Reigentanz von Naturkräften wird bewirkt durch Naturgesetze, welche als ewige Beschlüsse Gottes gedacht, das Merkmal der Nothwendigkeit und Unveränderlichkeit in sich schließen. Wenn Alles, was Gott setzt und beschließt, gut und vollkommen ist, so müssen auch die Naturgesetze diesen Charakter haben und können demnach schlechthin nicht verändert, umgangen und aufge-

hoben werden. Da man nun solche mit den Naturgesetzen im Widerspruch stehende Ereignisse Wunder im strengen Sinne nennt, so müssen wir Bedenken tragen, die Frage, ob in den göttlichen Weltregierungen solche Wunder vorkommen, zu bejahen. Zwar ist nicht zu läugnen, daß sie möglich sind, denn die Allmacht Gottes ist unbeschränkt; aber gar Vieles scheint physisch möglich, was moralisch unmöglich ist, und dahin gehört Alles, was mit dem unveränderlichen göttlichen Willen, mit seiner Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht zu vereinigen ist. Es ist nicht anzunehmen, daß Gott seine Gesetze durchbreche, um gewisse, dem allgemeinen Weltzweck untergeordnete Zwecke zu realisiren. Zu diesem allgemeinen Grunde, welcher in der Unveränderlichkeit der göttlichen Beschlüsse liegt, kommen noch besondere, welche ebenfalls gegen die reale Möglichkeit der Wunder sprechen. Zuvörderst ist zu bemerken, daß wir ja die Naturgesetze in ihrem ganzen Umfange nicht kennen und also niemals mit Sicherheit bestimmen können, ob ein wunderbares Ereigniß diesen Gesetzen gemäß sei oder nicht. Stände ein Inquisitionsrichter aus dem 17. Jahrhundert von den Todten auf und nähme die jetzigen Leistungen der Dampfkraft in Augenschein, so würde er ohne Zweifel, sich kreuzend und segnend, über Zauberei schreien und über die gegenwärtige Generation Ach und Weh! rufen, weil dieses Teufelswerk so öffentlich und ungehindert betrieben werde. Auch ist zu bedenken, daß gar keine

Erfahrung von einem Wunder im strengen Sinne möglich ist, weil die Naturgesetze zugleich die Gesetze unsers empirischen Denkens und Erkennens, also unserer Erfahrung, sind. Wir unterscheiden nach diesen Gesetzen die Gegenstände unsers Erkennens nach ihren verschiedenen Merkmalen und fassen sie nach ihrer relativen Identität in Gattungsbegriffe zusammen, indem wir mit Sicherheit darauf rechnen, daß die einmal erkannten Merkmale und somit die wesentlichen Eigenschaften der Dinge immer dieselben bleiben. Auf diese Weise bringen wir unsere Erfahrung zustande. Nun frage ich, wo diese Erfahrung bleibe, wenn die Gesetze, nach welcher sie allein möglich, aufgehoben oder verändert werden? Wenn täglich Wunder geschähen, würden wir immer in einer Art von Traumwelt leben; Erscheinungen würden vor unserer Anschauung vorüberziehen, die wir nicht zu Begriffen verbinden könnten, und ohne feste Begriffe ist keine Erfahrung möglich.

Ueberdieß läßt sich auch noch ein wichtiger, moralischer Grund gegen den Wunderglauben anführen. Wenn wir annehmen, daß es in Gottes Belieben gestellt sei, bald Wunder zu thun, bald aber nicht, oder bei dieser Gelegenheit den gesetzlichen Lauf der Natur zu hemmen, bei jener aber frei zu lassen, so ist nicht abzusehen, warum der Allgütige Bedenken tragen sollte, durch mächtige Wunderacte die arme Menschheit von den vielen natürlichen und moralischen Uebeln zu befreien, welche sie ängstigen und quälen. Es wäre ja

für den Allmächtigen eine Kleinigkeit, die entsetzlichen Calamitäten, Erdbeben, Wasserfluthen, Feuerswuth und dergl., wodurch oft viele Tausende unschuldiger Menschen ihr Leben oder ihr Hab und Gut verlieren, abzuwenden, oder doch ihnen eine solche Richtung zu geben, daß sie den Erdbewohnern keinen Schaden thäten, wenn er nur bei solchen, wie es scheint, wichtigen Angelegenheiten, die eiserne Nothwendigkeit der Naturgesetze durchbrechen und die Verkettung der in der Natur waltenden Causalität zu zerreißen geruhen wollte. Auch dem moralischen Uebel, dem Bösen und dessen entsetzlichen Folgen, könnte der liebe Gott leicht steuern, wenn er es nur seiner Weisheit angemessen fände, seine thörichten Menschenkinder so zu behandeln, wie etwa ein die Rollen austheilender Theaterdirektor seine Schauspieler, oder wie ein Puppenspieler seine Puppen, so daß sie genau so agiren und sich bewegen müßten, wie die Regel es fordert.

Aber der Vorwurf der Härte, der bei der ebenerwähnten Annahme auf Gott lasten würde, muß verstummen, wenn das Auskunftmittel der Wunderacte ganz abgeschnitten ist. Mit der Aufstellung unveränderlicher Naturgesetze hat Gott jeden Eingriff in den von ihm geordneten Gang der Natur entsagt. Der letzte Zweck, welcher von seiner Weisheit bei dieser Feststellung beabsichtiget wurde, mußte wohl höher liegen als die Rücksicht auf die vorübergehenden Uebel, welcher diese feste Gang mit sich bringt. Der Men-

schengeist sollte nach und nach die Macht gewinnen, die rohe Naturgewalt, wo nicht zu besiegen, doch sich gegen dieselbe sicher zu stellen; und dies ist ihm in vielen Fällen durch die Fortschritte und die Benutzung der Naturwissenschaften gelungen. Diese Fortschritte würden nicht gemacht werden sein, wir würden noch auf einer sehr niedern Culturstufe stehen, wenn uns Gott über jede Gefahr hinwegtrüge und seine Kinder immer gleichsam bei der Hand führte, wie die Juden sich einbildeten, daß ihnen diese Handführung zu Theil würde. Erst im Kampfe erstarkt die Kraft und wenn der einzelne Mensch in diesem Kampfe gegen die übermächtige Natur nicht immer Sieger bleibt, so geht doch das Resultat desselben, die gewonnene Erfahrung, für die Menschheit nicht verloren. Zuletzt gewinnt doch die verständige Geistesmacht über die rohe, blinde Gewalt die Oberhand.

Aus ähnlichen Gründen enthält sich Gott jedes Eingriffs in die von ihm einmal festgesetzte moralische Weltordnung. Weil die Freiheit seiner vernünftigen Geschöpfe die nothwendige Bedingung dieser Ordnung ist, so läßt der heilige und gerechte Gott sie ungehindert gewähren, auch wenn aus dem Mißbrauche dieser Freiheit das Böse hervorgeht. Auf der Stufe in der Wesenleiter, worauf der Mensch steht, konnte nun einmal kein reiner Engel stehen, und ein Wesen, das, wie der Mensch von sinnlichen Trieben und Begierden bewegt wird, mußte wohl auch möglicher Weise auf

die Abwege des Irrthums und der Sünde gerathen. Es ist indeß durch das Gesetz des Antagonismus in der göttlichen Weltordnung vorgesehen, daß das Böse, wenn es auch nicht ausgerottet werden kann, das Gute nicht überwuchere, sondern immer seine Schranken finde und häufig an dem eigenen Uebermaße zu Grunde gehe.

Gott befolgt demnach, wenn man so sagen darf, eine ganz andere Politik in seinem großen Weltreiche, als unsere Gewalthaber in ihren Staaten. Wenn der König des Himmels sich aller Eingriffe in die bestehenden Gesetze enthält, so glauben die Fürsten der Erde ihre Macht nicht besser beweisen zu können, als durch solche Eingriffe in die Staatsgesetze, und sie thun es oft aus den besten Absichten, um Mißbräuchen vorzubeugen, welche aus dem Gebrauche der gesetzlichen bürgerlichen Freiheit hervorgehen könnten. Daher die vielen Verbote, Beschränkungen und Maßreglung dieser Freiheit, wodurch oft auch der rechte und zweckmäßige Gebrauch derselben verhindert, oder nach dem Gleichnisse Jesu, der Weizen mit dem Unkraute ausgerissen wird.

Aber, wird man einwenden, würde mit dem Glauben an Wunder nicht zugleich der Glaube an die göttliche Offenbarung in der heiligen Schrift beseitigt? Keineswegs meine ich; die Offenbarung, richtig verstanden, bleibt bei Ehren, nur die alte Inspirationstheorie muß aufgegeben werden, nach welcher Gott den

Inhalt seiner Offenbarungen den Propheten vorgesagt und in die Feder dictirt habe, etwa so wie ein schlechter Schulpedant seinen Schulknaben die Lection vorkaut und eintrichtert. Diese Ansicht, welche der Kindheit der alten Völker vollkommen angemessen war, muß endlich bei der so hoch gestiegenen Cultur, deren wir uns rühmen, verlassen werden, weil sie Gottes und seiner Gesandten unwürdig ist. Mir ist die göttliche Offenbarung eine Einwirkung des göttlichen Geistes auf den menschlichen, wiefern dieser durch seine Reinheit dafür Empfänglichkeit hat. Von dieser Einwirkung oder geheimnißvollen Anregung göttlicher Ideen zur Erkenntniß und Ausübung des Wahren, Guten und Schönen, kann sich jeder religiös gesinnte Mensch überzeugen, wenn er sich in gewissen Feierstunden auf den Flügeln der Andacht zu Gott erhebt. Der sittliche Menschengeist steht in enger Verbindung mit dem heiligen Gottesgeist*) und das Licht der Wahrheit, so von diesem ausströmt, wirft seinen Abglanz auf jenen zurück. Es hat nichts Auffallendes, wenn die alten Propheten, welche der Natur und ihrem Urheber näher standen, als wir bei unsern verwickelten Lebensverhältnissen, an eine unmitelbare göttliche Eingebung dachten, wenn ihnen ganz unerwartet, eine neue Idee kam, aber noch weniger darf

*) Est Deus in nobis, agitante calescimus illo;
Impetus hic sacrae semina mentis habet.
Ovid.

man sich wundern, wenn diese Idee an ihre alten Vorstellungen und Vorurtheile sich anschloß und dadurch getrübt wurde. Ich glaube an eine besondere göttliche Offenbarung, aber auch eine allgemeine. Alle die großen Genien, in welchen der Geist der Weltgeschichte sich verwirklicht, mit welchen eine neue Epoche des Fortschritts beginnt, können als gottbegeisterte Seher betrachtet werden. Wenn Jesus zu seinen Jüngern sagt: „Der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird, wird euch in alle Wahrheit leiten," so ist diese Verheißung auch uns gesagt, wenn wir ächte Christen, ächte Anhänger und Nachfolger des Heilands sind. Glauben wir aber an eine fortgesetzte Wirkung des Geistes Gottes, so kann die Offenbarung auch nicht als abgeschlossen gedacht werden. Wie wäre das auch möglich, wenn nicht ein absoluter Stillstand in unserm sittlich-religiösen Leben, und somit auch in den andern Formen unsres Lebens eintreten sollte.

Der Wunderglaube ist übrigens nicht so unschuldig und unschädlich als man meint; man denke nur an die sogenannten Gottesurtheile, an die abscheulichen Hexenprocesse, an die Betrügereien, welche sich die katholischen Priester mit wunderbaren Heiligenbildern und Reliquien erlaubt haben, so wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß es wohlgethan ist, demselben entgegen zu wirken.

In der Menschenwelt kommen indeß täglich und stündlich Erscheinungen vor, welche für Wunder gelten

können, weil sie aus den Naturgesetzen nicht erklärt werden können. Denn es giebt nicht bloß eine natürliche (physische), sondern auch eine moralische Weltordnung, welche ihre eigenthümlichen Gesetze hat. Mit der Nothwendigkeit, die hier waltet, ist nicht der Begriff des Müssen, sondern der des Sollen verbunden. Was aber sein und geschehen soll, muß doch auch möglich sein, wenn es sich aus der Causalität der Natur auch nicht erklären läßt. Denn in der sittlichen Weltordnung tritt die Causalität der Freiheit ein, durch welche der moralische Wille sich vom Naturzwange emancipirt. Der Mensch tritt als freihandelndes Wesen in eine Sphäre, wo ein anderes Gesetz herrscht als in der Natur, nämlich das Gesetz der Pflicht, und wenn er sich diesem Gesetze mit freier Wahl unterwirft, erhält er die Macht, sich vom Naturzwange unabhängig zu machen. Wir hätten demnach hier ein wirkliches Wunder, welches zu erklären und begreiflich zu machen, noch keinem Philosophen gelungen ist. In dem überschwenglichen Verstande Gottes wird aber gewiß die Auflösung auch dieses Problems, so wie vieler andern, die unsern Verstand übersteigen, zu finden sein.

Ueberhaupt ist der Geist mit seinen Manifestationen schon ein Wunder, denn er greift mächtig ein in die vermeintlichen, absoluten Gesetze der Natur, indem er z. B. die natürlichen Wirkungen der mechanischen Kräfte durch das, was wir Lebenskraft nennen, oft aufhebt. Wer wollte läugnen, daß durch die Macht

des Geistes die Lebenskraft zu einer solchen Energie gesteigert werden kann, daß dadurch Krankheiten geheilt werden können, da die Fälle nicht selten sind, daß mit der durch Schrecken, Furcht und dergl. veranlaßten Deprimirung derselben der Tod herbeigeführt werden kann. Auch kommen in der Erfahrung häufig Fälle vor, welche die Macht des Glaubens beweisen.

Wollte man diese Erfahrungen für den Wunderbegriff im Allgemeinen geltend machen, so ist zu bedenken, daß die Gesetze der moralischen Weltordnung eben so unveränderlich sind als die Naturgesetze, und beide gewiß mit einander übereinstimmen, wenn wir ihre Harmonie auch nicht vollständig begreifen.

---

7) Die moralische Weltordnung Gottes gegründet auf den Glauben an seine Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Gott offenbart sich nicht bloß als einen allmächtigen, inwiefern er die Welt nach ihrem physischen Sein begründet, nicht bloß als einen Allwissenden und Allgegenwärtigen, wiefern er alle Weltdinge in ihrem ganzen räumlichen und zeitlichen Zusammenhange in seinem Bewußtsein trägt, auch nicht nur als einen Allweisen, inwiefern durch sein zweckmäßiges Ordnen die Welt eine organisch in sich abgerundete Einheit ist, — sondern auch als einen gerechten, heiligen und

allgütigen, weil er eine ethische Geistesmacht ist, die sich dadurch offenbart, daß sie die Idee des sittlichen Guten in die Gemüther vernünftiger Geschöpfe gesenkt hat.

Diese moralischen Eigenschaften Gottes haben für uns das meiste Interesse und sind uns am begreiflichsten, weil wir die Bestimmung haben, denkend und handelnd uns als moralische oder sittliche Wesen zu beweisen. Die ethische Trinität der göttlichen Gerechtigkeit, Heiligkeit und Güte bildet gleichsam die Sonne, um welche sich in der Menschenwelt die Ideen des Wahren, Guten und Schönen bewegen sollen.

Mit einem Gott, der bloß allmächtig, aber nicht zugleich heilig wäre, würde uns wenig gedient sein, er wäre nicht viel besser als ein Götze, denn wir könnten ihm wohl mit Opfern, Kniebeugungen und andern Ceremonien dienen, um ihn nicht zu erzürnen, aber dieser äußere Cultus würde keinen Einfluß auf unsern Lebenswandel haben. Nur in einem gerechten und heiligen Gott findet unsere Sittlichkeit die nöthigen Stützen. Die ursprüngliche Begründung unserer sittlichen Anlagen würde ohne die Idee einer ethischen Gottheit gar nicht zu erklären sein, da in der ganzen physischen Welt sich nichts Aehnliches befindet. Ein Volk, welches einen bloß mächtigen, aber keinen heiligen Gott verehrt, steht gewiß auf einer sehr niedern Stufe der sittlichen Bildung. Daher finden wir, daß die alten Religionen, deren Entstehung in die geistige Kind-

heit der Menschheit fällt, mehr religiöse Legalität als ächte Moralität fordern. Dies gilt auch vom Mosaismus, um so mehr, da Gott zugleich als der besondere Regent des jüdischen Staats so ziemlich nach dem Muster eines orientalischen Despoten gedacht wurde. Deshalb finden wir in der jüdischen Geschichte so viel, auf angeblich göttliche Befehle zurückgeführte, Thatsachen, welche unser sittliches Gefühl empören. Das darf uns nicht wundern. Der Menschengeist war in jener frühen, an Gewaltthätigkeiten reichen Zeit noch nicht zum klaren Bewußtsein seiner sittlichen Würde gelangt und der rohe Mensch ist nur gar zu geneigt, sich Gott nach seinem eignen Bilde zu denken. Erst wenn jenes Bewußtsein erwacht, erst wenn dem Menschen aus dem Heiligthum seines Gewissens die Uroffenbarung seiner sittlichen Bestimmung kund wird, erst wenn er sich als Mitglied einer moralischen Weltordnung, eines göttlichen Sittenreiches fühlt, dann tritt auch Gott in seiner sittlichen Majestät oder in seiner Heiligkeit vor sein geistiges Auge. Die Idee eines heiligen und gerechten Gottes kann uns schlechthin auf keinem andern Wege, als durch das eigne sittliche Gefühl, durch das Bewußtsein eines innern sittlichen Willens, zugeführt worden. Nur in unserer Vernunft, die eine realisirte, göttliche Idee ist, liegt die Offenbarung eines heiligen Gottes, aber freilich nur als Keim, der einer Entfaltung durch Cultur bedarf.

Hätte der Mensch kein sittliches Gefühl, so würde ihm die Idee von einem heiligen Gott ewig fern liegen, aus dem einfachen Grunde, weil die Natur unserer Erfahrung keinen einzigen Gegenstand bietet, woran sich durch irgend eine Abstraction der Begriff der Heiligkeit bilden könnte. So wie der Blinde keinen Begriff von Licht und Farbe haben und durch Belehrung gewinnen kann, so würden wir auch keinen Begriff von einem heiligen Gott haben und durch äußere Einflüsse gewinnen können, wenn nicht die Idee des Guten ursprünglich in der menschlichen Vernunft läge, und sich durch das Gewissen offenbarte. Und umgekehrt, wir würden keinen Begriff von Sittlichkeit haben, wenn kein heiliger Gott wäre. Denn wer sollte wohl die ethischen Keime in unser Gemüth gelegt haben, doch wohl nicht die Natur, die von Sittlichkeit nichts weiß? Da diese Ohnmacht der Natur, sittliche Vorstellungen zu erzeugen, auch von den Materialisten anerkannt werden muß und sie doch an keinen Menschenschöpfer, am wenigsten an einen heiligen Gott glauben, so haben sie keinen andern Ausweg als die Sittlichkeit ganz zu leugnen und sie für ein aus dem Conflict der geselligen Verhältnisse entstandenes Vorurtheil zu erklären. Somit spricht sich der Materialismus selbst das Todesurtheil. Wir schließen umgekehrt: Weil es eine unleugbare Thatsache ist, daß der Mensch mit sittlichen Anlagen geboren ist und in der Natur sich keine Spur von Sittlichkeit findet,

so muß ein heiliger Gott und eine moralische Weltordnung sein.

Insofern die Welt ein göttlicher Gedanke ist, ist sie mit Gott verbunden. Gott erkennt nicht sowohl das absolut Wahre und Gute, sondern er ist die Wahrheit und Güte. Dennoch bleibt das Gedachte, Relative, Unselbstständige vom Absoluten verschieden; es ist und bleibt das bedingt materielle Weltsein im Unterschiede zu dem unbedingt geistigen Sein des Absoluten. Denn als davon Unterschiedenes ist es von Gott gedacht und als was es von ihm gedacht wird, das ist sein Wesen und sein Begriff. Eben so wird auch die Menschenwelt zwar einerseits als ein Unterschiedenes, andererseits aber auch als ein mit ihm durch das moralische Band der Liebe und des Wohlwollens Vereintes gedacht.

So wie sich der Begriff eines bedingten Seins und Denkens nur bilden kann, wenn unserm Verstande der Gegensatz eines unbedingten Seins entgegentritt, wenn also unserer Vernunft die Idee des Absoluten immanent ist, eben so setzt auch der Begriff einer unvollständigen, relativen und bedingten Sittlichkeit, wie die menschliche ist, die Idee eines absolut vollständigen, unbedingten sittlichen Seins, d. i. einen allgütigen und allerheiligen Gott voraus, und umgekehrt würden wir keinen Begriff von einem heiligen Gott haben, wenn mit der menschlichen Sittlichkeit uns nicht die Vorstellung unvollkommener Heiligkeit gege-

ben wäre. Das folgt aus dem logischen Gesetze, nach welchem Gegensätze, wie bedingt und unbedingt, relativ und absolut nicht getrennt gedacht werden können, sondern einer den andern nothwendig fordert und voraussetzt.

Der Skeptiker kann an vielem zweifeln, was andern Menschen gewiß ist, aber nicht an der Thatsache, daß der Mensch Pflichten zu erfüllen habe, denn durch diesen Zweifel würde er jede Ungerechtigkeit, die man sich gegen ihn erlaubte, rechtfertigen. Nichts ist gewisser, als daß eine innere Stimme in jedem Menschenherzen spricht und ihm sagt, was er thun oder lassen soll. Diese innere Nöthigung des Pflichtgefühls wird selbst von bösen Menschen anerkannt. Denn wenn diese auch für sich das Gebot der Pflicht zu umgehen suchen, so fordern sie doch von andern die Erfüllung der gegen sie eingegangenen Pflichten und nennen diesen Anspruch ihr Recht.

Wenn es aber gewiß und unleugbar ist, daß der Mensch an Pflichten gebunden ist, so muß auch Alles gewiß sein, was aus dieser Wahrheit folgt, und so erhalten wir ein neues Princip der Erkenntniß, welches nicht von der theoretischen, sondern von der praktischen Vernunft, d. h. von dem vernünftigen Willen, welcher unser Handeln regelt, aufgestellt wird.

Der Begriff der Pflicht oder des moralischen Sollens stammt aber nicht aus der Natur, oder der physischen Welt, sondern aus einer höhern, über der Natur

liegenden Weltordnung, welche wir die moralische nennen. Alle vernunftlosen Naturwesen werden bloß von Naturtrieben bewegt und keines derselben kann sich diesen Trieben entziehen, wenn nicht ein äußerer Zwang dazwischen tritt. Erst in der Menschenseele entwickelt sich der Begriff der Pflicht, denn nur der Mensch hat das Vermögen, frei zu wählen zwischen den Antrieben der Sinnlichkeit und den Geboten seiner Vernunft. Erst in der Menschenwelt beginnt das Reich der Sittlichkeit, nur in der menschlichen Gesellschaft ist von Recht und Pflicht die Rede. Nur der vernünftige Mensch vermag nach sittlichen Zwecken zu handeln und in der Sinnenwelt solche Veränderungen vorzunehmen, welche nothwendig sind, um diese Zwecke zu verwirklichen. Er beherrscht in gewisser Beziehung die Natur und hat ein Recht zu dieser Herrschaft, wenn sie zu sittlichen Zwecken benutzt wird.

Unsere Begriffe und Kenntnisse stammen aus der Sinnenwelt, aber unsere sittlichen Ideen weisen auf eine höhere Ordnung der Dinge hin, welche wir die moralische Weltordnung nennen, und welche als das Reich Gottes im engern Sinne betrachtet werden kann. So gewiß ich den Begriff von Pflicht habe, so gewiß ist meine Ueberzeugung von dieser sittlichen Ordnung. Erst wenn dem Menschen aus dem Heiligthum seines Gewissens die göttliche Offenbarung des Sittengesetzes entgegentönt, erst dann wird er in die moralische Weltordnung eingeführt und Gott tritt in

seiner sittlichen Majestät und Heiligkeit in das Licht seines Bewußtseins. Das Gewissen ist das geistige Auge, welches im Spiegel des bedingten sittlichen Willens, den unbedingten Willen Gottes, d. i. seine Heiligkeit wahrnimmt. In der Wahrnehmung, daß unsere Vernunft ein sittliches Gepräge hat, das freilich im Gedränge der Menschenwelt sehr geschwächt ist, nehmen wir den Meister wahr, der ihr dieses Gepräge aufgedrückt hat und erkennen in ihm ein ethisches Wesen, den heiligen Urquell alles Guten, Wahren und Schönen. Ein Gott ohne Heiligkeit kann den Menschen wohl Furcht, aber keine Ehrfurcht und Liebe einflößen.

In keiner andern als in der sittlichen Sphäre ist die Idee der Heiligkeit zu suchen; erst in dieser Weise wird der Mensch aus einem Weltkinde ein Kind Gottes. Was Gott seinem metaphysischen Wesen nach sei, können wir nicht ergründen, sein unendliches und doch in sich geschlossenes und vollendetes persönliches Sein vermögen wir nicht zu begreifen, aber als ethisches oder heiliges Wesen kennen wir ihn; denn in dieser Beziehung ist der sittlich gute Mensch sein, freilich sehr unvollkommenes, Ebenbild. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen, sagt Jesus, und spricht damit die ewige Wahrheit aus, daß die Sittlichkeit uns Gott in geistiger Beziehung näher bringt, die Unsittlichkeit aber von ihm entfernt. Daher die Philosophen, welche keine sittliche Motive anerkannten, sondern im Eigennutz das Princip aller mensch-

lichen Handlungen zu erblicken glaubten, gewöhnlich Gotteslängner waren.

Aber auch der fromme Mensch kann wenigstens auf Augenblicke in seinem Glauben an einen gerechten und heiligen Gott irre gemacht werden, beim Anblick des triumphirenden Lasters und der unterdrückten Tugend. Ueberhaupt scheint die Unsittlichkeit, die noch so weit und umfangreich in der Menschenwelt verbreitet ist, und in allen Klassen der Gesellschaft tiefe Wurzel geschlagen hat, mit dem Begriff einer moralischen Weltordnung nicht in Einstimmung zu stehen. Wir stoßen oft auf Verbrechen, Schand- und Greuelthaten, von welchen man sagt, daß darüber die Steine zum Himmel schreien, deren Kunde den erschrockenen Augen- oder Ohrenzeugen den Ausruf erpreßt: ist denn kein Gott im Himmel? Freilich giebt es auch Heldenthaten der Tugend, Beispiele von großartiger Aufopferung für das Allgemein-Wohl, aber sie stehen vereinzelt, während Laster und Verbrechen uns in Legionen begegnen. Zwischen diesen entgegengesetzten Enden der Moralität steht der Mittelschlag der menschlichen Gesellschaft, ein sehr zahlreicher Haufen, der weder im Guten noch im Bösen ausgezeichnet, einzelne leichte Tugenden übt und mit Mäßigung einzelnen Lieblingslastern fröhnt, eben so wenig geneigt ist der Tugend große Opfer zu bringen, als Verbrechen zu begehen, die sein Gewissen beunruhigen könnten. Weit davon entfernt, ihre Pflicht um ihrer selbstwillen zu thun

suchen die guten Leute auch mit pflichtmäßigen Handlungen doch auch ihren Vortheil zu verbinden; wenn sie im Ganzen wohlwollend, gerecht und billig sich zeigen, so geschieht das mehr aus Instinkt als aus Pflichtgefühl und der Hintergedanke, daß sie dadurch ihren Credit vermehren, fehlt gewöhnlich auch nicht. Also auch hier bei der goldnen Mittelklasse der Gesellschaft finden wir keine reine Moralität, ob ihr gleich Bildungsfähigkeit dazu nicht abzusprechen ist und das moralische Gefühl sich oft unwillkürlich geltend macht. Die großen Bösewichter und Schurken finden sich gewöhnlich in den höchsten und niedrigsten Klassen der Gesellschaft, dort von Glanz umgeben und selbst oft mit Purpur behangen: hier gewöhnlich in Lumpen gehüllt, und die Galgen sind in der Regel nur für diese letzte Klasse, während der schurkische Große oft eine Stufe der Ehre nach der andern ersteigt und von tausend Schmeichlerzungen gepriesen wird.

Wo bleibt bei solchen Erfahrungen, welche fast den ganzen Inhalt der Geschichte bilden, die göttliche Gerechtigkeit, wie paßt dieser leidige Weltlauf in die moralische Weltordnung Gottes? so fragt wohl mancher Kleinmüthige, und der geübte Denker hat nicht gleich die rechte Antwort auf diese Frage bei der Hand. Wenn die göttliche Weisheit der weltlichen Weisheit eines Polizeipräsidenten gliche, so würde diesem Uebelstande bald abgeholfen sein; die Strafe würde nicht allein dem Verbrecher auf dem Fuße folgen, sondern

der liebe Gott würde es ja noch weit mehr in seiner Hand haben, als unsere Polizei, die Begehung lasterhafter und verbrecherischer Handlungen zu verhindern, wenn es ihm gefallen wollte, die moralische Freiheit so enge zu beschränken, wie in einem guten Polizeistaat die politische Freiheit es ist. Freilich würde mit einer solchen Beschränkung auch die Tugend ihren Boden verlieren; mit dem Bösen würde auch das Gute niedergehalten werden, so wie in Polizeistaaten jede patriotische Aeußerung, jede thätige Theilnahme an dem Wohl oder Wehe der Gesellschaft niedergehalten wird. Die Freiheit, die freie Wahl zwischen dem Guten und Bösen ist aber die Bedingung der menschlichen Sittlichkeit und folglich ist es kein Vorwurf für die moralische Weltordnung, wenn in derselben die Möglichkeit des Bösen ihre Stelle findet; denn wo Freiheit ist, kann auch der Mißbrauch derselben nicht ausgeschlossen sein.

Aber ist diese Freiheit nicht vielleicht bloß scheinbar; widerspricht sie nicht der göttlichen Machtvollkommenheit, da durch den freien Willen des Menschen auch das Böse wirklich werden kann, was doch Gott nicht will; ja wie kann das Freie und Willkürliche der in der Natur waltenden Nothwendigkeit entgegentreten, ohne daß diese Gegensätze im vernichtenden Widerspruche sich selbst aufheben?

Was zur Beseitigung dieser Einwürfe nach unserer beschränkten Einsicht beigebracht werden kann, möchte

etwa im Folgenden bestehen: Die menschliche Freiheit ist keine absolute, so wie überhaupt das Absolute und Unbedingte nicht in die menschliche Sphäre fällt. Kein Mensch kann handeln, ohne sich des reellen Seins als Stoffs und Mittel zu bedienen: so wenig er den Gedanken schöpferisch aus sich selbst erzeugen kann, eben so wenig vermag er schöpferisch zu handeln. Der Kreis seiner Thätigkeit, wenn auch für den Einen weiter gezogen als für den andern, ist immer ein beschränkter. Mithin läßt sich nicht jeder beliebige Willensentschluß fassen, nicht jede beliebige Handlung ausführen: die Schranke der physischen und geistigen Kraft des Einzelnen bildet zugleich die Schranke seiner Wirksamkeit. Der Mensch vermag wegen der Beschränktheit seiner Natur nur unter einer beschränkten Anzahl von Willensentschlüssen und Handlungen zu wählen. Als einzelnes bestimmtes Wesen, kann er sich nur des Einzelnen als Stoffs seiner Thätigkeit bemächtigen. Auf das Allgemeine, auf die Begriffe und Gesetze vermag er keinen Einfluß auszuüben. Wenn er daher auch das Einzelne willkürlich verändert oder zerstört, so trifft er damit gar nicht die in der Natur waltende Nothwendigkeit, sondern nur das relative Freie in der Natur. Denn jedes Einzelwesen, obgleich nothwendig unter seinem Gattungsbegriff stehend, hat eine solche relative Freiheit. Jedes, derselben Gattung angehörige, Thier hat seine besondern Eigenheiten, wodurch es sich von andern derselben Gattung unterscheidet und von der Nothwendigkeit, die

in ihr waltet, gleichsam emancipirt. Wir sehen sonach auch in der Natur ein Eingreifen der Sphäre der relativen Freiheit des Einzelnen in die Sphäre der relativen Nothwendigkeit des Allgemeinen. Nur in der Relativität beider Sphären schmiedet sich die Kette von Ursachen und Wirkungen, welche das Ganze umschlingt und zusammenhält, in der aber stets jedes Glied ein Product beider Factoren ist. Auch sehen wir ja täglich Ereignisse geschehen, die offenbar nur aus der Sphäre der relativen Freiheit der Individuen hervorgehen und wir haben das bestimmte Bewußtsein, daß wir diese oder jene Handlung eben sowohl thun als unterlassen können, daß wir selbst also die entscheidende Macht über die Richtung unseres Willens sind.

Hiermit ist auch der Einwurf beseitiget, daß die Willensfreiheit dem Begriffe Gottes und seines allwaltenden Willens, der nothwendig realisirt sein will, widerspreche. Freilich, wenn die menschliche Selbstbestimmung eine absolute wäre, so würde ein wirklicher Widerspruch gegeben sein; denn das Nothwendige zugleich als willkürlich zu denken, ist unmöglich. Allein die menschliche Selbstbestimmung ist nicht nur in Beziehung auf den Kreis der ihr möglichen Willensacte eine beschränkte, sondern auch an sich nur die Selbstbestimmung eines bedingten Ichs, eines nicht vollkommen geistigen, sondern erst in der Vergeistigung begriffnen Wesens, mithin selbst nothwendig eine bedingte, relative. Die Selbstbestimmung des Menschen zum

Bösen kann die menschliche Natur nicht in ihr Gegentheil verkehren, kann den Gattungsbegriff, die wahre menschliche Wesenheit nicht vernichten, sondern sie kann dieselbe nur modificiren und diese Modification läßt sich wieder aufheben.

Ist dem so, so kann auch das Gute vom Bösen durch keinen absoluten Unterschied getrennt sein. Das Gute ist die Selbstbestimmung gemäß der allgemeinen menschlichen Wesenheit, die Realisirung des wahren eigenthümlichen Wesens des Menschen gemäß der göttlichen Idee, oder, was dasselbe ist, gemäß der innigen Gemeinschaft, die einzelnen Subjecte mit einander verbindet. Das Böse ist die Selbstbestimmung gegen diese Gemeinschaft, gegen die göttliche Idee, die Geltendmachung des Einzelnen im Gegensatz gegen das Allgemeine. Aber dieser Gegensatz ist kein absoluter; mithin kann auch die Selbstbestimmung gemäß der Individualität wider das allgemeine Wesen nicht im absoluten Gegensatz und vernichtenden Widerspruche stehen gegen die Selbstbestimmung gemäß der allgemeinen Wesenheit, d. i., das Böse kann nicht dem Guten absolut widersprechen, womit es dasselbe vernichten würde. Das Böse ist nicht radical in dem menschlichen Gemuthe, denn wäre es das, so würde ja keine Besserung, keine Bekehrung des Sünders möglich sein, wovon doch die Geschichte und die tägliche Erfahrung so viele Beispiele aufzeigt. Der böse Mensch gleicht einem versumpften Ackerfelde, welches so lange die verderbliche

Feuchtigkeit darauf lastet, keine guten Früchte, sondern nur schädliche Sumpfpflanzen tragen kann. Wird aber die verdorbene Feuchtigkeit durch entsprechende Verrichtungen entfernt, so tritt der natürliche Boden wieder hervor und der Acker bringt vielleicht bessere Frucht, als ein anderer, der immer trocken gelegen hat. Und eben so wie es nöthig ist, daß ein versumpftes Feld, um es trocken zu legen, durchfurcht, durchstochen, und mit Graben durchzogen werden muß, muß auch der böse Mensch, um von seiner Bosheit zu lassen und sich zum Guten zu kehren, nicht bloß die Stiche seines Gewissens, sondern auch die scharfen schmerzhaften Schritte schwerer Prüfungen und schmerzhaften Strafen erfahren, bevor er zur Besinnung kommen und den Entschluß der Besserung fassen kann. Der Mensch thut nicht das Böse, weil es böse ist, sondern um die Forderungen seiner sinnlichen Begierden, seiner Selbstsucht zu befriedigen, weil er diese Befriedigung irrthümlich für etwas Gutes ansieht. — Selbst auf der höchsten Stufe der Unsittlichkeit und Entsittlichung kann der Mensch nicht bloß seine Selbstheit, seine Individualität geltend machen und geltend machen wollen: er kann nicht absoluter Egoist sein, es nicht einmal sein wollen. Denn diese Individualität ist bedingt durch das Allgemeine, die Natur und die Menschheit.

Die menschliche Freiheit bewegt sich also in sehr beschränktem Kreise, den sie nicht durchbrechen kann, sie ist unfähig, die ewige Weltordnung zu erreichen, und

zu stören. Mag diese individuelle Bewegung der Bewegung des Ganzen noch so entgegengesetzt sein, diese wird dadurch nicht aufgehalten, vielmehr wird der kleine Kreis von dem Ganzen getragen und genöthigt, dessen Bewegung zu folgen, sowie die Bewegung des Mondes der Kreisbewegung der Erde um die Sonne trotz seiner oft entgegengesetzten Richtung folgen muß.

Es tritt demnach die menschliche Freiheit, weil sie nur eine relative ist, und die ihr gezogenen Schranken nicht überschreiten kann, auch wenn sie das Böse wählt, mit dem Willen Gottes, der freilich nur auf das Gute gerichtet ist, nicht in einen absoluten Widerspruch. In Beziehung auf die menschliche Moralität will Gott das Gute nicht unmittelbar durch sein eignes göttliches Thun vollzogen, sondern er wendet sich mit diesem Wollen an einen andern freien Geist, dem er die Vollziehung dessen, was es will, überläßt. Der menschliche Geist soll nach dem Willen Gottes eine relative Selbstständigkeit und Freiheit haben, selbst auf die Gefahr hin, daß diese Freiheit sich in der Wahl des Bösen kund gebe, weil ohne diese Möglichkeit auch keine Wahl des Guten statthaben könnte.

In der Menschenwelt ist ja in keiner Beziehung absolute Vollkommenheit. Alles ist im Werden, nirgends ist das Ziel erreicht, sondern überall nur ein Fortschreiten nach diesem Ziele bemerkbar. Der Mensch ist kein reiner vollendeter Geist, der Proceß der Vergeistigung hat erst in ihm angefangen; wie ein Am-

phibium lebt er in zwei Elementen, in dem Elemente der Sinnlichkeit und dem der Geistigkeit oder der reinen Vernunft; sein Wille wird daher bald von sinnlichen bald von vernünftigen Motiven bewegt, bald beherrscht ihn der Trieb der Selbstheit, der seine Subsistenz sichern soll, den er aber oft auf Kosten Anderer geltend macht, bald der Trieb der in Andern die Ergänzung des eignen unvollständigen Seins sucht. Wollen wir verlangen, daß in einer Sphäre, wo Alles unvollkommen ist, allein die Sittlichkeit eine vollkommene sein soll? Es kann nun einmal nicht anders sein; wir müssen auf absolute Vollkommenheit verzichten und uns damit trösten, daß uns in der Sphäre der relativen Vollkommenheit ein fortgesetztes Aufsteigen gestattet ist. Der Begriff des menschlichen Wesens ist Thätigkeit, die einen immanenten Zweck hat, also ein Sein, das nicht unmittelbar ist, sondern wird, sich entwickelt, seinen Zweck erst zu realisiren hat. Nur unter dieser Voraussetzung kann von einer Bestimmung des Menschen die Rede sein. Diese Bestimmung, dies Allgemeine, das erst sein soll, ist das Gute, das in seiner Objectivität mit dem Begriffe des Wohls und der Glückseligkeit zusammenfällt. Wäre dies Gute in seinem ganzen Umfange schon realisirt, so wäre ja kein Fortschreiten, keine Bewegung denkbar, sondern es wäre damit ein ruhiges Beharren auf dem erreichten Standpunkte gesetzt. So soll und kann es aber nicht sein. Die sittliche Vollkommenheit ist das Ziel unserer Be-

stimmung, da aber dieses Ziel ewig unerreichbar, da das sittliche Ideal wenigstens nicht hinieden ergriffen werden kann, so beschränkt sich diese Bestimmung auf ein ewiges Ringen nach diesem Ziele, darin liegt die beste Bürgschaft unserer ewigen Fortdauer.

Auch im Bösen liegen einige Keime des Guten, so wie in dem häßlichen Producte der Verwesung die Kraft liegt, die Keime des Pflanzenlebens zur Entfaltung zu bringen. Dann aber kann auch das Gute in der Menschenwelt nicht vollkommen rein sein; denn der Mensch kann, wenn er noch so ernstlich bemüht ist die sittliche Idee, die Entfaltung des wahren eigenthümlichen Wesens der Menschheit, die durch Liebe verbundene sittliche Gemeinschaft, zu realisiren, doch seiner Selbstheit, seiner Individualität nicht entsagen, sondern er muß die Befriedigung derselben anstreben. Mithin trägt die Selbstbestimmung des Menschen zum Guten um des Guten willen, immer den Keim zum Bösen, die Geltendmachung seiner Selbstheit auf Kosten Anderer, an sich, wenn auch nur als untergeordnetes überwundenes Moment. Wir können den Trieb nach Wohlgefühl nicht unterdrücken, und die Natur scheint diesen Trieb zu begünstigen, indem sie uns als Symbol des Guten, das Schöne, das auch seinen Zweck in sich trägt, zur Anschauung bringt. Wenn es demnach unserer Phantasie gelingt, die Tugend oder das sittliche Ideal mit der Hülle der Schönheit zu bekleiden, so wird durch das dadurch bewirkte Gefühl sich sowohl die

Sinnlichkeit als die Vernunft befriediget finden. Mit einer solchen Sittlichkeit, die auch die Befriedigung sinnlicher Gefühle nicht ausschließt, müssen wir uns in den meisten Fällen begnügen.

Sind mit diesen Erörterungen nicht alle Schwierigkeiten gelöset, auf welche wir stoßen, wenn wir die moralische Freiheit, als die nothwendige Bedingung unserer sittlichen Natur, mit dem allwaltenden Willen Gottes und seinem, in der Allwissenheit inbegriffenen Vorherwissen auch freier Handlungen denkend in Uebereinstimmung zu bringen suchen, so müssen wir uns damit beruhigen, daß wir überall in der göttlichen Weltregierung auf Geheimnisse stoßen, die unser schwacher Verstand nicht zu durchdringen vermag. Unsere Freiheit und Sittlichkeit ist eine unläugbare Thatsache des Bewußtseins; der Mensch hat ein moralisches Gefühl und niemand kann es in Abrede stellen, daß ihm Pflichten obliegen, deren Erfüllung der Böse zwar umgehen kann, aber dafür von seinem Gewissen bestraft wird. Mit dem gewissen Bewußtsein, daß das Moralisch-Gute dem Willen Gottes gemäß ist, ist auch die Gewißheit einer moralischen Weltordnung gesetzt, in welcher sich dieser heilige Wille dadurch geltend macht, daß das Gute immer seine Belohnung, und das Böse seine Bestrafung findet, wenn die Vergeltung der sittlichen oder unsittlichen Handlung auch nicht immer auf dem Fuße folgt. Und diese Strafe, als die unvermeidliche Folge böser Handlungen, kann nicht aufgehoben werden, weil

sie durchaus nothwendig ist, wenn das Sittengesetz als Gesetz Gottes in seiner Würde und Majestät erhalten werden soll. Sie ist gleichsam die Ergänzung für den Mangel an moralischem Erfolg, daß das unbedingte Sollen in der sittlichen Sphäre nicht immer wirklich wird.

Die Sittlichkeit ist das einzige Band, welches den Menschen mit Gott vereiniget. Weil Gott die absolute Heiligkeit und Liebe ist, will er, daß der Mensch als vergeistigtes Vernunftwesen sich immer mehr von dem Drucke der Materialität befreie und durch freie Selbstbestimmung sich mit ihm einige. Um ihm die Mittel dieser Einigung in die Hand zu geben, hat Gott dem Menschen die Religion vom Himmel gesendet, die ihn begleiten und führen soll auf seinem Pfade durch das irdische Leben. Denn die Religion ist nur die verklärte, mit göttlicher Autorität und Vollmacht bekleidete Moral. Da sie die Vereinigung des geläuterten Menschengeistes mit Gott bewirken soll und dieser ein ethisches, d. i. ein heiliges Wesen ist, so muß der Charakter der Religion ein ethischer oder moralischer sein, und die Mittel, die sie anwendet, können keine andern als moralische sein, d. i. sie muß die Menschen sittlich besser machen, wenn sie ihrer Sendung entsprechen will. Eine Religion, welche ihren Zweck durch etwas anderes, etwa durch mystische Geheimmittel erreichen will, ist eine falsche oder ausgeartete, sie hat die göttliche Weihe verloren. In wiefern die Aeußerung des moralischen Ge-

fühls oder die Stimme des Gewissens als die Stimme Gottes im menschlichen Geiste gedacht wird, ist das moralische Bewußtsein, die Moralität mit Religion aufs engste verbunden. Hat der Mensch kein Bewußtsein vom Dasein Gottes, giebt es für ihn keinen göttlichen Willen, so giebt es überhaupt für ihn kein moralisch nothwendiges Wollen und Handeln. Denn wenn er auch aus natürlicher Güte seine Pflichten erfüllt, so fehlen ihm doch die höhern Triebfedern, durch welche die consequente Pflichterfüllung erleichtert und gleichsam garantirt wird. — Diese Andeutungen mögen genügen, um die enge Verbindung der Religion mit der Moral zu beweisen und uns zu überzeugen, daß eine Religion, die ihren ethischen Charakter verläugnet, wenig Werth hat. Nur insofern der Mensch die moralische Weltordnung Gottes anerkennt und ihre Gesetze bereitwillig zu erfüllen sucht, hat er die rechte Religion.

Ich habe oben auf die Wichtigkeit der moralischen Eigenschaften Gottes aufmerksam gemacht, aber dieselben stehen nicht etwa isolirt, sondern das ethische Element durchdringt, so zusagen, alle übrigen Eigenschaften. Die Weisheit Gottes faßt keine Zwecke und wählt zur Realisirung derselben keine Mittel, die nicht unbedingt gut sind, und seine Allmacht wird wieder durch seine Weisheit beschränkt, so daß alle reinwillkürliche Machtäußerung ausgeschlossen ist. Ueberhaupt bilden die Eigenschaften eine harmonische Einheit und es kann keine Collision, kein Widerstreit unter denselben statt-

finden, sie haben ihren Vereinigungspunkt in dem Begriff der höchsten Güte,*) die keine Eigenschaft, sondern das Wesen Gottes bildet. Ein solcher Widerstreit zwischen seiner Gerechtigkeit und Güte wird nach der Anselmischen Versöhnungslehre von unserer orthodoxen Theologie angenommen, indem man sagt: Wenn Gott nach seiner Güte auch bereit wäre, die Sünden zu vergeben, oder die Strafen derselben zu erlassen, so würde seine Gerechtigkeit doch dagegen Einspruch thun und auf die Bestrafung des Sünders dringen.

Um nun diesen Widerstreit auszugleichen und die Güte mit der Gerechtigkeit in Harmonie zu bringen, habe die göttliche Weisheit kein anderes Mittel finden können, als die Sündenschuld der ganzen Menschenwelt auf eine sündenfreie Persönlichkeit zu übertragen und zu bestrafen. Diese hohe Person, Jesus Christus, habe denn auch bereitwillig diese schwere Last übernommen und durch seinen blutigen Kreuzestod, der als das wirksamste Sühnopfer zu betrachten sei, der göttlichen Strafgerechtigkeit genug gethan und die erzürnte Gottheit mit der sündigen Menschheit versöhnt.

In dieser Theorie überbietet immer eine absurde Vorstellung die andere, und die göttliche Gerechtigkeit wird nicht gerettet, sondern vernichtet. Abgesehen davon, daß die Sündenschuld mit einer Geldschuld ver-

---

*) Kant nennt Gott das höchste Gut, was mir unpassend scheint, weil ein Gut den Begriff des Besitzers in sich schließt.

wechselt wird, da wohl diese, aber nicht jene von einem Dritten übernommen werden kann, und der heidnische und jüdische Opferbegriff als nothwendiges Mittel der Versöhnung mit Gott zur Geltung gebracht wird, ist die Prämisse oder der Obersatz, von welchem die ganze Schlußfolgerung ausgeht, durchaus falsch. Denn, wie ein Blick auf unsere Staatsverhältnisse lehrt, die Güte steht nicht mit der Strafgerechtigkeit eines Regenten im Widerspruch, sondern verlangt im Gegentheil die Bestrafung des Verbrechers. Was würde von der Güte eines Staatsregenten zu halten sein, wie zerstörend würde sie auf alle socialen Verhältnisse wirken, wenn das Vergehen und Verbrechen ungestraft bliebe. Also gerade, weil Gott die höchste Güte ist und zum Besten seiner Menschenwelt dem Bösen steuern will, muß der Uebertreter der Gesetze seiner moralische Weltordnung in derselben die verdiente Strafe finden. Würden nicht diese Gesetze und selbst die Majestät des Gesetzgebers in den Staub gezogen, wenn der Uebertreter derselben ungestraft bliebe, oder wohl gerade Unschuldige für den Schuldigen bestraft würden? Nein, die göttliche Weltordnung ist so eingerichtet, daß das Gute belohnt, das Böse bestraft werde, jenes gute, dieses schlechte Folgen habe, die sich, wie wir glauben, selbst auf das ewige Leben jenseit des Grabes erstrecken.

Von den natürlichen Strafen, wird man sagen, ist hier nicht die Rede, sondern von den willkürlichen und diese kann nur der versöhnte Gott erlassen. —

Ich will hier nicht geltend machen, daß in Gott keine Willkür Raum finden kann; sondern Alles nach den ewigen Gesetzen seiner Weisheit geschieht, aber auch zugegeben, daß Gott willkürliche Strafen verhänge, so wird auch bei diesem Acte seine Güte nicht in den Hintergrund treten, sondern er wird auch strafend einen wohlthätigen Zweck verfolgen, welcher kein anderer sein kann, als die Besserung des Sünders. Die Vorstellung, daß Gott strafe, bloß um zu strafen, nur um den Sünder zu quälen, muß aufgegeben werden, weil wir damit seinem ethischen Charakter zu nahe treten würden. Oder sollten wir uns Gott nach dem Bilde eines mittelalterlichen Criminalrichters denken, der sich an den Folterqualen des Inquisiten erfreute, sollte Gott, um so zu sagen, weniger human gesinnt sein als unsere moderne Criminaljustiz, welche bei ihren Strafen zugleich die Besserung der Verbrecher ins Auge faßt, und längst schon das Princip der Rache aus ihren Strafgesetzen verbannt hat?

Unter dieser Voraussetzung, daß die Strafe auf die Besserung des Gestraften berechnet sei, kann man wohl sagen: Strafe muß sein, nicht allein wegen des allgemeinen Besten, sondern auch zum Besten des Sünders. Wie kann mit dem Glauben an die sittliche Weltordnung die Annahme bestehen, daß der Ungehorsam gegen ihre Gesetze ungestraft bleibe, ja wohl noch durch den Eintritt eines stellvertretenden Gehorsams begünstigt werde?

Aus diesem Beispiele geht hervor, daß man nur mit der Idee der göttlichen Heiligkeit Ernst zu machen braucht, um gewisse dogmatische Kirchenlehren zu würdigen. Wenn dem denkenden Christen die Alternative vorgelegt wird, entweder dem Glauben an einem gerechten, heiligen und allgütigen Gott zu entsagen, oder ein altes Dogma aufzugeben, das nichts für sich hat als die Ueberlieferung, so wird er nicht im geringsten zweifelhaft sein, auf welche Seite er sich zu wenden habe.

---

8) Der reine Gottesbegriff als der beste Prüfstein des Autoritäts- und Buchstabenglaubens.

Ich habe deswegen etwas lange bei dem Gottesbegriffe verweilt, weil er die Grundlage aller Religion und namentlich des Christenthums ist. Wenn Jesus von den Seinigen verlangt, daß sie sollten vollkommen sein wie ihr Vater im Himmel, so wird bei diesem Gebote doch wohl eine vorläufige Kenntniß der göttlichen Vollkommenheit vorausgesetzt, und Christus hat so viele Andeutungen über diesen Gegenstand gegeben, daß dieselben nur weiter entwickelt und mit den religiösen Ideen, die in unserer Vernunft liegen, verbunden werden dürfen, um eine genügende Kenntniß von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt zu gewinnen.

Hätten die Bischöfe und Priester, anstatt durch ihre Streitigkeiten über leere Spitzfindigkeiten die Kirche zu verwirren und zu zerreißen, ihren Beruf darin gefunden, reine Gotteskenntniß zu verbreiten und eine moralische Religion darauf zu gründen, so würde man die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sich die Religion Jesu mit dem freisten Leben des Geistes verträgt, daß sie die lebendige Quelle, die tiefste Wurzel alles Geisterlebens ist, und die Kirche würde die Pflegerin dieses geistigen Lichtes und Lebens sein, anstatt daß sie so gewöhnlich nichts anderes sein will als die Verehrerin gewisser Glaubensformen, die wie Zaubermittel die Seligkeit bewirken sollen. Die blindgläubigen Zionswächter protestiren mit Händen und Füßen dagegen, daß diese geheimnißvollen Formen und Formeln von dem Lichte, das von einer reinen Gotteserkenntniß ausgeht, beleuchtet werden; Vernunftideen und eine darauf gegründete Religionsphilosophie sind ihnen ein Greuel. Wir sollen unsere Gottes- und Religionserkenntniß, ohne weiter darüber nachzudenken, aus der Bibel hinnehmen, so wie sie den Worten und Buchstaben nach gegeben sind, und zwar nicht bloß nach den Worten und Lehren Jesu und seiner Apostel, sondern auch nach dem, was Moses und die Propheten gelehrt haben, weil jedes Wort der Bibel ja Gottes Wort sei. Demnach wird uns zugemuthet, auf der einen Seite zwar zu glauben, daß Gott ein Geist ist und geistige Anbetung verlangt, daß er in einem Lichte

wohnet, zu welchem niemand kommen kann, daß nach Joh. 1, 18 niemand Gott je gesehen, also noch weniger gesprochen habe; auf der andern Seite aber ja nicht daran zweifeln, daß Gott unzählige Mal den Erzvätern und Propheten des alten Testaments in Menschengestalt erschienen, mit ihnen von Angesicht zu Angesicht gesprochen, und ihnen oft Befehle gegeben, die mit dem Begriff von seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit unvereinbar sind. Man sagt zwar nichts dagegen, wenn Jesus versichert, daß Gott der gemeinschaftliche Vater aller Menschen ist und wolle, daß allen geholfen werde; aber andrerseits soll auch der alttestamentliche Jehova, welcher als unversönlicher Feind aller Völker, die das Unglück haben, ihn nicht zu kennen, dargestellt wird, in Ehren bleiben. Man bestreitet zwar die Ansicht Jesu nicht, wenn er wenig Werth auf den Opfer- und Ceremoniendienst der Juden legt, wenn er die Kinder zu sich ruft und ihnen die Theilnahme am Reiche Gottes zuspricht, aber man findet es doch ganz in der Ordnung, wenn nach 2. Mos. 25—20 Gott selbst als Ceremonienmeister auftritt und sich hinsetzt, um in sechs langen Kapiteln die Einrichtung der Stiftshütte bis auf die geringsten Einzelheiten anzugeben, oder wenn er nach 2. Kön. 2, 24 einen Haufen kleiner Knaben von zwei Bären zerreißen läßt, weil sie in jugendlichem Muthwillen einen stolzen Propheten geneckt hatten.

Dergleichen Widersprüche kommen in der Bibel

sehr häufig vor, oft in einem und demselben Kapitel. So heißt es 2. Mos. 33, 11: Und der Herr redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet, wogegen V. 20 Gott die Worte in den Mund gelegt werden: Mein Angesicht kannst Du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich siehet. Aber nach V. 22 und 23 will es Gott so einrichten, daß Moses ihm wenigstens von hinten nachsehe.

Wissen die superorthodoxen Glaubenseiferer wohl, was sie thun und verlangen? Wenn eine Kirche oder kirchliche Partei etwas fordert, was schlechterdings unmöglich ist, so bricht sie sich selbst den Stab. Wie kann der religiöse Mensch, dem die reine Gottesidee aufgegangen ist, zugleich an einen Gott glauben, der menschliche Schwächen und Leidenschaften ganz offen zur Schau trägt, und zur Erreichung seiner Zwecke oft Mittel wählt, die unser sittliches Gefühl empören, wie kann der denkende Mensch Sätze für gleich wahr halten, die sich verhalten wie ja und nein, wie Tag und Nacht, wie Gott und Teufel. Ein Beispiel der letztern Art von Widerspruch kommt wirklich in der Bibel vor, indem einerseits Sam. 24, 1 ff. gesagt wird: Und der Zorn des Herrn ergrimmte abermals über Israel und reizte David, daß er das Volk zählte, wogegen andrerseits 1. Chron. 22, 1 berichtet wird: Und der Satan stand wider Israel, und gab David ein, daß er Israel zählen ließ.

Ich möchte doch wissen, wie die Wort- und Buchstabengläubigen Pastoren es anfangen, um ihren Glauben an die gleiche Unfehlbarkeit aller so grundverschiedenen Schriften der Bibel aufrecht zu erhalten, ob sie ihre Vernunft unter die Bank stecken, wie Luther in der Verzweiflung räth, oder ob sie die Augen absichtlich verschließen, oder die unleugbaren Widersprüche für Blendwerk des Teufels ausgeben? So viel ich weiß, hat sich noch kein einziger darüber erklärt. Die gewöhnliche Ausflucht zu der unergründlichen Tiefe der göttlichen Weisheit ist auch abgeschnitten, denn auch Gott kann nicht machen, daß das Widersprechende sich auch nicht widerspreche.

Was mich betrifft, so sehe ich keine Möglichkeit ein, aus dieser Schwierigkeit herauszukommen, so lange die Voraussetzung von der Unfehlbarkeit des Bibelworts bleibt. Die protestantische Kirche wird daher, um aus ihren Inconsequenzen herauszukommen, sich endlich genöthigt sehen, diese Voraussetzung, gegen welche so viele Thatsachen sprechen, aufzugeben, und somit wird die ganze alte Dogmatik ihren Boden verlieren, und genöthigt sein, ihre Begründung allein in der Lehre Jesu und dem reinen Gottesbegriff, der sich daraus entwickelt hat, zu suchen. Ich stimme demnach dem freisinnigen Dr. G. Krause bei, wenn er in Nr. 45. 1857 der protestantischen Kirchenzeitung sagt: Die geisttödtende Inspirationstheorie ist der Grundschaden der christlichen Kirche, der schwere Hemmschuh,

welcher den Fortschritt auf der Bahn ihrer Entwicklung aufhält, weil sie die freie Prüfung durch ein angeblich feststehendes Wort Gottes unterdrückt. Wenn wir den Aberglauben an ein göttliches Buch mit göttlichen Buchstaben für seelengefährlicher halten, als den Aberglauben an lebendig kirchliche Persönlichkeiten, und wir es daher zu den ersten Pflichten der Geisterleuchteten zählen, jenen Aberglauben in der evangelischen Christenheit zu zerstören und in allen ihren Gliedern das Bewußtsein des lebendigen, Alles entwickelnden Geistes rege zu machen, so sind wir natürlich gedrungen, Allem und Jedem mit Kraft entgegen zu treten, was diese Entwicklung hindert und jenen Buchstabenglauben zu fördern geeignet ist. Gott hat alles Mögliche gethan, um die Christenheit vor diesem Aberglauben zu schützen. Wer die Entstehung und Verbreitung und Fortpflanzung der biblischen Schriften kennt, der kann niemals auf den Gedanken eines untrüglichen Buchstabens verfallen, wofern er nicht sein Gewissen gewaltsam todtschlägt. Zudem ist es eine merkwürdige Thatsache, daß wir, so wie der Urtext der augsburgischen Confession verloren gegangen ist, auch eine Ausgabe der ursprünglichen Bibelübersetzung Luthers gar nicht besitzen, es ist als ob Gott aus Herablassung zur menschlichen Schwäche, den Confessions- und Bibelgötzendienst uns gleichsam hätte unmöglich machen wollen.

Auch der bibelfeste und schriftgelehrte Bunsen er-

klärt sich gegen den todten Buchstabenglauben, indem er sagt: „Es ist eine ebenso unhaltbare, als unphilosophische und unvernünftige Vorstellung, daß die Offenbarung ein äußerlich historischer Act sei. Es ist eine Darstellungsform, daß man die Offenbarung im Menschengeiste so darstellt, als ob Gott in menschlicher Rede zum Menschen spreche, und so selbst endlichen Wesens und ein Mensch wäre; sondern die Offenbarung setzt nur die Einwirkung des unendlichen Geistes auf den endlichen voraus. Diese kann unmittelbar sein durch die Offenbarung Gottes in der Welt, oder mittelbar durch das religiöse Bewußtsein. Die religiösen Ideen in der Bibel sind immer zugleich mit nationalen Vorstellungen verwebt; jene, nicht diese nationalen Bestandtheile sind göttliche Wahrheit."

Der blinde Glaube an das Bibelwort muß bekämpft werden, nicht allein deshalb, weil dadurch der Fortschritt zu immer reinerer Gottes- und Religionserkenntniß gehemmt und die freimachende Wahrheit der Religion Jesu verkannt wird, sondern auch vorzüglich wegen seiner verderblichen praktischen und politischen Wirkungen. Denn es ist bekannt, daß die Unduldsamkeit, der Fanatismus, die Verfolgungswuth, und alle Greuel der Ketzer- und Inquisitionsgerichte ihre Rechtfertigung in der Bibel gesucht und gefunden haben. Glaubten doch, um nur ein Beispiel anzuführen, die Münsterischen Widertäufer das Vorbild ihres unsinnigen Gebahrens und der häßlichen Caricatur

ihres Königsreichs von Neuzion in der Bibel zu finden. Und noch in unsern Tagen, nachdem die Civilisation mit ihren Humanitätsbestrebungen so bedeutende Fortschritte gemacht hat, hört man solche Berufung auf biblische Vorbilder zur Rechtfertigung der religiösen Unduldsamkeit, nicht etwa aus dem Munde des rohen Haufens, selbst von gebildeten Männern. So sagt der philosophisch hochgebildete, aber bibelgläubige Dr. Stahl in Berlin, in seiner Rede über Toleranz: „Hat nicht Gott dem Volke des alten Bundes befohlen, jede andere Religion im Lande auszurotten? hat nicht der vornehmste Prophet die Baalspfaffen geschlachtet!" — Daß sich Krummacher in ähnlicher Weise geäußert und das Beispiel des Propheten Elias zum Vorgehen gegen die Rationalisten empfohlen, habe ich schon oben erwähnt. — Demnach haben die fanatischen Spanier wohlgethan, daß sie so bestialisch wütheten gegen die heidnische Bevölkerung im neuentdeckten Amerika, und daß sie die harmlosen Mauren und Moriskos, welche die von ihnen bewohnten Provinzen zum Paradiese gemacht hatten, unter unerhörten Grausamkeiten vertrieben. Jetzt sind diese Provinzen freilich theilweise Wüsten.

Aber dieser blinde Wortglaube wird nur durch künstliche Mittel emporgehalten, er hat im Volke wenig Wurzel und wird diese immer mehr verlieren, jemehr eine richtige Gotterkenntniß sich in allen Schichten der Gesellschaft verbreiten wird. Dann wird man

endlich sich genöthigt sehen, ihn aufzugeben, und mit ihm die ganze darauf gebaute alte Dogmatik, inwiefern sie nicht in der Lehre Jesu begründet ist. Erst dann wird die christliche Kirche die ewige Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird sie frei machen von den Fesseln des Wahn- und Aberglaubens, der sich für Orthodoxie ausgiebt. Daß dieses bald geschehe, dazu habe ich in diesen Blättern auch mein Scherflein beitragen wollen.

---

9) Einige Bemerkungen über den Glauben an Unsterblichkeit.

Mit dem Glauben an Gott ist der Glaube an die Unsterblichkeit eng verbunden, und ich fühle mich besonders deswegen veranlaßt, etwas zur Begründung desselben beizubringen, weil ich die Bemerkung gemacht zu haben glaube, daß er in der jetzigen Generation eben keine feste Wurzel hat, und in den Gemüthern der Gebildeten oder vielmehr Halbgebildeten, fast ganz entwurzelt ist. Der materialistische Wahn, nach welchem unsere geistigen Thätigkeiten weiter nichts sein sollen, als Functionen des Centralnervensystems, der von einigen sogenannten Naturphilosophen ausgegangen ist, hat sich wie eine bösartige Influenza auch in solchen Schichten der Gesellschaft verbreitet, wo man nicht zu philosophiren gewohnt ist, obgleich der Unsinn auf

der Hand liegt, den Geist aus materiellem Stoff entstehen zu lassen. Nein, und abermals nein, der menschliche Geist wird nicht so extrahirt wie der Spiritus durch einen Destillirkolben aus gewissen Stoffen genommen wird.

Unsere Seele ist etwas Göttliches, denn wenn Gott der erste Beweger (primus motor), wie die Scholastiker sagten, genannt wird, so bringt auch die Seele vermöge ihrer Freiheit erste Bewegungen aus sich selbst hervor, und muß demnach als ein des Göttlichen Theilhaftes gedacht werden. Wir werden demnach nicht irren, wenn wir die Seele für eine Ausstrahlung des göttlichen Geistes nehmen, und ihr Unzerstörbarkeit zuschreiben.

Da es absolut unmöglich ist, daß das Denken aus einer materiellen Substanz, die also aus Theilen zusammengesetzt ist, entstehe, so muß das Grundprincip unserer Seele einfach und demnach unzerstörbar sein. Wie wäre es doch möglich, einen zusammenhängenden Gedanken aus Theilen hervorgehen zu lassen, die weder von einander, noch von sich selbst etwas wissen.

Mit dieser Fortdauer der Seelensubstanz würde uns indeß wenig gedient sein, wenn nicht mit ihr zugleich die Fortdauer unsers Ich, als der beharrlichen Einheit unsres bewußten Vorstellens und Denkens, gesichert wäre. Da sind nun viele Philosophen der Meinung, daß die Seele zu diesen geistigen Functionen der leiblichen Organe bedürfe, und daß folglich mit

dem Verluste derselben durch den Tod auch das Bewußtsein erlösche. Was würde uns aber, die wir bloß im selbstbewußten Denken und Wollen geistig leben, die bloße Fortdauer einer Seelenmonade helfen, die ihre geistigen Kräfte nicht äußern könnte. Unser Ich, das beharrliche Subject aller geistigen Thätigkeit, würde nach dieser Voraussetzung durch den Tod des Leibes unwiderbringlich verloren sein, und auf die dauernde Selbstständigkeit des Ich kommt es uns doch allen an bei dem Glauben an die ewige Fortdauer der Seele.

Dieser Einwurf läßt sich indeß durch die Bemerkung beseitigen, daß selbstbewußtes Vorstellen und Denken eine wesentliche Eigenschaft einer geistigen Substanz ist, daß also die Seele, wenn sie als solche oder als Geist fortdauert, auch diese Eigenschaft nicht verlieren kann. Das Denken ist nicht bloß das Vermögen, Vorstellungen hervorzubringen und zu verbinden, sondern es ist zugleich die in ihrer Thätigkeit sich auf sich selbst beziehende Kraft, welche die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen als Moment ihrer eigenen Identität faßt und setzt. In dieser stetigen Selbstbeziehung auf sich selbst, ist das Denken nichts anders als das beharrliche selbstbewußte Ich selber, es ist eine substantielle Kraft, die der Seelensubstanz immanent ist. Das Ich ist das Beharrliche im ewigen Wechsel der Vorstellungen, es kann demnach nicht vergehen. Nicht das, was wird, sondern das, was wahrhaft ist, kann auf das Prädicat der Ewigkeit

Anspruch machen. Die Seelensubstanz ist eben das feste Sein, an welchem der Wechsel der Vorstellungen und Gedanken, das ewige Werden sich vollzieht. Die Seele kann betrachtet werden als eine objectiv gewordene Idee, welche die Gesetze des Denkens und Wollens in sich trägt, sie kann folglich, da diese Gesetze ewig sind, nicht von der Vergänglichkeit berührt werden.

Es mag indeß dahingestellt bleiben, ob dieser psychologische Beweis für die Unsterblichkeit der Seele den Denkern genüge, so viel ist gewiß, daß er bei der im Denken ungeübten Welt wenig Eingang findet und finden kann, weil die Begriffe von einer einfachen Substanz und die daraus gezogenen Folgerungen außerhalb des Kreises der gewöhnlichen Bildung liegen. Vielmehr ist es das aus dem Begriff der Sittlichkeit und einer moralischen Weltordnung hervorgehende Postulat einer entsprechenden Vergeltung des Guten und Bösen, welches in allen Volksreligionen diesem Glauben zum Grunde liegt. Wir können deshalb den großen Königsberger Philosophen nicht tadeln, wenn er auf diese moralische Grundlage nicht bloß den Glauben an Gott, sondern auch an die Fortdauer der menschlichen Seele, vorzüglich zu gründen suchte, und obgleich die neuern Philosophenschulen diesen seinen moralischen Beweis verdächtigt und für eine Art von Abfütterung des menschlichen Glückseligkeitstriebes erklärt haben, so verdient er doch unsere vorzügliche

Beachtung, da er nur das klar und deutlich ausspricht, was schon seit Jahrtausenden im menschlichen Bewußtsein vorhanden war, und was fast alle Völker veranlaßt hat, eine Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode des Leibes anzunehmen. Daß die Sittlichkeit die beste Grundlage der Religion ist, geht ja schon aus der Erfahrung hervor, daß in sittlich guten, wahrhaft frommen Menschen der Glaube an Gott und Unsterblichkeit am tiefsten Wurzel geschlagen hat und zu einer festen Ueberzeugung geworden ist. Wenn, wie uns unser Gewissen versichert, eine moralische Weltordnung ist, an deren Spitze ein sie zur Ausführung bringender allmächtiger Ordner, ein heiliger, gerechter und allgütiger Gott, steht, so muß es für den Menschen unter allen Umständen das Beste sein, dem Sittengesetze Folge zu leisten, oder das zu thun, was dem göttlichen Willen, der nur auf das Beste seiner Welt gerichtet sein kann, gemäß ist. Dem guten Menschen sollte demnach auch die, seiner sittlichen Würdigkeit entsprechende Glückseligkeit zu Theil werden, so wie der böse unter den schlimmen Folgen seiner Bosheit leiden müßte. Da dieses aber in Beziehung auf das äußere Wohlsein nicht immer der Fall ist, da der Rechtschaffene häufig mit Verfolgung, Armuth und Elend zu kämpfen hat, ja nicht selten im Kerker und auf dem Blutgerüste sterben muß, während der Boshafte, der scheinheilige Schurke in Ueppigkeit schwelgt, da in der Regel nicht die moralische, sondern die phy-

sische Macht, nicht die Weisheit, sondern die Schlauheit die höchsten Ziele irdischen Glücks erreicht, so werden wir, wenn das in der moralischen Weltordnung waltende Princip der göttlichen Gerechtigkeit unerschüttert bleiben soll, unwillkürlich auf eine zu erwartende Ausgleichung dieses Mißverhältnisses zwischen der Würdigkeit und Glückseligkeit der Menschen hingewiesen, also auf ein künftiges Leben, wo das Wohlsein mit dem Grade der moralischen Würde der Vernunftwesen bemessen und in vollkommenen Einklang gebracht sein wird.

Die Ueberzeugung von unserer Unsterblichkeit in ihrer vorzüglichen Stärke, ist demnach eine religiös moralische, und ihre Wahrhaftigkeit findet in der Ueberzeugung von einer moralischen Weltordnung, in welcher ein gerechter Gott waltet, ihre unerschütterliche Stütze. In dieser Ordnung muß der Beruf und der Endzweck des vernünftigen Menschenwesens genau vorgezeichnet sein. Da aber dieses Menschenwesen ins Unendliche perfectibel ist, so leuchtet ein, daß diesem Berufe kein Ziel als Endpunkt vorgesteckt sein kann, mit dessen Erreichung die ganze Aufgabe vollbracht war. Wie weit die Vergeistigung unsers Wesens auch gehen mag, der Menschengeist kann den höchsten unbedingten Geist doch nicht erreichen. Die Bestimmung eines Wesens, dessen Entfaltung in der Zeit beginnen muß, kann nur in einer endlosen Thätigkeit erfüllt werden, während diese Erfüllung keineswegs in

die Ferne der Zukunft verlegt, sondern in sittlicher Beziehung eine beständig gegenwärtige Wirklichkeit für uns sein soll. Wenn das Ziel auch nicht erreicht werden kann, so soll doch ein unausgesetztes Streben, es zu erreichen, in uns vorhanden sein, und dieses Streben wird nach den Gesetzen der moralischen Weltordnung der wirklichen Erreichung gleichgesetzt.

Alle andern Naturwesen erreichen unter begünstigenden Umständen den Zweck, zu welchem sie bestimmt sind, nur der Mensch nicht, oder doch nur in Beziehung auf seine leibliche Entwicklung. In seiner materiellen, ästhetischen und sittlichen Ausbildung bleibt er weit hinter dem Ideale des Wahren, Guten und Schönen zurück, das ihm in Stunden der Begeisterung vorschwebt. Und doch gebietet das Sittengesetz unbedingt, ohne Rücksicht auf unsere Schwäche, sittlich vollkommen zu sein. Wenn also trotz dieses Gebots die Erreichung der sittlichen Vollkommenheit im irdischen Leben nicht wohl möglich ist, so muß ein endloses Annähern an dieses Ideal stattfinden, und das ewige Entferntbleiben von dem Ziele muß durch das Näherkommen an dasselbe compensirt und in unserer moralischen Würdigung der Erreichung desselben gleichgesetzt werden.

Wollten wir diese Folgerung nicht gelten lassen, so müssen wir annehmen, daß Gott ganz zwecklos diesen unwiderstehlichen Trieb nach höherer Vollkommenheit in unser Gemüth gelegt, und dadurch den armen

Sterblichen getäuscht und gleichsam verhöhnt habe, so wie arme Einfaltspinsel von losen Vögeln oft durch die Vorspiegelung eines höhern Berufs gefoppt und verhöhnt werden. Da aber diese Annahme eine Gotteslästerung wäre, so steht unsere Ueberzeugung fest, daß jener uns von Gott eingepflanzte Trieb nach höherer Ausbildung unserer Verstandes- und Willenskräfte nach seiner Weisheit und Güte auch einen entsprechenden Erfolg haben werde, was aber nicht anders möglich ist, als durch eine ewige Verlängerung unserer Laufbahn nach einem Ziele hin, das wir im irdischen Leben nicht erreichen können.

Wenn man die Nothwendigkeit dieses Fortschritts von den einzelnen Individuen auf die ganze Gattung überträgt und in der Unsterblichkeit der Menschheit einen Ersatz für die Sterblichkeit des Einzelnen zu finden glaubt, so täuscht man sich. — Freilich stehen die Zwecke der Menschheit höher als die des einzelnen Menschen, und dieser hat die Pflicht, die seinigen den allgemeinen Zwecken unterzuordnen. Aber wie kann das Ganze der Menschheit einen Zweck erreichen, zu dem kein einzelner Theil, kein besonderer Mensch zu gelangen vermag, da doch jedes Ganze nur in dem zusammenfassenden Begriffe der realen Theile und sonst nicht existirt! Wenn unser Geist untergeht und aus demselben Grunde die Geister aller andern Welten fallen und sterben müssen, und nichts auf der von Leichenschleiern und Trauerschleppen überhüllten Unermeßlichkeit übrig

bleibt, als der ewig säende und niemals erntende Weltgeist, der ein Weltalter das andere betrauern läßt, so ist, wie Jean Paul richtig bemerkt, im ganzen geistigen All kein Zweck und Ziel, weil der in ein Universum von succedirenden Ephemeren, in unsterbliche Legionen von Sterbenden zertheilte Zweck der Entwicklung ja keiner für die verschwundenen Eintagswesen selbst wäre. Dieser Bemerkung wird Jeder beistimmen, der sich nicht von leeren Abstractionen täuschen läßt. —

Man hat das Erdenleben mit einer Schule verglichen, und ich finde diesen Vergleich ganz passend, und erinnere nur, daß diese Schule keine hohe, sondern eine sehr niedrige, eine bloße Vorbereitungs- oder Elementarschule ist, wo der Schüler sich nur Bruchstücke, nicht die Gesammtheit des möglichen menschlichen Wissens und Könnens aneignen kann. Der aufgestellte Cursus selbst wird von keinem der durch die Schule gehenden Schüler in seiner ganzen Ausdehnung durchgemacht und vollendet. Jeder tritt ein, und liest oder exponirt eine Stelle aus dem Buche des Lebens, um dann wieder abzutreten und den Trost mitzunehmen, daß die Fortsetzung, welche vielleicht den Aufschluß enthält über das, was er nicht verstanden hat, seinen Nachfolgern zu Gute kommen werde. Da es aber den Nachfolgern eben so ergeht, da auch für sie viele Räthsel und Zweifelsknoten ungelöst bleiben, so wird ja der Zweck, zu welchem die Schule errichtet ist, keinem

der Schüler zu Gute kommen, wenn er nicht beim Abgange die Hoffnung mitnähme, in eine höhere Schule, wo die Bildung fortgesetzt würde, versetzt zu werden.

Die Einwürfe, die man gewöhnlich gegen die Unsterblichkeit geltend macht, beschränken sich besonders auf zwei: nämlich auf die nicht zu läugnende Abhängigkeit der Seele von ihrem organischen Leibe und auf die Unbegreiflichkeit eines geistigen Lebens, ohne das scheinbar nothwendige Organ des Körpers, der die Sinnenwerkzeuge liefert, mittels derer wir mit der großen Welt in Verbindung stehen und Kunde von ihr erhalten.

Was nun den ersten Einwurf betrifft, so läßt sich der Einfluß, den der gesunde oder krankhafte Zustand des Lebens auf unsere geistige Thätigkeit und Gemüthsstimmung übt, zwar nicht in Abrede stellen, aber es wird dadurch nur soviel bewiesen, daß die geistigen und körperlichen Thätigkeiten einander begleiten, sich gegenseitig erwecken, oder hemmen, nicht daß die geistige Wirksamkeit durch die körperliche bedingt oder ein Ergebniß derselben sei und aufhören müßte, wenn diese zum Stillstand käme. Da in unserm jetzigen Zustande der Leib, das Organ der Seele, das Werkzeug ihrer Thätigkeit ist, so kann es nicht fehlen, daß die geistigen Functionen sich nach der Beschaffenheit dieses Werkzeuges richten, gerade so wie z. B. Leistungen eines Tonkünstlers von der Beschaffenheit des Instruments, das ihm zu Gebote steht, abhängen, so daß, wenn die-

ses verstimmt oder beschädigt ist, jener den Erwartungen, die man von seiner Geschicklichkeit hegte, nicht entspricht. Aber so wie die Geschicklichkeit des Virtuosen nicht im geringsten durch diese ungünstige Erscheinung alterirt wird, so verliert auch die Seelenkraft nichts von ihrer innern Energie, wenn sie sich auf dem schwachen oder verstimmten Instrumente ihres Körpers nicht gehörig äußern kann. Die Verflechtung zwischen dem innern und äußern Menschen ist im irdischen Leben so dicht und innig, daß zu jeder Empfindung, jeder Vorstellung ein Nerve oder eine Fiber zucken muß; aber die Thräne ist etwas anders als die Betrübniß, der lachende Mund etwas anders als die Freude und die geröthete Wange wieder etwas anders als die Schaam. Der Resonanzboden des Körpers ist nach Jean Pauls Bemerkung weder die geistige Tonleiter noch die innere Harmonie. Der innere Mensch, dieser verhüllte Gott in der Fleischstatue des Leibes, ist nicht selbst von Fleisch und Knochen, sondern er braucht sie nur, um sich zu manifestiren. Wenn die Seele auch häufig die Fußblöcke des Körpers schleppen muß, so kann sie bei einem starken Willen doch das Gefühl ihrer Freiheit festhalten, sowie Sokrates im Kerker sich freier fühlte als seine Ankläger und Richter in der zügellosen Wuth ihres leidenschaftlichen Hasses. Häufig machen wir diese Erfahrung, daß der innere Mensch den äußern bändigen den trägen anspornen, den raschen heißblütigen zähmen und besänftigen kann. Wir brauchen nur zu wollen,

es bedarf oft bloß eines unerwarteten Ereignisses, eines durch ein Phantasiebild aufgeregten Gefühls, einer plötzlich aufsteigenden Idee, und die gestörte Harmonie zwischen dem innern und äußern Menschen ist wieder hergestellt.

Da wir die Gewißheit haben, daß die geistigen Thätigkeiten keine organischen oder mechanischen, wie die des Leibes, sondern willkürliche und freie sind, so brauchen wir uns nicht zu beunruhigen, wenn wir sehen, daß durch eine Ohnmacht, einen Schlagfluß oder durch das Alter die körperlichen geschwächt oder unterdrückt werden; die geistigen sind darum nicht verloren. Die kurze Unterbrechung unsers Lebensganges durch das Alter und die längere durch das Sterben hebt denselben so wenig auf, als die kürzere durch den Schlaf. Die geistige Sonne des Bewußtseins kann Verfinsterungen leiden, aber sie wird dadurch nicht ausgelöscht.

Ueberhaupt muß bei dem Versuche, die Unabhängigkeit der Seele vom Körper zu beweisen, die Wahrheit in's Auge gefaßt werden, daß die Immaterialität oder Einfachheit unsers Geistes keineswegs auf einem trennenden Gegensatz gegen die Leiblichkeit, sondern vielmehr auf derjenigen Ordnung der Wirklichkeit beruht, nach welcher dieser selbstbewußte Geist an die untergeordnete Bedingung des leiblichen Lebens zwar gebunden ist, aber zugleich als das freie Princip des bewußten Innewerdens, des willkürlichen Wollens und Handelns gedacht werden muß. Das Leben der Mensch-

heit findet nicht, wie der atheistische und materialistische Wahn behauptet, darin seinen zureichenden Erklärungsgrund, daß es aus der Werkstätte blindwirkender Naturkräfte hervorgeht, sondern es hat vielmehr seinen letzten vollständigen Realgrund in dem Walten des urgründlichen Geistes, der seine schaffenden Ideen überallhin wie Saamenkörner ausstreuet, so daß sie unter günstigen Umständen Wurzel fassen, Keim und Blüthen treiben und Früchte tragen können. Wenn auch eine Frucht abfällt vom Baume des Lebens, so ist sie deshalb nicht todt, sondern sie trägt den Keim zu einer neuen Lebensentwicklung in sich.

Die wunderbare Kraft, welche das organische Leben des Leibes bewirkt, ist doch wohl auch eine geistige Kraft, ja sie ist vielleicht, wie Carus will, die unbewußt wirkende Seelenkraft selbst. In der Verwandtschaft oder Identität dieser beiden Kräfte, wird, wie ich glaube, der Gegensatz zwischen Seele und Leib vollkommen vermittelt. Nach dieser Ansicht ist der Leib nur sehr uneigentlich die sichtbar- und fühlbarfeste Masse, wie es den Anschein hat, indem diese Masse nur die immerfort wechselnde und sich umbildende Erscheinung des Körpers ist. Leib ist wahrhaft nur die diese Erscheinung bewirkende, stoffbildende, organische Lebenskraft, oder die unbewußt wirkende Seelenkraft, so wie der Geist die selbstbewußte Idealkraft ist, welche die Dauer des Individuums des denkenden Ich in diesem ununterbrochenen Stoffwechsel bewirkt. —

Das mag genug sein um nach unsern schwachen Verstandeskräften den ersten Einwurf zu beseitigen. Fassen wir nun den zweiten in die Augen, so ist es wahr, daß wir uns nach der Analogie unseres jetzigen Lebens gar keinen Begriff davon machen können, wie die Seele ohne Leib subsistiren und wirksam sein könne; eben so wenig vermögen wir zu sagen, wo sie hinkommt, welcher Ort im großen Weltall ein angemessener Aufenthalt für sie sein könnte. Aber wir wissen, verstehen und begreifen gar vieles nicht, was in der großen Schöpfung Gottes vorgeht; und so ist unsere Unkunde von dem Leben eines geistigen Wesens ohne körperliche Hülle und ohne Sinnenorgane kein Grund an der Fortdauer der menschlichen Seele zu zweifeln.

Der religiöse Wunderglaube wird mit diesen Schwierigkeiten bald fertig, denn er hat immer den lieben Gott bei der Hand, der eingreifen und nachhelfen muß, wenn etwas nach dem bekannten Gange der Natur nicht zu begreifen ist. Dieser Glaube denkt sich das Geheimniß der Geburt und des Todes nach der Annahme, daß Gott in seinem Himmel ein großes Magazin von Seelen habe, die er dem Menschen bei seiner Geburt einsetze und nach seinem Tode wieder aus dem Leibe herausnehme, um diese Seelen durch seine Engel in den Himmel oder Hölle tragen zu lassen, wo sie sich so lange ohne körperliche Hülle behelfen müssen, bis sie nach der Auferstehung des Fleisches auch diese wieder erhalten. Wo aber im ganzen unermeßlichen

Weltraume der schickliche Platz für Himmel und Hölle wohl sein möge, weiß man freilich nicht zu sagen.

Da wir mit unserm Wahrnehmungsvermögen auf die Sinnenwelt beschränkt sind, so bleibt für uns die Frage nach Zustand und der Lebensform einer, ihrer sinnliche Hülle entkleideten Seele unbeantwortet. „Er ist aus der Zeit in die Ewigkeit übergegangen, er hat das Zeitliche gesegnet," sagt der fromme Volksglaube von einem Verstorbenen und trifft sonach mit Kant's tiefsinniger Speculation, nach welcher Raum und Zeit bloße Formen des äußern und innern Sinnes, sind wunderbar zusammen. Es ist merkwürdig, daß, wie jedes Gebetbuch beweiset, der Instinkt des gemeinen Menschenverstandes den Unterschied des sinnlichen und geistigen Seins so stark gefühlt und unter andern auch als Reich der Natur und Reich der Gnade auszudrücken versucht hat, daß von einer geistigen Welt die Rede war, lange bevor Kant mit der Behauptung auftrat, daß eine intelligible Welt der räumlichen, als einer Welt der Erscheinung zum Grunde liege. Aber versuchen wir diese intelligible Welt zu denken, oder uns auch nur ein Phantasiebild davon zu machen, so müssen wir unser Unvermögen eingestehen. Es ist uns als wenn diese unendliche Welt auf einen mathematischen Punkt zusammenschrumpfen müßte, wenn die räumliche Ausdehnung aufhören soll etwas Reales zu sein. Und da ich mir auch keine Möglichkeit denken kann, wie ein Geist mit andern Geistern in Communication

treten kann, und wie er Vorstellungen von der Außenwelt erhalten soll, wenn keine Organe der Mittheilung und der Wahrnehmung hat, so entschied ich mich für die ebenfalls im Volksglauben begründete Annahme, daß die Seele in jenem Leben einen verklärten Körper erhalten oder sich bilden werde. Muß die unsern Leib organisirende Lebenskraft — oder nach Carus, die unbewußte Strahlung unseres Seelenwesens als ein Ewiges vorausgesetzt werden, weil es ein Göttliches ist, und als solches durch seine organischschaffende Thätigkeit sich bewährt, so folgt daraus, daß dieses Seelenwesen sich nicht bloß einmal in dem kleinen Kreise des irdischen Daseins offenbaren werde, sondern daß ihm auch unendlich weitere und höhere Lebenskreise offen stehen müssen.

Wahrscheinlich lag der alten kirchlichen Satzung von der Auferstehung des Fleisches die dunkle Ahnung zu Grunde, daß auch die in der Organisation des Leibes sich thätigende Seite unserer Existenz, sobald dem Geiste sich von Neuem zu offenbaren vergönnt ist, allemal als eine von den neuen Verhältnissen zwar modificirte, im Wesentlichen aber als durchaus sich gleiche — d. i. als eine organisch bildende gedacht werden müsse.

Hiermit scheint auch die Behauptung, die einige Philosophen aufgestellt haben, daß die Seele mit dem Verluste ihres Leibes auch die Erinnerung, oder das Bewußtsein ihres frühern Zustandes verliere, beseitiget. Freilich wird manches verloren gehen, was sich jetzt in

unserm Bewußtsein befindet, so wie Tausende von Gefühlen, Vorstellungen und Willensacten aus unserm Bewußtsein entschwunden sind, welche in unserm frühern Leben die Mittel waren, an denen das geistige Leben heranreifte. Nichts desto weniger aber ist dies Einzelne, obzwar vergangen, doch auch wieder nicht ganz entschwunden, denn es hat uns ein Anderes zurückgelassen, es hat das Wachsthum unseres Geistes gefördert und wir erhalten dadurch einen neuen Beleg, wie etwas ein Vergängliches und doch zugleich gewissermaßen ein Ewiges sein könne. Wir gelangen zu der Ueberzeugung, daß die Flucht der Zeit mit ihren Erscheinungen sich bewege auf dem Grunde eines Beharrlichen und Ewigen. Dieses Beharrliche im menschlichen Sein nennen wir das Ich, das bei allem Wechsel der Vorstellungen dasselbe bleibt und das Bewußtsein dieses Beharrlichen kann demnach auch in einer andern Daseinssphäre nicht schwinden. Ueber das Wo unseres Aufenthaltes brauchen wir uns keine Sorge zu machen. Unter den unendlichen vielen Lebenssphären, die Gott mit vernünftigen Wesen bevölkert hat, wird auch eine zu finden sein, die uns, nachdem wir dies Erdenleben verlassen, aufnimmt, und unserer Bestimmung einer fortgesetzten Vervollkommung und Vergeistigung entspricht. Dieser Glaube muß uns genügen.

Schluß.

Hiermit mag diese Schrift ihren Schluß finden, der ich eine so gute Aufnahme wünsche als sie gut gemeint ist. Ich wollte mich vor meinem Lebensende, das nicht fern sein kann, noch einmal aussprechen über die wichtigsten Anliegen der Menschheit. So wie der Mensch zum Gebrauche seiner Vernunft gelangt, drängen sich ihm die Fragen auf: Woher bin ich? Wohin gehe ich? Was habe ich zu thun, um nicht allein selbst meine Bestimmung zu erreichen, sondern auch nach Kräften dahin zu arbeiten, daß andere, die mit mir in Berührung kommen, die ihrige nicht verfehlen?

Die allgemeine Antwort auf diese Fragen wird sein: „Du hast vor allen Dingen Sorge zu tragen, daß die verschiedenen Anlagen, die Dir der Schöpfer verliehen hat, nach sittlichen Zwecken gehörig ausgebildet werden, und eine Charakterfestigkeit zu erlangen, welche Dir Bürge dafür ist, daß Dir die Herrschaft über Deine sinnlichen Neigungen und Begierden gesichert bleibe.

Das kann der Mensch in seinem Jugendalter freilich nicht selbst thun, sondern muß dies Geschäft Andern überlassen, aber er wird, wenn er mündig geworden ist, diese Ausbildung fortsetzen und die Mängel seiner ersten Erziehung ergänzen müssen, wenn er seine Bestimmung nicht verfehlen will.

Ich habe daher zuerst von den physischen, geistigen und moralischen Anlagen des Menschen und ihrer Ausbildung gesprochen und dabei von der Gesellschaft und den Beiträgen, die sie dazu liefert, abstrahirt. Da aber ohne den Beistand der Gesellschaft gar keine Bildung für den einzelnen Menschen möglich ist, so habe ich verschiedene Gesellschaftskreise, in welche er eingefügt ist, als so viel Bildungsschulen in Betracht genommen.

Wir müssen auch in dieser Beziehung den Organisationstrieb der Natur bewundern. Wäre der Mensch bloß in die große ungegliederte Menschengesellschaft versetzt, so würde er sich wie ein einzelnes Atom unter einem ungeordneten Conglomerat von unzähligen Atomen verlieren. Aber dieses rohe Menschenchaos hat sich allmählig organisirt und gegliedert: es sind Nationen und Staaten, und in diesen wieder kleinere Gesellschaftskreise entstanden, denen sich der Mensch nicht entziehen kann.

Deswegen habe ich auch von der allgemeinen menschlichen Gesellschaft gar nicht gesprochen, auch noch besonders aus dem Grunde, weil ich ein Deutscher bin und für Deutsche schreibe, denen bekanntlich von vielen Seiten der Vorwurf gemacht worden ist, daß sie ihren Kosmopolitismus auf Kosten des Patriotismus zu weit treiben, und sich mehr um auswärtige Angelegenheiten bekümmern, als um ihre eignen. In der That, meine lieben Landesleute haben so viel Achtung vor fremden

Nationen, lassen sich, wenn sie mit ihren lieben Nachbarn in Berührung kommen, so viel von ihnen gefallen, tragen so viel Sympathie für fremde Leiden, selbst für die Mißhandlung der entfernten Negersklaven, im Herzen, daß sie der Ermahnung des Völkerrechts, in den Fremden und Ausländern auch den Menschen zu achten, gar nicht zu bedürfen scheinen. So viel ist gewiß, der Deutsche kann mit mehr Wahrheit als der Engländer und Franzose von sich rühmen: Homo sum et humani nihil a me alienum puto.

Wir haben keine Colonien, kommen also auch nicht in Versuchung, die armen Indianer so entsetzlich zu mißhandeln und zu peinigen, wie z. B. die Portugiesen in Ostindien und die Spanier in Amerika gethan haben.

Aber da fällt mir ein, daß die guten Deutschen doch auch häufig die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe vergessen, und nicht bloß Feinde angefeindet, sondern auch sich untereinander selbst zerfleischt und in langen Religionskriegen Deutschland verwüstet haben. Wie ist das zu erklären? Ach leider huldiget der größte Theil der deutschen Nation einer Religionsansicht, nach welcher alle, so dieselben nicht theilen, für Feinde Gottes gelten und der ewigen Verdammniß verfallen sind. Die römisch-katholische Kirche hält sich für die allein wahre und selig machende; alle die außerhalb derselben stehen, sind Ketzer, und Ketzer sollen wie Götzendiener verfolgt und ausgerottet werden. So lange dieser ent-

setzliche Grundsatz besteht, kann freilich von allgemeiner Menschenachtung und Menschenliebe in dem Kreise dieser Kirche nicht die Rede sein. Welche ungeheure Anmaßung: ein, im Vergleich mit dem ganzen Menschengeschlecht so winziges Häuflein nimmt die Gnade Gottes, der doch nach der Lehre Jesu ein allgemeiner Menschenvater ist, für sich allein in Anspruch und erklärt alle Nicht-Katholiken für Kinder des Teufels, und ohne Rettung der Hölle verfallen: Welche Verirrung des menschlichen Wahnsinns! Die Religion Jesu, welche ein Band der Liebe ist, das nach und nach alle Menschen umschlingen soll, wird zu einem zweischneidigen Schwerte, welches dieses Band, ja alle Fäden und Nerven der Humanität durchschneidet und in der Hand des Fanatismus Blut im Strömen vergießet!

Das Schlimmste bei der Sache ist, daß diese menschenfeindliche Theorie sich auf Stellen der heiligen Schrift berufen kann, denn in mehrern Büchern des alten Testaments werden die Grausamkeiten und selbst die barbarische Ausrottung der heidnischen Völker, zu welcher sich die Juden bei und nach ihrer Besitznahme von Palästina berechtiget glaubten, auf angebliche göttliche Befehle, zurückgeführt. Nach dieser Autorität ließen sich freilich die empörenden Grausamkeiten, welche von katholischen Völkern und ihren fanatischen Priestern an heidnischen oder bloß nicht katholischen Völkerschaften, an Waldensern, Stedingern, Hugenotten und an-

dern sogenannten Ketzern verübt worden sind, nicht allein rechtfertigen, sondern auch sanctioniren, wie denn die römische Kirche ähnliche Unthaten, z. B. die Menschenschlächterei der Bartholomäusnacht durch Lobgesänge gleichsam geheiliget und verücheert hat, daß sie zur Ehre Gottes ausgeübt würden.

Wollte man diese Consequenz gelten lassen, so müßte man nicht allein den Glauben an einen allgütigen Gott und an das Evangelium, sondern auch alles moralische und menschliche Gefühl aufgeben; da wir das aber nicht können, so wird uns keine andere Wahl übrig bleiben, als dem geisttödten Buchstaben und Wortglauben zu entsagen.

Diese Betrachtungen haben mich bewogen, am längsten bei der Abtheilung von der christlichen Kirche zu verweilen und zur Berichtigung der falschen Ansichten, die nicht allein in der katholischen, sondern auch in der protestantischen Kirche Wurzel gefaßt haben, womöglich mein Schärflein beizutragen, welches aber nicht geschehen konnte, ohne auch über den Gottesbegriff, und über den Stifter der christlichen Kirche, Jesum Christum, zu sprechen.

Man glaube nicht, daß eine reine Gotteserkenntniß schon Gemeingut in den verschiedenen Kreisen der protestantischen Kirche geworden sei. Daß das nicht geschah, dafür sorgen in diesen Tagen die hyperorthodoxen Pastoren, welche eifrig beschäftiget sind, den Staub alter kirchlichen Urkunden und Bekenntnisse aufzuwühlen,

um die reine Gottesidee und das Glanzbild der Religion zu verdunkeln. Wie könnten diese richtige Vorstellungen von Gott haben, da sie den Vernunftglauben verwerfen, sich allein an die Autorität halten, in jedem Worte der Bibel Gottes Wort finden und demnach den jüdischen Antropomorphismus, der sich schon früh in die christliche Theologie eingemischt hat, in seiner ganzen Rohheit aufrecht zu erhalten bemüht sind. Sie verfallen somit in dieselben Irrthümer, die ich soeben an der katholischen Kirche gerügt habe. Auch sie glauben, daß die Blutbefehle der Kaananitischen Volksstämme unmittelbar von Gott ausgegangen sind, daß z. B. der König Saul verworfen wurde, weil er den aus Samuels Munde an ihn ergangenen göttlichen Befehl, die Amalekiter mit Weib, Kind und Säugling hinzuschlachten, nicht pünktlich ausgeführt habe; daß David, der Mann Gottes, recht gethan, wenn er nach 2. Sam. 13, 31. die Ammoniter mit eisernen Sägen, Zinken und Keilen zerstücken und in Ziegelöfen verbrennen ließ u. s. w.

Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen; wir dürfen uns demnach nicht wundern, wenn auch in der protestantischen Kirche ein Geist der Unduldsamkeit und Verfolgung hervorgetreten, und sich vorzüglich gegen die Rationalisten oder Vernunftfreunde bewiesen hat.

So wenig unsern blinden Glaubenseiferern die Erkenntniß von den reingeistigen Wesen und den erhabenen Eigenschaften Gottes aufgegangen zu sein scheint,

eben so wenig wird von ihnen der hohe wahrhaft göttliche Charakter Jesu und der lichtvolle Geist seiner Religion erkannt, und von seiner liebevollen Absicht, durch seine Kirche ein göttliches Leben unter seine Anhänger zu verpflanzen, und sie durch das Band der Liebe innig zu vereinen, scheinen sie gar keine Ahnung zu haben. — Ich bin überzeugt, daß der Heiland, wenn er in diesen Tagen incognito unter uns aufträte und sich zu einem Pfarramte meldete, abgewiesen würde, weil er nichts von der alten Dogmatik würde wissen wollen und verweigern würde, sich auf die symbolischen Bücher verpflichten zu lassen. Würde er aber wohl eine christliche Gemeinde und nicht vielmehr eine Versammlung von Fetischdienern erkennen, wenn er in eine katholische Kirche träte und wahrnähme, wie sich die ganze Versammlung vor dem sogenannten Allerheiligsten anbetend auf die Knie würfe?

Wenn sich aber der göttliche Menschenfreund etwa unter das Volk mischte, um es mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit zu belehren und gegen die herrschenden Irrthümer und Laster zu sprechen, aber seinen heiligen Eifer auch gegen den herzlosen Stolz, die Selbstsucht und den Geiz der Vornehmen und Reichen richtete, wenn er gegen die Staatstheologen, die nur auf feststehende kirchliche Formen dringen und den lebendigen Geist seiner Lehre verkennen, eben so polemisirte, wie einst gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten, wie würden die Staats- und Kirchenbehörden

erschrecken vor dieser rücksichtslosen Wahrheitsliebe! Wie schnell würde die Policei aufgeboten werden, um auf diesen Ruhestörer zu fahnden und ihn zur Verantwortung zu ziehen! Was brauchen wir weiter Zeugniß, würde bei der Untersuchung der Staatsfiscal sagen, dieser Mann ist ein Demagog, ein Communist, ein Verbreiter und Colporteur revolutionärer Freiheits- und Gleichheitsideen. Lehrt er nicht, daß vor Gott alle Menschen gleichberechtiget wären, und greift somit die wohlerworbenen Vorrechte unserer Adelsaristokratie an, die doch bekanntlich die stärkste Stütze des Thrones ist? Meint er doch, daß Alles, was hoch ist auf Erden, vor Gott ein Greuel sei! Scheut er sich doch nicht unsere frommen und rechtgläubigen Staatstheologen Otterngezücht zu nennen. Er verbietet ja selbst seinen Anhängern, die Höherstehenden Meister zu nennen. Auch von unsern strengen Sabbathsedicten will er nichts wissen, und eifert gegen die langen Gebete der Frommen im Lande.

Am bedenklichsten ist aber sein Umgang mit gemeinen und armen Leuten, denen er in den Kopf setzt, daß ihr reniges Sündenbewußtsein vor Gott mehr Werth hätte, als der wohlbegründete Glaubensstolz geprüfter und approbirter Gottesgelehrter. Nimmt man dazu noch die Aeußerung, daß eine Zeit kommen werde, wo die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein werden, so ist man wohl zu der Annahme berechtiget, daß dieser Mann sich mit einem

geheimen Revolutionsplan trage. Da muß eiligst und schleunigst eingeschritten und ein Exempel statuirt werden.

Ich habe mir diese Digression erlaubt, um zu zeigen, daß der göttliche Geist, die freimachende Wahrheit der Lehre Jesu auch noch jetzt verkannt wird, und überall, wo ein stabiler, unbeweglicher Kirchenglaube herrscht, consequente Worte verkannt werden müssen. Denn in den Augen der Orthodoxie ist alles, was nicht in der vorgeschriebenen kirchlichen Uniform auftritt, eitel Irrthum, Ketzerei und Sünde.

Die hochgestellten Kirchenlichter brennen um so dunkler, je weniger es ihnen an Talg fehlt, das sieht man an den reichdotirten Prälaten der katholischen und englischen Kirche, was Wunder, wenn in dem Qualm, so sie verbreiten, die von ihnen so wenig erleuchteten Gemeinden ihren Herrn und Meister in seiner Liebenswürdigkeit und hohen Geistesfülle nicht erkennen können. Es war eine Zeit, wo unsere protestantischen Geistlichen eine Ausnahme von dieser Regel machten; denn viele derselben waren treue Nachfolger des Herrn, wenn sie auch seine Lehre dem veränderten Zeitgeiste anpaßten. Jetzt aber ist eine starke Partei katholisirender Geistlichen aufgetreten, welche eifrig bemüht ist, den lebendigen Geist der Religion Jesu abzutödten und dafür einen metaphysisch zugestutzten, in Mysterien gehüllten Mumienpräparat, wie ihn die hornirte Dogmatik finstrer Jahrhunderte überliefert hat,

als Gegenstand des alleinseligmachenden Glaubens hinzustellen.

Doch ich eile zum Schluß, indem ich meine Leser um Verzeihung bitte, wenn mich die dem Alter eigenthümliche Redseligkeit vielleicht hier und da zu ungehörigen Abschweifungen verleitet, so wie ich auch ihre Nachsicht in Anspruch nehme, wenn etwa Wiederholungen vorkommen, die ich wegen meines geschwächten Gedächtnisses übersehen habe.

Da ich nicht hoffte, daß dieses Werk zum Drucke kommen würde, so habe ich meiner vor kurzem erschienenen Biographie einige Auszüge aus demselben mitgetheilt. Weil nun diese schon abgedruckten Stellen hier, ohne den Zusammenhang zu stören, nicht wegbleiben konnten, so wird das nachsichtige Publikum sich diese doppelte Mittheilung, die übrigens nur kleine Partien umfaßt, schon gefallen lassen müssen, und dieselben, wie ich hoffe, nicht aus Geistesarmuth erklären.

Ich habe weiter nichts zu sagen, als noch den Wunsch auszusprechen, daß dieses Werk, ob es sich gleich den Meisterwerken anderer Gelehrten von Profession nicht an die Seite setzen kann, einige Fermente in die Stagnation unsres politischen und kirchlichen Lebens bringen möge! —

Eine solche Anregung thut noth, weil, wie Schwarz in seinem oben erwähnten Buche richtig bemerkt, die Wirklichkeiten des Lebens, und die sittlich-politischen

und nationalen Zustände so ungesunder Art sind, sich in so trostloser Lähmung befinden. Die Gleichgültigkeit, Ermattung und Hoffnungslosigkeit, welche hier herrschen, sind die mächtigsten Bundesgenossen der kirchlichen Reaction, die wie eine Sumpfpflanze mitten in der Verwesung emporsteigt und ihre Lebenskraft aus ihr aufsaugt.

Wer möchte unter diesen Umständen, wenn nicht, wie zu hoffen ist, unter dem Beistande der göttlichen Vorsehung eine mächtige Aufreizung eintritt, eine Geisteserhebung und sittliche Wiedergeburt erwarten? Aber, wie schon gesagt, Gott sorgt dafür, daß die Bäume nicht bis in den Himmel empor wachsen, d. i. daß jede Uebertreibung bald ihre Grenze finde. Das muß unser Trost sein.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig

Anhang.

Nachträgliche Bemerkungen über einige in dieser Schrift abgehandelten Materien.

Bemerkungen zum ersten Bande.

Zu pag. 282.

Welchen wohlthätigen Einfluß die in 1807 in Preußen bewirkte Aufhebung der Gutsunterthänigkeit und somit die Entfeßlung des Landbau's von den alten lästigen Feudalbanden auf die Stärkung der preußischen Volkskraft gehabt hat, das ist in der Rüstigkeit und Tapferkeit, wodurch sich die preußischen Landwehrmänner in den Befreiungskriegen ausgezeichnet, zu Tage gekommen. Aber das sind alte Geschichten, von welchen die bevorrechteten Feudalherrn nicht gern reden hören. Wer sich aber durch den Augenschein von diesem wohlthätigen Einflusse überzeugen will, der vergleiche die erfreulichen Zustände der preußischen Landbevölkerung mit der Heillosigkeit der sittlichen und kirchlichen Zustände im benachbarten Meklenburg, welche

man nicht allein der dort herrschenden starren Orthodoxie, welche die Leute mit dürrer Dogmatik füttert in die Schuhe schieben darf. Diese traurige Erscheinung, sagt ein Correspondenzartikel aus Meklenburg, den die protestantische Kirchenzeitung anführt No. 17 a. c., hat einen tiefern Grund der Verwüstung des Landes durch ein unvergleichliches Junkerthum, die Vernichtung des freien Bauernstandes und die Verwandlung der Bevölkerung in fast leibeigenes Proletariat, wie sie seit der Zeit des dreißigjährigen Kriegs in Meklenburg mehr als in irgend einem andern deutschen Lande stattgefunden hat, das ist, wie E. M. Arndt den Nagel auf den Kopf getroffen hat, die Wurzel alles Uebels 2c.

Veränderte Stellung Rußland's gegen Preußen.

Zu pag. 296.

Wie schnell sich doch die politischen Ansichten ändern! Wenn damals Preußens Versuch, sich an die Spitze der deutschen Nationalangelegenheiten zu stellen, an dem Zorne und an den Drohungen Rußlands scheiterten, so erhält jetzt zu unserm Erstaunen Preußen von eben dieser Seite den Rath, diese Stellung anzunehmen. Wenigstens ist es die officielle Petersburger Zeitung, welche nicht allein behauptet, daß eine baldige und wahrhaft nationale Lösung der schleswig-holsteinischen Frage Deutschland bei künftigen gewalt-

samen Erschütterungen viel Unheil ersparen könne, sondern auch unumwunden die Mahnung an Preußen richtet, nöthigenfalls die Sache auf eigne Faust zu nehmen, und sich überhaupt an die Spitze der deutschen Nationalbewegung zu stellen und dieselbe mit starker Hand zu leiten. Aber noch paradoxer ist die Erscheinung, daß während sonst deutsche Zeitungen und Auszüge aus denselben in Rußland verboten waren, man jetzt in einigen deutschen Bundesstaaten Mittheilungen aus russischen Zeitungen nicht gern sehen soll, und sogar in einem solchen Staate ein Zeitungsblatt wegen solcher Mittheilungen — (si fabula vera), confiscirt worden ist.

Ueber die gegenwärtigen deutschen Zustände.

Zu pag. 310.

Ich habe vielleicht bei der Schilderung unserer jetzigen politischen Zustände die Farbe etwas zu dunkel aufgetragen, und ich beeile mich daher diesen Fehler, wenn es einer ist, mit dem Bekenntniß gut zu machen, daß ich die Vorzüge und Segnungen nicht verkenne, deren wir uns bei allen Mängeln unserer gegenwärtigen Verfassung erfreuen. Zuvörderst ist mit Dank anzuerkennen, daß wir uns eines ungestörten Friedens erfreuen, und daß dadurch der Landbau, das Gewerbe, die Industrie und der Handel eine Blüthe gewonnen haben, von welcher man früher gar keine

Ahnung hatte. Eroberungs-, Successions- und Raub-kriege wie im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte sind unmöglich geworden, und wenn Deutschland, dem Auslande gegenüber nicht immer mit der gehörigen Würde auftritt, so kann doch in diesen Tagen nicht geschehen, was im letzten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts geschah, da Ludwig XIV. durch seine s. g. Reunionskammern mitten im Frieden eine Menge von deutschen Distrieten mit Frankreich vereinigte, das Paradies von Deutschland, die Pfalz, und andere deutsche Provinzen mit Feuer und Schwert verwüsten ließ und das große herrliche Straßburg mit Frankreich verdinte. Unser Bundestag schreitet zwar nicht im Sturmschritt vor, aber im Vergleich mit dem seligentschlafenen Reichstage in Regensburg, dessen pedantischer Schneckengang in den öffentlichen Blättern von England und Holland so oft verspottet wurde, kann man seinen Geschäftsgang einen schnellen und energischen nennen. Die Hunderte von Höfen, Tausende von Kanzleien, so wie die unzähligen Heere von Hofleuten und Pedanten, über die man sich noch im vorigen Jahrhunderte zu beklagen hatte, haben sich auf eine sehr kleine Zahl reducirt, und wenn man auch noch intriguirt, so thut man es doch mit Anstand und zankt sich nicht über einen Eselsschatten, wie sonst auf jeder diplomatischen Versammlung geschah.

Aber wir brauchen nicht in vorige Jahrhunderte zurückzugehen, auch vor den Zuständen, wie sie vor

1848 waren, zeichnet sich das, was die Gegenwart bietet, trotz aller Reaction nicht wenig aus. Gar viele Verbesserungen haben Platz ergriffen und sind den Angriffen des beliebten Conservativ- und Restaurationssystems nicht gewichen, so daß man es für Etwas im Ganzen Untergeordnetes und Vorübergehendes anzusehen hat, wenn hier und da ein Theil der Märzerrungenschaften zurückgezogen worden ist. Große Fragen sind endgültig entschieden worden; man denke nur an die Befreiung des ländlichen Grundbesitzes von frühern Lasten, an die Schwurgerichte und die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und dergleichen. Die Preßfreiheit, obgleich in einzelnen Fällen mehr als billig beschränkt, schlägt im Ganzen gesunde Wurzeln. Das Vernunftrecht, wenn es sich auch auf politischem Boden nicht frei bewegen kann, übt sich doch ungehindert in untergeordneten Kreisen, und hat viel Gutes und Wohlthätiges zu Tage gefördert und es bedarf nur einer besseren Einsicht der Regierungen, die leicht durch äußere Verhältnisse herbeigeführt werden kann, um sich in einem Volke, wie die Deutschen, welches für dessen Pflege einen natürlichen Beruf hat, gedeihlich zu entfalten.

Ich könnte diese Andeutungen noch sehr vermehren, wenn hier der Ort dazu wäre, nur als auf einen Hauptvorzug der jetzigen Zeit mache ich schließlich auf den Umstand aufmerksam, daß sich der Sinn des deutschen Volkes für staatliche Entwicklung durch seine

frühern Verirrungen und Mißgriffe ganz unläugbar geklärt hat, so daß es in Zukunft wohl nicht in den Fall kommen wird, politische Luftschlösser zu bauen, vielmehr werden sich Regierung und Volk darauf beschränken, mit den wirklich vorhandenen Kräften und Zahlen zu rechnen, um eine sichere Grundlage des künftigen Fortschritts zu gewinnen.

Bemerkungen zum zweiten Bande.

Ueber die Fälschung der Stelle 1 Joh. 5, 7.

Zu pag. 48.

Von den drei Zeugen im Himmel sagt Bunsen in der Einleitung zu seinem Bibelwerk: Die ganze Fälschung ist eine Sünde der lateinischen Kirche und zwar ursprünglich wohl der afrikanischen und spanischen. Hieronymus hat sich von ihr freigehalten, wie der Abdruck der Florentinischen Handschrift, von J. 541 und der fast gleich alte aus Fulda ebensowohl, als der durch Griesbach bekannte Text der Harleyanischen Handschrift beweiset. In allem diesen findet sich so wenig eine Spur jener Worte, als in den Commentaren der lateinischen Vulgata. Die älteste Handschrift, welche diese Fälschung enthält, ist eine spanische aus dem siebenten oder achten Jahrhundert, aber auch in

Italien finden sich schon im sechsten Jahrhundert Schriftstellen, welche jene Verfälschung gebrauchen. Es ist ein schriftstellerischer Betrug, welcher nicht den Abschreibern, sondern den Theologen zur Last fällt.

Auch von Bunsen wird es als eine unbezweifelte Thatsache hingestellt, daß die erste Ausgabe von Luthers Bibelübersetzung diese Fälschung nicht enthalte, sondern erst später von beschränkten Theologen, die Luthers Namen mißbrauchten, in seine Bibel gekommen sei. Man hat freilich zu allen Zeiten geglaubt, daß zur Ehre Gottes ein frommer Betrug wohl erlaubt sei.

Gegensätze zwischen Jesus und seinem angeblichen Stellvertreter, dem Papste.

Zu pag. 59.

Unter den Gegensätzen zwischen Christus und dem Papste ist wohl der folgenreichste, mit dem Wohl und Weh der Christenheit in der engsten Verbindung stehende, die Stellung der römischen Kirche gegen die s. g. Ketzer. Während Jesus in der Parabel vom barmherzigen Samariter auch den Andersgläubigen für unsern Nächsten erklärt, den wir lieben sollen wie uns selbst: verflucht der römische Bischof Alle außerhalb seiner Kirche Stehenden und gebietet, sie zu verfolgen und wo möglich auszurotten, welchem Gebote auch viele katholische Fürsten und Völker in einem wüthenden Vorgehen nicht blos gegen Heiden, Mauren und Juden,

sondern auch gegen die Protestanten, die doch mit den Katholiken fast das gleiche, alte Glaubensbekenntniß haben, nachgekommen sind, und so ist die christliche Welt im Namen der Religion mit solchen empörenden Grausamkeiten und blutigen Greueln erfüllt worden, die, wenn sie wirklich der christlichen Religion zugerechnet werden könnten, dieselbe aus einer Tochter des Himmels in eine Furie der Hölle verwandeln würden.

Das ist die nothwendige Folge von dem leidigen Grundsatze, daß die römisch-katholische Kirche die allein wahre und seligmachende sei, und daß demnach alle außerhalb derselben Befindliche als Feinde Gottes betrachtet werden müßten. Denn so wie die Juden nach der Voraussetzung, daß sie allein das auserwählte Volk Gottes seien, sich berechtiget und verpflichtet glaubten, alle sie umgebenden heidnischen Völker wo möglich auszurotten, nimmt die katholische Kirche aus einer ähnlichen falschen Voraussetzung das gleiche Recht in Anspruch und macht die Unduldsamkeit und Verfolgungssucht ihren Angehörigen zur Pflicht. Würde mit dieser Consequenz und der damit in Verbindung stehenden Maxime, daß Ketzern nicht Treu' und Glauben zu halten sei, praktisch Ernst gemacht, so wäre zwischen Katholiken und nicht Katholiken gar kein gesellschaftlicher Umgang, kein Verkehr und Handel möglich; denn wer könnte sich mit einer Gesellschaft einlassen, welche die Beschädigung und Uebervortheilung anderer, sei es durch Gewalt, oder List und Wortbruch

sich zum Gesetze gemacht hat? Somit würde aber der Katholicismus selbst seine Existenz gefährden; denn wer allen übrigen Menschen feindlich entgegen tritt, muß sich gefallen lassen, wenn auch alle sich wieder gegen ihn kehren und ihn unschädlich zu machen oder zu vernichten suchen. Wir sehen, welche entsetzliche Folgen aus dem ersten falschen Grundsatze (dem πρῶτον ψεῦδος) daß die römische Kirche die allein wahre und seligmachende sei, hervorgehen, und doch kann sie diesen Grundsatz nicht aufgeben, weil sie unfehlbar sein will. Sie kann und darf aber in neuerer Zeit, ohne sich selbst zu gefährden, mit diesen Consequenzen nicht Ernst machen, denn die Ketzer, die sie verfolgen und ausrotten möchte, stehen ihr jetzt als große starke protestirende Staatsmacht entgegen. Verständige Katholiken, die mit Protestanten in freundlichen Verkehr leben, lassen sich daher nicht gern an die grausamen Ketzerverfolgungen erinnern, deren sich ihre Kirche schuldig gemacht hat, und Herr Martin, der Verfasser des Buchs: *Wahre und falsche Katholiken*, das jetzt in Paris Aufsehen macht, hat seiner Kirche einen schlechten Dienst gethan, wenn er die Bartholomäusnacht und andere Greuelscenen als Beispiele und Vorbilder zur Nachahmung aufstellt.

Bekämpfung des Ablasses.

Zu pag. 61.

Schon vor Luther hat der wackere Ulrich von Hutten die Päpste, namentlich den Papst Julius, wegen des Ablaßhandels heftig angegriffen; so sagt er unter andern in seinen beißenden Epigrammen:

Wie doch die gläubige Welt der Krämer Julius anführt,
 Welcher den Himmel verkauft, den er doch selbst nicht besitzt.
Biete nur feil, was du hast: wie schamlos ist's zu verkaufen,
 Was, o Julius, dir eben am meisten gebricht.

Und in einem andern:

Dreimal hab' ich mir nun die Freuden des ewigen Lebens
 Und, was weiter ich kaum wagte zu hoffen, erkauft;
Dreimal hab ich dafür den Schein mit dem Namen empfangen
 Und mit dem Siegel von Wachs, aber nur Namen und Schein.
Dreifach war ich ein Thor, denn wer mag hoffen zu kaufen,
 Was, wer's etwa besitzt, sicher verkaufen nicht mag.
Wollt' er's jedoch, so könnt' er es nicht verkaufen. Der Himmel
 Steht um den einzigen Preis redlichen Wandels zum Kauf.
Denn wie lächerlich auch, als bedürfe das himmlische Leben
 Irdischer Zeugung dafür, Siegel verlangen und Brief.

Ja nicht blos lächerlich, sondern empörend ist die Behauptung Roms, im Besitz eines Ueberflusses von guten Werken zu sein, und doch im Lebenswandel und in der Regierung der Kirche die schlechtesten Werke,

Untugenden, Laster, Ungerechtigkeiten, Erpressungen aller Art schamlos zur Schau tragen, wie die Päpste, mit wenigen Ausnahmen gethan haben, von welchen nicht wenige wahre moralische Ungeheuer waren.

Nächst Luther hat kein deutscher Mann mit gleicher ununterbrochener Heftigkeit gegen Rom gekämpft, obgleich vorauszusehen war, daß er in diesem Kampfe endlich unterliegen mußte. Er wählte aber eine andere Seite des Angriffs, nämlich nicht die kirchlichen Mißbräuche, sondern besonders die auf Gelderpressung abzielenden, financiellen Schwindeleien und betrügerischen Kunstgriffe, wodurch besonders das arme Deutschland von Rom ausgeplündert wurde. Dagegen setzte er, wie man zu sagen pflegt, Himmel und Erde, die hohen Herrschaften und das niedere Volk in Bewegung, wie die heftigen Sendschreiben beweisen, die er an die Kaiser Maximilian und Karl V., so wie an den Erzherzog Ferdinand und an den Erzbischof Albrecht von Mainz, seinen frühern Gönner, richtete und nicht weniger aufregend waren seine Reden an das deutsche Volk, mit der Mahnung, sich nicht ferner von Rom an der Nase herumführen und in die Tasche greifen zu lassen. Noch kurz vor seinem Tode hielt er den gutmüthigen Deutschen in der Schrift Arminius einen Spiegel vor in dem Beispiele ihrer Altvordern, welche kein Bedenken trugen, das Joch des weltbeherrschenden Roms heldenmüthig abzuschütteln, während sie jetzt kleinmüthig den Nacken unter das elende römische Pfaf-

fenregiment beugten. Er hatte sogar die Keckheit, dem Papst Leo, die von ihm aufgefundene Schrift des Lorenz Valla gegen die falschen Schrecken Constantins in einer ironischen Vorrede zu dediciren. An beißender Satire ließ dieser rüstige Kämpfer es auch nicht fehlen, wie z. B. seine Schrift der exilirte Pasquino und die Bulle und Bullentödter beweisen.

Da jetzt ein großer Theil von Deutschland nahe daran ist, sich mit gebundenen Händen an Rom hinzugeben, da seine Sendboten, die Jesuitten, welche das Anti-Evangelium des blinden Köhlerglaubens verkünden, überall mit offnen Armen aufgenommen werden und die Ultramontanen eifrig bemüht sind, neue Ketten zu schmieden, um Deutschland an Rom zu fesseln, so ist es wohl zeitgemäß, an einen ächt deutschen Mann zu erinnern, der mit seltener Resignation und Opferfreudigkeit bis zu seinem letzten Athem erschütternde literarische Keulenschläge gegen die damals noch furchtbare päpstliche Gewalt geführt hat und David Strauß hat sich ein großes Verdienst erworben, daß er in einer meisterhaften Darstellung uns das Leben und die Kämpfe des feurigen Ulrichs von Hutten vorgeführt hat. — Wir stimmen daher von ganzem Herzen in den Wunsch des rüstigen Biographen ein, daß Ulrichs gigantischer Schatten den elenden Vasallen Roms, diesen undeutschen Verräthern der deutschen Freiheit und Ehre, zürnend entgegentreten möge und wo möglich noch zürnender denen, welche im Schooße des Pro-

testantismus ein neues Papstthum pflanzen möchten. Er flamme in Haß auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre und entzünde in unsern Herzen Begeisterung für die Ehre und Größe des Vaterlands; er sei der Genius unsers Volkes, so lange ein zürnender und strafender Schutzgeist Noth thut.“ Man muß sich wundern, daß die Christenheit nicht schon längst zu der Einsicht gelangt ist, daß der Papst nicht der Statthalter Christi sein kann, schon deswegen, weil Jesus seine Predigt und Heilsmittel umsonst gab und auch seine Apostel ermahnte, dasselbe zu thun indem er sagt: (Matth. 10, 8) Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebt es auch: der Papst hingegen mit seinem heiligen Amte empörenden Wucher treibt, und seine falschen magischen Schutzmittel gegen Fegfeuer und Hölle, seine Passirzettel und Einlaßkarten zum Himmel theuer verkauft. Wie kömmt, kann man fragen, der Nachfolger Petri dazu, offenbare Simonie zu treiben, indem er die Bischofsitze nur gegen fast unerschwingliche Palliengelder vergiebt und überdieß die erstjährigen Einkünfte (Annaten) in Anspruch nimmt? Wie kann eine Kirche die wahre, von Jesu eingesetzte sein, die sich alle ihre Acte und besonders die unnützen Seelenmessen theuer bezahlen und häufig durch ihre Diener Erbschleicherei treiben läßt, um sich auf Kosten der rechtmäßigen, vielleicht sehr bedürftigen Erben zu bereichern.

Wer sich etwas ausführlicher von den Anmaßungen des Papstes, und seinen Speculationen auf den Aber-

glauben und die Unwissenheit der Völker unterrichten will, den verweise ich auf eine populaire Schrift, welche der Schwarzburg. Rudolstadt. Kirchenrath Wohlfrath unter dem Titel Abracadabra vor kurzem herausgegeben hat.

Zu pag. 135.

Die dort angeführten Gründe und Schlüsse bleiben dieselben auch wenn wir mit Carus annehmen, daß es nicht eine besondere Lebenskraft sondern die unbewußte Seelenkraft ist, welche unsern leiblichen Organismus bildet. Denn da sie zweckmäßig wirkt und sich dieser Zwecke doch nicht bewußt ist, so muß ein höheres Wesen, welches aller Zwecke mächtig ist, einen Impuls mit dem entsprechenden Vermögen, ihm gemäß zu handeln, in sie gelegt haben, so daß sie auch unbewußt Zwecke zu realisiren befähiget wird, welche so viel kleine Schöpfungen sind, obgleich sie von diesen Zwecken und der in ihr liegenden Schöpfungsmacht nichts weiß.

Das weltschöpferische Wort Gottes und der Logos des Johannes.

Zu pag. 141.

Ueber den Logos des Johannes sagt Bunsen in der Einleitung zu seinem schon angeführten Bibelwerk: Der Logos ist das Darbar (Wort) oder vollständig

D'bar Jahveh (Wort des Ewigen.) So oft in der Bibel gesagt wird: „Gott sprach", ist die Einheit des göttlichen Willens mit dem Sein Gottes ausgesprochen und diese Einheit als Ursache oder Grund alles erscheinenden Seins gesetzt. Damit ist aber schon der Gedanke der beiden ersten Verse des Evangeliums gegeben: Zu seinem (des Gedankens) Aussprechen und Geltendmachen für die neue Schöpfung des Geistes in der Menschheit bedarf es aber, wie immer einer Persönlichkeit, und diese war die Person und das Selbstbewußtsein Jesu von Nazareth.

Bunsen stellt also, wenn ich ihn recht verstehe die Stiftung des Christenthums, als eine neue Schöpfung, mit der großen Weltschöpfung in Parallele, indem er beide Schöpfungen als durch Wirksamkeit des göttlichen Worts (Darbar, Logos) zu Stande gebracht sich denkt.

Er sagt weiter: An eine persönliche Scheidung der göttlichen Vernunft*), dem göttlichen Sein gegenüber, ist so wenig in Joh. 1 zu denken als in dem Ausdrucke: Gott sprach. Dieses die Welt durchströmende Göttliche, alles Seins Urquell, ist erschienen, jene ewige Liebe, die Einheit des Guten und Wahren, ist persönlich geworden einzig und allein in Jesus von Nazareth, der sich bewußt war, als Sohn Gottes zu leben und zu sterben.

*) Bekanntlich heißt Logos auch Vernunft.

Es ist eben so unbiblisch, (meint Bunsen) Jesum von Nazareth in seinem irdischen Dasein mit dem Logos in Gott zu verwechseln, als die Wesenseinheit (Willenseinheit?) zwischen Gott und ihm als vollkommenem Menschen zu leugnen.

Es ist eben so gewiß und sicher, daß das ewige Wort in der Seele jedes wahren Christen wohnt, als es in Christo persönlich geworden ist.

Vernunftmäßigkeit, so schließt der Verfasser ist die Grundlage, wie der Christusreligion, so der Bibelauslegung.

Weil derselben Quelle entflossen, mögen hier noch die folgenden Bemerkungen Bunsens über das jetzige Formalkirchenthum und den Bekenntnißcultus der Ultralutheraner stehen, wovon ich oben pag. 73 ff. gesprochen habe.

Doch ziehen, — sagt er in dem angezogenen Werke (Vorerinnerungen XXXII) auch diejenigen ein schweres Gericht auf sich, — — welche in unserer Zeit kirchliche Schulformeln auf den Thron setzen, um die, zur Vereinigung strebenden Herzen durch Bekenntnißthum getrennt zu erhalten, welche immer von Glauben reden und doch so wenig Glauben haben, daß sie Polizeigewalt und politische Bevormundung, oder wenigstens priesterliche Schlüsselgewalt, an die Stelle des gemeinen Lebens, der Bibel und des belehrenden Gewissens setzen wollen. Auch sie können mit der Bibel und biblischen Wissenschaft nicht fertig werden,

und machen Auslegungen geltend, durch welche sie zu Thoren und Schwärmern gestempelt werden, falls sie an dieselben glauben, und zu tyrannischen Heuchlern, wenn sie nur andere dieselben glauben machen wollen. Niemand kann in Jesu den einzigen Glaubensgrund anerkennen, noch dem innern Gottesbewußtsein der Gläubigen die höchste entscheidende Stelle zuerkennen und zugleich die Union zerreißen durch den darüber-gestellten Confessionalismus; denn setzte ich hinzu: liebevolle Einigung kommt von Gott, das Sonderbekenntniß aber von beschränkten Menschen, und der Samen der Zwietracht der so oft darin gesäet ist, vom Teufel. — Wenn Paulus die Mahnung ausspricht: Ihr sollt Euch weder nach mir, noch nach Apollo, noch nach Kephas, sondern nach euerm Erlöser nennen; so kann dieses Gebot jetzt nicht anders übersetzt werden als: Ihr sollt nicht lutherisch, nicht calvinisch und papistisch, sondern christlich gesinnt sein und in Christo nur ein allgemeines Oberhaupt erkennen, unter dem ihr euch in gegenseitiger Liebe vereinen und eure Schwächen und Irrthümer duldsam ertragen sollt. Das Reich Gottes kommt nicht durch Scheiden und Trennen, sondern durch Sammeln und Vereinen. Die allgemeine Confession, die alle Kirchen vereinen könnte, hat Jesus selbst ausgesprochen, wenn er Joh. 17, 3 sagt: Das ist aber das ewige Leben, daß sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. Das ist aber den fanatischen Pfaf-

fen und Pastoren nicht genug; daraus läßt sich kein Zankapfel machen. Sie wollen es besser wissen und donnern von ihren Kanzeln herab, daß das ewige Leben an ganz andere Bedingungen und Glaubensbekenntnisse, an mystische und magische Kirchenacte, geknüpft sei, als an die von Jesu angegebenen. Wann werden doch meine lieben biedern Landesleute klug werden und diesen Störenfrieden ihr Ohr verschließen.

Noch ein Wort über den sittenverderblichen Materialismus.

Zu pag. 181.

Es kam mir in diesen Tagen eine Schrift in die Hände über die Freiheit des menschlichen Willens von J. G. Fischer, worin dieser zu beweisen sucht, daß diese Freiheit eine Täuschung sei und mit der Naturnothwendigkeit in dem grellsten Widerspruch stehe. Diese Behauptung ist nach den Principien der modernen materialistischen Naturforscher, zu welchen Herr Fischer gehört, ganz consequent, und da diese Schrift gut geschrieben, auch viele gute geographische, ethnographische, anthropologische und besonders physiologische Notizen und Deductionen enthält, so zweifle ich nicht, daß sie unter den Halbgebildeten, aus welchen zum größten Theil unser lesendes Publicum besteht, viele Leser finden und gar manche Proselyten des neuen Cultus, der keinen heiligen Gott anerkennt,

sondern nur vor der blinden Naturgewalt die Kniee beugt, machen werde. Ist doch alles, was der Verfasser vorbringt so hübsch anschaulich und begreiflich, giebt doch seine Lehre für das geängstigte Gewissen dem Lasterhaften und Sünder ein so weiches Schlummerkissen! Denn wenn der Mensch, bei allem, was er thut, keine Wahl hat, sondern durch die Naturnothwendigkeit bestimmt wird, so kann ja selbst der größte Verbrecher nicht zur Verantwortung gezogen werden, sondern die Natur muß für ihn eintreten. Weil man nun aber die Natur doch vor kein Criminalgericht stellen und zur Strafe ziehen kann, und Herr Fischer wohl einsieht, daß keine bürgerliche Gesellschaft bestehen könnte, wenn die Verbrecher für ihre Thaten unverantwortlich blieben und nicht bestraft würden, so sieht er sich genöthigt inconsequent zu werden und diese Verantwortlichkeit und folglich auch die Nothwendigkeit der Strafe zuzugeben. — Das Böse, meint er, ist eine Naturerscheinung und hat keinen moralischen Charakter. Aber so wie sich der Einzelne oder die ganze Gesellschaft gegen schädliche Naturerscheinungen schützt, so schützt sie sich auch gegen Individuen, deren Thun und Treiben die Interessen der Gesellschaft verletzt. — Diese Schutzmittel sind die Strafen, welche sich der Uebertreter der Gesetzes muß gefallen lassen, obgleich nicht er schuldig ist, sondern die Natur die Urheberin seiner Handlungen ist; er muß die Strafe tragen wie ein Unglück, nicht wie etwas, das er ver-

dient hat. So wie der Mensch die lebenslängliche Buße für körperliche Gebrechen trägt, so meint Herr Fischer muß er auch die Schuld und Verantwortlichkeit für seine Handlungen tragen.

Hat, frage ich, diese Verantwortlichkeit und diese Straftheorie auch nur den geringsten gesunden Sinn? Der Verbrecher wird aus der Kategorie der Schuld in die des Unglücks versetzt, und soll doch für dieses Unglück verantwortlich sein und mit Recht bestraft werden. Die Gesellschaft wird ungerecht, indem sie den unschuldigen Unglücklichen bestraft, weil sie an die mächtige Natur, die doch allein an allem Unheil schuld ist, nicht kommen kann. Wenn der Mörder zum Schaffot geführt wird, so stirbt er fast wie ein Martyrer, der Mitleiden, und wenn er sein Schicksal mit Standhaftigkeit erträgt, sogar Bewunderung verdient denn er trägt ja nicht die eigne, sondern die fremde Schuld, er stirbt als armer Vasall für seine mächtige Lehnsherrin, die Natur, welche ihm die Hand geführt und ihn zu seinen Thaten gezwungen hat.

Nein, und abermal nein, ihr Herrn Materialisten, die Freiheit ist kein leerer Wahn, sie ist eine Thatsache unsers Bewußtseins ein Postulat der Vernunft und des Gewissens und die Aussprüche und Forderungen des Gewissens sind gewiß; es fordert aber Pflichterfüllung vom Menschen; und diese ist nicht möglich ohne Freiheit. Mit der Freiheit giebt der Mensch seine sittliche Würde auf, und diese empörende

Zumuthung stellt der Materialismus an seine Anhänger. In seinem Naturcultus kann keine Rede sein von einem heiligen Gott, und von einem Unterschiede des Guten und Bösen. Der Egoismus ist sein leitendes Princip und der weiß nur von einem Unterschiede des Nützlichen und Schädlichen. Ich sollte meinen, daß Jeder, der nur das geringste sittliche Gefühl hat, diese trostlosen Lehren mit Abscheu von sich weisen müßte.

Darum, meine lieben Leser, laßt euch nicht täuschen durch das Gerede, daß die Causalität der Natur mit der Causalität der Freiheit in einem absoluten Widerspruch stehe; dieser Widerspruch würde bloß dann unausgleichbar sein, wenn die menschliche Freiheit unbedingt wäre; aber sie ist nur eine bedingte, relative. Die Kraft des freien Willens ist wie alle menschlichen Kräfte endlich, sie hat ein gewisses Maß, einen bestimmten Grad, der größer und kleiner sein und bis zu einem Minimum abnehmen kann; daher es nicht auffallen kann, wenn so viele Menschen die Sklaven einer lasterhaften Gewohnheit sind und sich in ihren Handlungen nicht durch einen sittlichen Willen, sondern durch blinde Naturtriebe und äußere Verhältnisse bestimmen lassen.

Uebrigens steht die Natur in keinem feindlichen Verhältnisse mit der menschlichen Sittlichkeit. Die schlimmsten Laster sind gerade die unnatürlichen, und viel Uebelstände, worüber wir uns zu beklagen haben,

kommen daher, weil die Menschen in der modernen Gesellschaft sich zu weit von der Natur entfernt haben und eine widernatürliche Lebensart treiben. Bestraft doch die Natur jedes Uebermaß und läßt die thörichten Menschen die bösen Folgen ihrer Laster fühlen, daher man nicht viel dagegen haben kann, wenn Jene die Forderung: der Natur gemäß leben, zum höchsten Sittengesetze macht.

Dies mag genug sein, um als Warnungstafel gegen die sittenverderbenden Lehren des Materialismus zu dienen; und ich füge nur noch die Bemerkung hinzu, daß, wenn der Mensch keine Freiheit des Willens hätte, Gott ja zum Urheber des Bösen gemacht würde, weil er der Urheber der Natur ist, welche Annahme einer Gotteslästerung gleichkäme. Aber eines gleichen Vergehens macht sich die extreme Gegenpartei der confessionelle Glaubenseiferer schuldig, wenn sie den Menschen für so verdorben erklärt, daß gar keine Anlage und Neigung zum Guten in ihm vorhanden sei; denn auch bei dieser Annahme verliert der Mensch seine sittliche Würde, welche in der Vernunft und dem freien Willen ihre Grundbedingung hat. Wenn man dem Teufel dieselbe Macht über den Menschen einräumt, welche die Materialisten der Natur zugestehen, so muß man zu denselben trostlosen Resultaten kommen, mit welchen das Todesurtheil des Materialismus ausgesprochen ist. Es ist demnach nicht möglich, daß in alten absurden Glaubenslehren, welche mit der Sittlichkeit des Men-

schen und der Heiligkeit Gottes im schneidendsten Widerspruch stehen, ein Lebensprincip für die protestantische Kirche liege.

Schlußbemerkung für's ganze Buch.

Als ich vor acht Jahren zuerst die Feder in Beziehung auf die vorliegende Schrift ansetzte, hatte ich keine andere Absicht als meine Gedanken über die wichtigsten Anliegen des menschlichen Lebens zu ordnen. So entstanden unter langen, zwischen der Arbeit liegenden Pausen eine Menge von Aufsätzen die durch kein systematisches Band verbunden waren. Nachdem nun einige von meinen literarischen Freunden von diesen Aufsätzen Einsicht genommen hatten, munterten sie mich auf, diese Arbeiten doch herauszugeben, welcher Mahnung ich indeß lange widerstand. Nachdem indeß meine Erlebnisse Beifall und Abnahme gefunden hatten, entschloß ich mich endlich zur Herausgabe dieser letzten Schrift, sah aber wohl ein, daß sie einer Umarbeitung und einer bessern, wenn auch nicht ganz systematischen Anordnung bedürfe. Ich sah mich daher nach einer leitenden Idee um und fand dieselbe in folgendem Gedankengange:

Theilnahme an dem Wohl und Weh anderer ist

nach der Erfahrung das beste Mittel, um der leidigen Selbstsucht entgegen zu wirken. Das sehen wir schon an dem Kinde, welches, wenn es in die Gesellschaft anderer Kinder eintritt, und an ihren Spielen Theil nimmt, seinen Eigensinn und Trotz vergißt. Der Egoismus tritt in den Hintergrund, wenn der Mensch durch die verschiedenen gesellschaftlichen Interessen, die auch ihn berühren, sich aufgefordert fühlt, an den Angelegenheiten seiner Gemeinde, seines Staats, seiner Nation, seiner Kirche Theil zu nehmen, und je kräftiger und stärker diese Theilnahme ist, desto mehr wird das selbstsüchtige Streben, dem sich der isolirt stehende Mensch so häufig hingiebt, geschwächt. Diese Erfahrungen haben mich bewogen, den Menschen von den verschiedenen Gesellschaftskreisen der Gemeinde, des Staates, des Nationalverbandes, der Kirche zu sprechen, um sie für die Anliegen derselben zu interessiren und in ihnen die Ueberzeugung zu erwecken, daß sich der einzelne Mensch niemals auf die Dauer wohlbefinden kann, wenn sich die Gesellschaft, zu welcher er gehört, übel befindet. Da in diesen Kreisen alle Angelegenheiten liegen, wofür der Mensch sich interessiren und Theilnahme empfinden kann, so habe ich die besten meiner Aufsätze nach diesen Kategorien geordnet, wobei freilich nicht immer die rechte Proportion beobachtet worden und vielleicht manche Abtheilung zu kurz und oberflächlich abgefertigt, eine andere wieder zu abschweifend und weitläuftig erscheinen möchte. Man möge

diesen kleinen Uebelstand, wenn es einer ist, mit meinen zweiundachtzigjährigen Alter entschuldigen, welches mir nicht gestattete, meine Schrift ganz umzuarbeiten. Die Wahrheit bleibt immer wahr, auch wenn sie am unrechten Orte gesagt und eingeschärft wird. Daß ich bei dieser Anordnung der Frage nicht ausweichen konnte, wie diese Gesellschaftskreise organisirt sein sollten, wenn sie eine lebhafte Theilnahme in Anspruch nehmen sollen, und das ich bei dieser Gelegenheit auch auf die zeitigen Mängel und Uebelstände unserer Gesellschaftskreise zu sprechen gekommen bin, wird man nicht ungehörig finden; und wenn das Letztere zuweilen mit zu großer Bitterkeit geschehen, so möge man es mit der Erfahrung entschuldigen, daß der Mensch in der trüben Atmosphäre des Alters die Dinge gewöhnlich dunkler und schwärzer sieht, als sie in der That sind.

Aber der oben ausgesprochene Gedanke ist richtig und wird von der Erfahrung bestätiget, daß es kein besseres Mittel giebt, dem Egoismus und der Selbstsucht entgegen zu wirken, als die warme Theilnahme an Gesellschaftsanliegen, und daß diese Theilnahme um so inniger und heftiger ist, je edler, größer und gemeinnützlicher die Zwecke sind, welche die Gesellschaft verfolgt. Wenn ein Staat, ein Nationalverband, eine Kirche solche Maßregeln ergreift, die auf einen mächtigen Fortschritt zum Bessern hinweisen, so wird in den Herzen der Angehörigen das Gefühl erweckt, einem großen Ganzen anzugehören, an dessen Spitze Männer

stehen, die für das allgemeine Wohl Sinn haben und keine das Volk fernliegende Interessen, sondern wahre volksthümliche Zwecke verfolgen.

Wie gesagt, der Mensch muß Theilnahme haben für ein großes Ganzes, wenn er aus den engen Pfählen und Schranken, welche der philisterhafte Eigennutz, oder der kleinliche Krämergeist um ihn gezogen hat, heraustreten soll. Der sonst so eigennützige Mensch ist der größten Aufopferung fähig, wenn in der Geschichte eine Epoche, ein Wendepunkt eintritt, wo durch die That geistiger Heroen alle Welt in Spannung versetzt und in patriotischer Begeisterung zur Theilnahme an großen Dingen und hohen Zwecken fortgerissen wird.

Wenn also die Staatsregierungen patriotische Bürger haben wollen, müßten sie die Theilnahme an öffentliche Angelegenheiten nicht bloß gestatten, sondern auch pflegen und befördern; denn, wo sie versagt ist, zeigen sich in der Gesellschaft dumpfe und faulige Zustände, wodurch sich leicht eine Gährung entwickeln kann, die, wie die Erfahrung lehrt, oft bedenkliche Folgen hat.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Druckfehler und Irrungen.

Erster Band.

Seite 9 Zeile 11 v. u. lies deren statt davon.
= 11 = 3 v. o. lies Wechselwirkung des Innern mit dem Aeußern.
= 17 = 8 v. o. lies und statt wie.
= 21 = 13 v. u. streiche sich.
= 22 = 10 v. o. nach arbeitet setze doch.
= 27 = 4 v. o. lies angezogen statt abgezogen.
= 62 = 1 v. o. lies Lebenskunst statt Lebenskraft.
= 119 = 1 u. 3 v. o. l. hervortretende st. hervortretend.
= 125 = 12 v. o. l. Selvgovernment st. Selfgovernement.
= 145 = 8 v. o. lies zukommende statt zukommend.
= 149 = 10 v. u. l. Form angenommenen st. formangemei.
= 164 = 6 v. u. lies suae statt suo
= 167 = 6 v. u. streiche behandelt.
= 168 = 6 v. u. lies Weben statt Wesen.
= 179 = 2 v. u. lies und statt mit.
= 182 = 1 v. u. lies Wähler statt Wahlen.
= 201 = 14 v. o. lies ausartete statt ausartet.
= 231 = 1 v. o. setze nach 3000 Thlr. mit Bezug auf die folgenden Zeilen.
= 231 = 5 v. o. lies 50000 statt 5000.
= 245 = 8 v. o. lies Ansprache statt Gespräche.
= 257 = 4 v. u. lies nur statt mir.
= 281 = 1 v. o. lies sie statt die.
= 297 = 8 v. u. lies Wirren statt Wirr=.
= 299 = 4 v. u. lies galt statt gälten.
= 324 = 2 v. o. lies führten statt führen.
= 330 = 1 v. o. lies Theile statt Theil.
= 337 = 9 v. u. nach gefüllt setze worden.

Druckfehler und Irrungen.

Zweiter Band.

Seite 38 Zeile 9 v. o. lies Pella statt Pello.
„ 87 „ 4 v. u. lies der statt die.
„ 96 „ 14 v. u. streiche wenn.
„ 129 „ 7 v. u. lies wird statt ward.
„ 175 „ 1 v. u. lies semina statt hemina.
„ 182 „ 4 v. u. lies allheiligen statt allerheiligen.
„ 204 „ 8 v. u. lies 30 statt 20.
„ 212 „ 9 v. o. lies allein statt allen.
„ 215 „ 6 v. u. lies wäre statt war.